This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

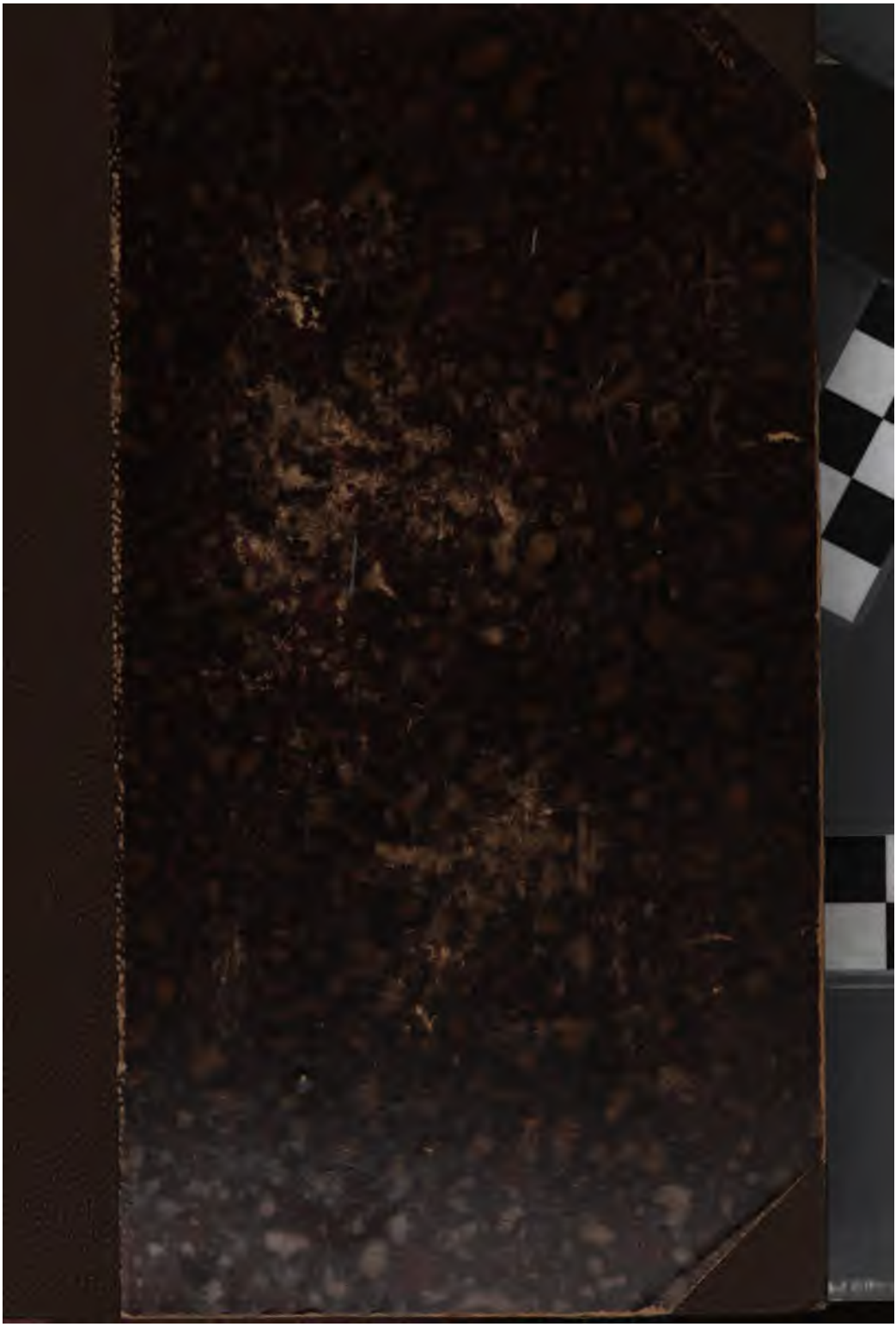
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

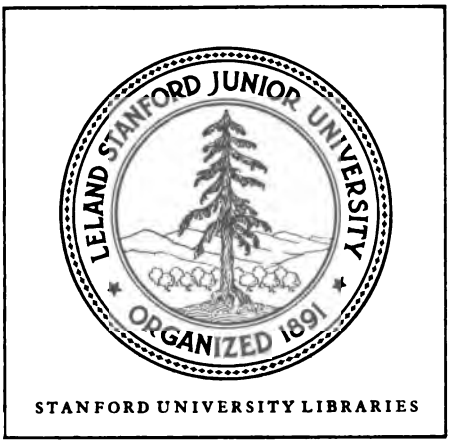
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

M. Stillmann

Soll und Haben.

Roman in sechs Büchern

von

Gustav Freytag.

Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit. Julian Schmidt.

Neunundvierzigste Auflage.
(Neue Stereotyp-Ausgabe.)

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1898.

PT 1513
S4

Der Verfasser hat sich das Recht der Uebersetzung vorbehalten.

Soll und Haben.

Roman in sechs Büchern.

Zweiter Band.

Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit. Julian Schmidt.

Viertes Buch.

1.

An einem kalten Octobertage fuhren zwei Männer bei dem Thorgitter der Stadt Rosmin vorüber in die Ebene, welche sich einförmig und endlos vor ihnen ausbreitete. Anton saß in seinen Pelz gehüllt, den Hut tief auf der Stirn, neben ihm der junge Sturm im alten Reitermantel, die Soldatenmütze lustig auf einem Ohr. Vorn hockte auf einem Strohbund der Knecht eines Ackerbürgers und peitschte die kleinen Pferde. Der Wind fegte mit seinem riesigen Besen Sand und Strohhalme über die Stoppelfelder, die Straße war ein breiter Feldweg, ohne Gräben und Baumreihen, die Pferde wateten bald durch ausgefahrene Wasserpfützen, bald durch tiefen Sand. Gelber Sand glänzte zwischen dem dürftigen Grün der Aecker überall, wo eine Feldmaus den Eingang zu ihrer Grube angelegt, oder wo der emsige Maulwurf nach Kräften gearbeitet hatte, die Ebene durch kleine Hügelketten zu unterbrechen. In den Senkungen des Bodens stand schlammiges Wasser; an solchen Stellen streckten die ausgehöhlten Stämme alter Weiden ihre verkrüppelten Arme in die Luft, ihre Ruthen peitschten einander im Wind, und die welken Blätter flatterten herunter in das trübe Wasser. Hier und da stand ein kleiner Busch zwerghafter Kiefern, ein Ruheplatz für Krähen, die durch den Wagen aufgescheucht, mit lautem Schrei über die Häupter der Reisenden flogen. Kein Haus war zu sehen an der Straße, kein Wanderer und kein Fuhrwerk.

Karl blickte zuweilen auf ſeinen ſchweigſamen Gefährten und ſagte endlich, nach den Pferden zeigend: „Wie ſtruppig ihr Haar iſt und wie ſchön ihr graues Mäuſefell! Ich möchte wiſſen, wie viel Stück von dieſen Thieren auf das Pferd meines Wachtmeiſters gehen. — Als ich von meinem Vater Abſchied nahm, ſprach der Alte: „Vielleicht beſuche ich dich, Kleiner, zu Weihnachten, wenn ſie die Chriſtbäume anzünden.“ „Du wirſt's nicht im Stande ſein,“ ſagte ich. „Warum nicht?“ frug er. „Du trauſt dich in keinen Poſtwagen,“ ſagte ich. Da rief der Alte: „Oho! die Poſtwagen haben eine gute Bauart, ich traue mich ſchon.“ — „Jetzt, Herr Anton, weiß ich, daß mein Vater uns niemals beſucht.“

„Warum nicht?“ frug Anton.

„Es iſt möglich, daß er bis Rosmin kommt. Zwar nicht im Wagen, aber daneben. Denn ſo lange er weiß, daß er einen oder zwei Plätze belegt hat, wird er allenfalls neben der Poſt her laufen. Sobald er aber dieſe Pferde und dieſen Weg ſieht, kehrt er auf der Stelle um. „Soll ich in eine Gegend, wo der Sand unter den Beinen wegläuft wie Waſſer, und wo die Mäuſe im Geſchirr gehen?“ wird er ſagen; „dieſes Land iſt mir nicht feſt genug.“

„Die Pferde ſind nicht das Schlechteſte in dieſer Gegend,“ erwiederte Anton zerſtreut, „ſieh zu, auch dieſe laufen.“

„Ja,“ antwortete Karl, „aber nicht als ordentliche Pferde, ſie werfen ihre Beine durcheinander wie zwei Kater, die ſich in der Peterſilie balgen. Und was ſie für Schuhe haben, deutliche Gänſefüße; für dieſe Hufe iſt noch kein Eiſen erfunden.“

„Wenn wir nur vorwärts kommen,“ entgegnete Anton, „der Wind geht kalt und mich fröſtelt durch den Pelz.“

„Der Herr Bevollmächtigte haben die letzten Nächte wenig geſchlafen,“ ſagte Karl ſalutirend; „die Luft bläſt hier wie über eine Tenne. Die Erde iſt in dieſer Gegend nicht rund, wie anderswo, ſondern platt wie ein Kuchen. Gerade hier haben

ſich die Leute eine Wüſtenei angelegt, wir fahren ſchon über eine Stunde, und noch iſt kein Dorf zu ſehen."

„Ja wohl, eine Wüſte," ſeufzte Anton; „hoffen wir, daß es beſſer wird."

So ging es in tiefem Schweigen weiter. Endlich hielt der Kutſcher neben einer Waſſerlache, ſpannte die Pferde los, ohne ſich um die Reiſenden zu bekümmern, und führte ſie an das Waſſer.

„Was Teufel ſoll das heißen?" rief Karl vom Wagen ſpringend.

„Ich füttere," antwortete der Knecht mürriſch mit fremdem Accent.

„Ich bin neugierig, wie er das anfangen wird," ſprach Karl in den Wagen. „Es iſt auch nicht der Schatten eines Futterſacks zu ſehen."

Die Pferde aber bewieſen, daß ſie auch ohne Hafer zu leben wußten, ſie ſtreckten die zottigen Hälſe zum Boden und fraßen das Gras und die Blätter des Strauchwerks am Waſſerrand ab, zuweilen ſenkten ſie den Kopf bis auf die Waſſerfläche und prüften den trüben Trank. Der Knecht aber holte einen Beutel unter ſeinem Sitz hervor, ſetzte ſich in den Schutz eines Erlenſtrauches und ſchnitt mit ſeinem Meſſer Brot und Käſe zurecht, ohne einen Blick auf ſeine Paſſagiere zu werfen.

„Höre, Ignaz oder Jacob," rief Karl, ihn unſanft anſtoßend, „wie lange ſoll das Frühſtück dauern?"

„Eine Stunde," erwiederte der Knecht kauend.

„Und wie weit iſt noch von hier nach dem Gut?"

„Zwei Stunden, vielleicht auch mehr."

„Du wirſt nichts mit ihm ausrichten," ſagte Anton, „wir müſſen uns den Brauch der Landſtraße gefallen laſſen." Er ſtieg vom Wagen und trat zu den Pferden.

Anton iſt auf dem Wege der polniſchen Herrſchaft. Er iſt jetzt Geſchäftsführer des Freiherrn. Sorgenvolle Monate hat er verlebt. — Die Trennung von ſeinem Prinzipal und

dem Hause war reich an bitteren Empfindungen. Anton stand die letzte Zeit allein, auch unter seinen Collegen; nur der stille Baumann war auf seiner Seite, das übrige Comtoir betrachtete ihn als einen Verlorenen. Mit eiserner Kälte hörte der Kaufmann seine Kündigung an, noch in der Stunde des Abschieds lag die Hand des Chefs wie hartes Metall in der seinen. — Seitdem hat Anton im Auftrag der Familie einige Reisen gemacht, nach der Residenz, zu Gläubigern. Jetzt soll er mit Karl, den er für die Wirthschaft des Freiherrn geworben, auf dem neuen Gut eine bessere Ordnung einrichten. Ehrenthal hatte nach dem Termin der Versteigerung auf Grund seiner Vollmacht die Herrschaft übernommen, er hatte den polnischen Verwalter auch für den Freiherrn verpflichtet. Es war unordentlich zugegangen bei der Uebernahme, und in Rosmin wußte man, daß der Verwalter des Gutes seitdem viele Verkäufe und Betrügereien vorgenommen hatte. So hat Anton keine Aussicht auf friedliche Tage.

„Jetzt ist die Stunde gekommen, wo ich meinen Auftrag ausrichten soll," rief Karl und fuhr mit den Händen in das Stroh des Wagens. Er holte eine große Kapsel von lackirtem Blech hervor und trug sie zu Anton hinunter. „Dies hat mir Fräulein Sabine für Sie mitgegeben." Vergnügt öffnete er den Deckel und präsentirte die Bestandtheile eines reichlichen Frühstücks, eine Flasche Wein und einen silbernen Becher. Anton griff nach der Kapsel. „Sie hat eine sehr schlaue Einrichtung," erklärte Karl, „Fräulein Sabine hat sie so bestellt." Anton betrachtete das Gefäß von allen Seiten und stellte es sorgfältig auf ein weiches Grasbüschel, dann ergriff er den Becher und sah darauf seinen Namenszug gravirt und darunter die Worte: „Dein Wohl!" Darüber vergaß er das Frühstück und seine Umgebung und starrte nachdenkend auf das kleine Gefäß.

„Vergessen Sie das Frühstück nicht, Herr Generalbevollmächtigter," erinnerte Karl.

„Setze dich zu mir, mein treuer Freund," ſagte Anton, „iß und trink mit mir. Deine höflichen Poſſen gewöhne dir ab; wir werden wenig haben, was wir aber erwerben, das wollen wir brüderlich mit einander theilen. Nimm die Flaſche, wenn du kein Glas haſt."

„Nichts über Leder," ſagte Karl, ein kleines Trinkgefäß von braunem Leder aus der Taſche ziehend. „Und was Sie ſoeben zu mir geſagt haben, das war freundlich gemeint, und ich danke Ihnen dafür. Aber Subordination muß ſein, ſchon wegen der andern Leute, und ſo wird der Herr Bevollmächtigte mir ſchon gütigſt erlauben, daß ich Ihnen zuerſt die Hand ſchüttele, und im Uebrigen Alles beim Alten bleibt. Sehen Sie nur die Pferde, Herr Anton, meiner Treu, die Racker freſſen auch Diſteln."

Wieder wurden die Pferde eingeſpannt, wieder warfen ſie ihre kurzen Beine im Sande vorwärts, und wieder ging es fort in der kahlen Gegend. Zuerſt durch eine leere Ebene, durch einen ſchlechten Kiefernwald, dann über eine Reihe von niedrigen Sandhügeln, die wie Dünen der öden Waſſerfluth über den pflanzenarmen Boden hervorragten, dann auf ſchadhafter Brücke über einen kleinen Bach. „Hier iſt das Gut," ſagte der Kutſcher ſich umdrehend, und wies mit der Peitſche auf einen Haufen dunkeler Strohdächer, welcher gerade vor ihnen ſichtbar wurde. Anton erhob ſich von ſeinem Sitz und ſuchte die Baumgruppe, in welcher das Herrenhaus liegen konnte. Er ſah nichts davon. Um das Dorf war Manches nicht zu finden, was auch die ärmlichſten Bauernhäuſer ſeiner Heimat ſchmückte, kein Haufe von Obſtbäumen hinter den Scheuern, kein umzäunter Garten, keine Linde auf dem Dorfplatz, einförmig und kahl ſtanden die ſchmutzigen Hütten neben einander.

„Das iſt traurig," ſeufzte er ſich niederſetzend, „viel ärger, als man uns in Rosmin geſagt."

„Das Dorf ſieht aus wie verwünſcht," rief Karl; „die Geſpanne arbeiten nicht auf dem Felde, und weder Kühe noch

Schafe ſind auf dem Stoppelland zu ſehen. Wahrſcheinlich haben die Leute hier Stallfütterung."

Der Knecht ſchlug auf die Pferde, und in unregelmäßigem Galopp fuhren ſie zwiſchen zwei Reihen von Lehmhütten durch das Dorf und hielten vor der Schenke an. Karl ſprang vom Wagen, öffnete die Schenkſtube und rief den Wirth. Ein Jude erhob ſich langſam von ſeinem Sitz am Ofen und kam an die Hausthür. „Iſt der Gensdarm von Rosmin angekommen?" frug Anton. Er war in das Dorf gegangen. — „Wo iſt der Weg nach dem Hofe?"

Der Wirth, ein ältlicher Mann mit verſtändigem Geſicht, beſchrieb den Weg deutſch und polniſch und blieb an der Thür ſtehen, wie Karl behauptete, ganz außer ſich über den Anblick von zwei Menſchen. Der Wagen bog in einen Nebenweg ein, der auf beiden Seiten mit dicken Baumſtümpfen beſetzt war, den Ueberreſten einer gefällten Allee. Durch die Löcher des Weges, durch Schlammpfützen und über Steine raſſelte der Wagen vor einen Haufen von Lehmhütten, an denen noch die Reſte eines weißen Kalkmantels hingen. „Die Scheunen und Ställe ſind leer," rief Karl, „denn in den Dächern ſind Oeffnungen, groß genug, um mit unſerm Wagen hineinzufahren."

Anton ſprach nichts mehr, er war gefaßt auf Alles. Durch eine Lücke zwiſchen den Ställen fuhren die Reiſenden in den Wirthſchaftshof, einen großen unregelmäßigen Platz, auf drei Seiten von ſchadhaften Gebäuden umgeben, die vierte offen gegen das Feld. Dort lag ein Haufe von Trümmern, Lehm und verfaulten Balken, die Ueberreſte einer eingefallenen Scheuer. Der Hofraum war leer, von Ackergeräthen und menſchlicher Thätigkeit war nichts zu erblicken. „Wo iſt die Wohnung des Inſpectors?" frug Anton betroffen. Der Kutſcher ſah ſich ſuchend um, endlich entſchied er ſich für ein kleines Parterregebäude mit einem Strohdache und unſaubern Fenſtern.

Bei dem Geräuſch des Wagens trat ein Mann auf die Thürſchwelle und wartete phlegmatiſch ab, bis die Reiſenden

abgeſtiegen waren und dicht vor ihm ſtanden. Es war ein breitſchultriger Geſell mit einem aufgedunſenen Branntweingeſicht, in einer Jacke von zottigem Zeuge; hinter ihm ſteckte ein ebenſo zottiger Hund die Schnauze aus der Thür und knurrte die Fremden an. „Sind Sie der Inſpector dieſer Güter?“ frug Anton.

„Der bin ich,“ erwiederte der kurze Mann in gebrochenem Deutſch, ohne ſich von der Stelle zu rühren.

„Und ich bin der Bevollmächtigte des neuen Eigenthümers,“ ſagte Anton.

„Das geht mich alles nichts an,“ grollte der zottige Mann in grobem Ton, drehte kurz um, ging in die Stube zurück und verriegelte die Thür von innen.

Anton war empört. „Schlag' das Fenſter ein und hilf mir den Schurken feſtnehmen,“ rief er ſeinem Begleiter zu Dieſer griff kaltblütig nach einem Stück Holz, ſchlug auf die Scheiben, daß der morſche Fenſterflügel klirrend in die Stube fiel, und ſprang mit einem Satz durch die Oeffnung hinein. Anton folgte. Das Zimmer war leer, die Kammer daneben auch, von dort führte ein offenes Fenſter ins Freie, der Mann war hinausgeſprungen. „Durch's Fenſter herein und wieder hinaus, wie die Teufel,“ ſchrie Karl und ſprang dem Flüchtling nach, Anton eilte zurück um das Haus herum. Er hörte Hundegebell und ſah, wie Karl über den ungetreuen Haushalter herfiel und ihn unter dem wüthenden Gekläff des Hundes am Kragen faßte. Anton ſprang zu Hilfe und hielt den Ausreißer feſt, während Karl dem Hunde einen Fußtritt gab, daß dieſer weit weg auf den Boden flog. Darauf brachten Beide den Inſpector, welcher heftig um ſich ſchlug, um die Ecke herum in das Haus zurück.

„Fahr' zur Schenke und hole den Gensdarm und den Wirth,“ rief Anton dem Kutſcher zu, der unbekümmert um die Händel der Herren unterdeß das Gepäck der Reiſenden vom Wagen abgeladen hatte. Der Knecht fuhr gemächlich ab

der Flüchtling wurde in die Stube geführt, Karl ergriff ein altes Tuch und band ihm die Hände auf den Rücken. „Entschuldigen Sie, Inspector," sagte er, „es ist nur auf einige Stunden, bis der Gensdarm aus Rosmin kommt, den wir bestellt haben." Unterdeß sah sich Anton in der Wohnung um; außer dem nothdürftigsten Hausrath und dem Bett des Mannes war nichts zu finden, weder Bücher noch Rechnungen. Es war kein Zweifel, auch die Wohnung war bereits ausgeräumt. Aus der Rocktasche des Gefangenen ragte ein Bündel Papiere, Anton zog sie dem Widerstrebenden heraus, es waren Verhandlungen und Actenstücke in polnischer Sprache. Unterdeß kam der Knecht mit dem Schenkwirth und dem bewaffneten Polizeibeamten zurück. Der Wirth blieb verlegen an der Thür stehen, dem Gensdarm erklärte Anton kurz den Zusammenhang. „Machen Sie eine Eingabe an das Amt," sagte der Gensdarm, „und geben Sie mir den Mann auf der Stelle mit. Er soll in Ihrem Wagen nach Rosmin fahren. Es wird am besten sein, wenn Sie sich den Menschen vom Halse schaffen, denn es ist eine schlechte Gegend hier, und er wird Ihnen zu Rosmin sicherer sein als hier, wo er Freunde und Spießgesellen hat." Aus der Schenke wurde nach langem Suchen ein Bogen Papier herzugebracht. Anton schrieb die Anzeige nieder und legte auf das Ansuchen des Polizeibeamten, der die polnischen Schriftstücke kopfschüttelnd durchgesehen hatte, diese bei; der Gefangene wurde auf den Wagen gehoben, der Gensdarm setzte sich neben ihn und sagte vor der Abfahrt noch zu Anton: „Ich habe mir lange gedacht, daß so etwas kommen würde. Sie werden mich vielleicht noch öfter in diesen Tagen brauchen." So fuhr der Wagen aus dem Hofe, und so verlief die Uebernahme des Gutes durch Anton. Er war ausgesetzt, wie auf einer wüsten Insel. Seine Lederkoffer und Reisebedürfnisse standen im Freien an einer Lehmwand, der Schenkwirth des polnischen Dorfes war der einzige Mensch, der ihnen Auskunft geben konnte und Rath schaffen in der unbehaglichen Lage.

Jetzt, da der Inſpector entfernt war, wurde der Wirth geſprächig, er zeigte guten Willen und erbot ſich demüthig zu allen Dienſten. Eine lange Unterredung begann. Das Ergebniß war ungefähr ſo, wie Anton nach den Warnungen des Juſtizcommiſſars Walther und der Beamten zu Rosmin gefürchtet hatte. Der abgeführte Verwalter hatte in den letzten Wochen noch nach Kräften gearbeitet, das Inventarium zu verwüſten; er war ſicher geworden durch ein Gerücht, das aus der Stadt in die Dörfer gedrungen war, auch der neue Beſitzer werde die Güter nicht übernehmen. Endlich ſchloß Anton die Verhandlung mit den Worten: „Was jener ſchlechte Mann veruntreut hat, darüber wird er Rechenſchaft ablegen; unſere nächſte Sorge iſt, feſtzuhalten, was auf den Gütern noch vorhanden iſt. Ihr müßt heut unſern Führer machen.“

So durchſuchten ſie den menſchenleeren Hofraum. — Vier Pferde mit zwei Knechten — ſie waren in das Holz gefahren — wenige ſchadhafte Pflüge, ein paar Eggen, zwei Leiterwagen, eine Britſchka, ein Keller mit Kartoffeln, einige Wispel Hafer, wenig Stroh — die Aufzeichnung nahm keinen großen Raum in Anſpruch; die Gebäude waren ſämmtlich ſchadhaft, nicht durch hohes Alter, ſondern durch die Gleichgültigkeit der Menſchen, welche das Eindringen der Elemente ſeit Jahren nicht verhindert hatten.

„Wo ſteht das Wohnhaus?“ frug Anton. Der Wirth führte aus dem Hofraum auf den Anger, eine weite Fläche, welche allmählich zu dem Ufer des Baches abfiel. Es war eine große Viehtrift. Die Rinder und Schafe hatten Löcher ausgetreten, die Rüſſel begehrlicher Schweine hatten den Boden aufgewühlt, graue Maulwurfshügel und üppige Grasbüſchel erhoben ſich auf dem Grund. Der Wirth ſtreckte die Hand aus: „Dort iſt das Schloß. Dies Schloß iſt berühmt in der ganzen Umgegend,“ fügte er mit Bewunderung hinzu, „ein ſolches ſteinernes Haus hat kein Edelmann im Kreiſe. Die

Herren im Lande wohnen hier in Lehm und Holz. Auch der reichſte, der von Tarow, hat nur ein niedriges Haus."

Etwa dreihundert Schritt von der letzten Scheuer erhob ſich ein mächtiger Bau von rohen Backſteinen, mit ſchwarzem Schieferdach und einem dicken runden Thurm. Das finſtere Mauerwerk auf dem Weideland ohne Bäume, ohne eine Spur von Leben, ſtand unter dem grauen Wolkenhimmel wie eine geſpenſtige Feſtung, welche ein häßlicher Geiſt aus den Tiefen der Erde gehoben hat, um von ihr aus das grüne Leben der Landſchaft zu vernichten.

Die Männer traten näher heran. Das Schloß war zur Ruine geworden, bevor die erbauenden Handwerker ihre Arbeit vollendet hatten. Seit uralter Zeit hatte an dieſer Stelle der unförmliche Thurm geſtanden, er war aus großen Feldſteinen gemauert, mit kleinen Fenſtern und Zuglöchern. Die alten Herren der Landſchaft hatten von ſeiner Höhe auf die Wipfel der Bäume geſehen, welche damals wohl noch weiter in die Ebene hineinreichten; ſie hatten von dort als ſtrenge Herren mit den Leibeigenen geſchaltet, die vor ihren Füßen das Land bauten und für ſie arbeiteten und ſtarben. Mancher Sarmatenpfeil war durch die kleinen Fenſter auf den anſprengenden Feind herabgeflogen, und manches anſtürmende Tatarenpferd war zurückgeprallt vor der feindlichen Steinmauer. An dieſen grauen Thurm hatte vor vielen Jahren ein Despot der Landſchaft zur Buße für begangene Sünden die Mauern eines Kloſters aufgerichtet. Aber das Kloſter war niemals fertig geworden, und lange hatten die Mauern zwecklos dageſtanden, bis der verſtorbene Graf ſie zu einem Herrenhaus für ſein Geſchlecht ausbaute. Er wollte einen Prachtbau aufführen, wie die Umgegend keinen anderen kannte.

Die Front des Hauſes war ſo an den Thurm gemauert, daß er in ihrer Mitte ſtand, und aus der geraden Linie im Halbkreis vorſprang, zwei Flügel des neuen Baues gingen auf den Bach hin. Es war die Abſicht geweſen, eine hohe

Rampe vor dem Schloß aufzuführen, der Haupteingang war in den Thurm eingeſchlagen und ausgewölbt worden; aber die Rampe war nicht aufgeſchüttet, und die ſteinerne Schwelle der Hausthür lag weit über Manneshöhe in der Thurmmauer, ohne Leiter nicht zu betreten. Keine Thür verſchloß die große Oeffnung. Die Fenſterlöcher des untern Stocks wieſen noch die rohe Mauer, ſie waren mit Bretern nothdürftig verſchlagen, im obern Stock waren einzelne Fenſter mit künſtlichen Rahmen von gedrehtem Holz verziert, und große Scheiben hatte man eingefugt, aber wieder zerſchlagen. In andern Fenſterlöchern hingen Rothrahmen aus rohem Kieferholz mit kleinen trüben Glasaugen. Auf der Zinne des Thurms ſaß eine Geſellſchaft Dohlen und blickte verwundert herab auf die fremden Männer, zuweilen flog eine mit lautem Schrei auf und ließ ſich an einer andern Stelle des Daches nieder, um wieder auf die Unwillkommenen herabzuſtarren.

„Ein Haus für Krähen und Fledermäuſe, aber nicht für Menſchen," rief Anton; „noch ſehe ich keinen Zugang zu dieſem Räuberſchloß." Der Wirth führte um das Gebäude herum. Auf der hintern Seite, wo zwei Flügel die Form eines Hufeiſens bildeten, waren niedrige Eingänge zum Erdgeſchoß und den Kellern, dort unten waren Ställe, große gewölbte Kochräume und kleine Zellen für die unfreien Diener. Von dem Anger aber lief eine Holztreppe hinauf in das untere Stockwerk. Knarrend bewegte ſich die Thür in ihren Angeln, ein ſchmaler Gang führte durch den Seitenflügel in die Räume des Vorderhauſes. Dort war Alles in großen Verhältniſſen angelegt und auf eine reiche Ausſtattung berechnet. Die runde Vorhalle, ein Gewölbe des alten Thurms, war mit bunten Marmorſtücken moſaikartig gepflaſtert, aus ihr ſah man durch die große Thüröffnung hinaus in das Freie. Eine breite Treppe, wie für ein Königsſchloß, führte in den obern Stock. Hier wölbte ſich eine zweite runde Halle mit kleinen Fenſterlöchern, das zweite Stockwerk des Thurms. Zu ihren beiden

Seiten lag die Reihe der Zimmer. Ueberall hohe wüſte Räume, ſchwere eichene Flügelthüren und ſchmutzige Kalkwände; die Decken waren aus dicken Fichtenſtämmen gezimmert, die im Schachbret in einander gefügt waren, in einigen Stuben ſtanden ungeheure grüne Kachelöfen, in anderen fehlten die Oefen ganz, in einigen war der Fußboden kunſtvolles Täfelwerk, in andern knorrige Kieferbreter; ein großer Saal mit zwei rieſigen Kaminen für Klafterſcheite hatte eine Nothdecke von alten Latten. Das Schloß war angelegt für einen wilden aſiatiſchen Hofhalt, für Tapeten von Leder und Seide aus Frankreich, für koſtbare Holzbekleidung aus England, für maſſives Silbergeräth aus deutſchen Bergwerken, für einen ſtolzen Herrn, für zahlreiche Gäſte und für eine Schaar leibeigener Knechte, welche die Hallen und Vorzimmer anfüllen ſollten. Der Erbauer des Schloſſes hatte an das reichliche Leben ſeiner wilden Ahnherren gedacht, als er den Bau aufführen ließ, er hatte dafür Hunderte von Stämmen aus ſeinem Walde niedergeſchlagen, und ſeine Leibeigenen hatten mit ihren Beinen und Händen viele tauſend Ziegel geknetet; aber die Zeit, die unerbittliche, hatte ihren Finger aufgehoben gegen ſeine Pläne, und nichts war lebendig geworden, was er gehofft hatte. Er ſelbſt war verdorben und geſtorben während des Baues, und ſein Sohn, ein Kind der Fremde, hatte den Untergang ſeines Erbes, ſo ſehr als einem Unſinnigen möglich, im fernen Lande beeilt. Jetzt ſtanden die Mauern des Slavenſchloſſes mit geöffneten Thüren und Fenſtern, aber kein Gaſtfreund ſprach im Eintreten dem Hauſe ſeinen Glückwunſch, nur wildes Geflügel flog aus und ein, und der Marder ſchlich neugierig über die Balkenlage. Nutzlos und häßlich ſtanden die Mauern, ſie drohten zu zerbröckeln und zu zerfallen wie das Geſchlecht, das hier gehauſt hatte.

Anton ging mit ſchnellen Schritten aus einem Zimmer in das andere, vergebens hoffte er einen Raum zu finden, in dem er ſich die beiden Frauen denken konnte, welche auf dieſe

Wohnung wie auf ein letztes Asyl hofften. Er öffnete alle Thüren, er stieg über die knisternden Treppen in die Höhe und wieder herunter, er störte die Vögel auf, welche durch die Oeffnungen eingedrungen waren und noch an den Nestern des letzten Sommers hingen; aber er fand nichts als unwohnliche Räume mit schmutzigen Kalkwänden oder rohen Mauern, überall Zugluft, klaffende Thüren, verblindete Fenster. In dem großen Saale war etwas Hafer aufgeschüttet; einige Zimmer des Oberstocks mochten früher zum nothdürftigen Aufenthalt für Menschen gedient haben, schlechte Stühle und ein roher Tisch war Alles, was sich von Möbeln vorfand.

Endlich betrat Anton die verfallene Treppe des Thurmes und stieg auf die Plattform. Dort sah er über den Mauerrand in die Tiefe und hinaus in die Ebene. Zu seiner linken Seite sank die Sonne hinter grauen Wolkenmassen hinab in den dunkeln Schatten der Nadelwälder, zur rechten Seite lag das unregelmäßige Viereck des Wirthschaftshofes, dahinter an der Landstraße die unschönen Hütten des Dorfes, in seinem Rücken der Bach, der von der untergehenden Sonne her nach dem Dorfe zu floß und an seinen Ufern einen Streifen Wiesenland zeigte. Um die Wiesen und den Anger lagen die Ackerstücke wie in toter Ruhe, ein unreines Grün war auf den meisten aufgeschossen, nur wenige zeigten die braunen Schollen, die Zeichen neuer Cultur. Auf dem Ackerboden erhoben sich hier und da wilde Birnbäume, die Freude des polnischen Landmanns, starke Stämme mit einer mächtigen Krone; unter jedem war eine Insel von Gras- und Pflanzenbüscheln, buntgefärbt durch das abgefallene Laub. Die wilden Bäume allein, die Wohnungen zahlloser Vögel, unterbrachen die einförmige Fläche, sie und am Rande des Gesichtskreises der dunkle Wald. Denn hinter Wiese und Feld und hinter dem gelben Sande umschloß einförmiges Nadelholz die Aussicht. Der Himmel grau, der Boden mißfarbig, die Bäume und Sträucher am Bach ohne Grün, und der Wald mit seinen Vorsprüngen und Buchten

einem Walle gleich, welcher dieſen Erdfleck abſchied von allen Menſchen, von aller Bildung, von jeder Freude und Schönheit des Lebens.

Antons Herz wurde ſchwer. „Arme Lenore, ihr armen Leute!“ ſeufzte er laut und faltete traurig die Hände. „Es ſieht hier abſcheulich aus, aber das läßt ſich beſſern. Wer Geld und Geſchmack hat, der Menſch kann Alles. Man kann dies Haus ausbauen und ſchmücken, ohne ungewöhnliche Koſten, Vorhänge, Teppiche, einige hundert Fuß Goldleiſten, der Tapezierer und Maler würden es in ein ſtattliches Schloß verwandeln. Leicht wäre der Anger geebnet, mit feinem Gras beſäet, einige Blumenbeete von leuchtenden Farben hineingeſetzt, dahinter eine Anzahl Büſche gepflanzt, die Hütten des Dorfes durch Baumlaub verſteckt. Und käme dann zu Haus und Park das Gefühl der Kraft und Thätigkeit, dann könnte auch dieſe Landſchaft, die troſtloſeſte und ödeſte, ein heiteres Bild werden. Es iſt nichts dazu nöthig als Capital, Menſchenkraft und ein geordneter Sinn. Wie aber will der Freiherr dieſe Güter finden? Die behagliche Einrichtung dieſes Hauſes ſollte die Blüthe eines thätigen und erfolgreichen Lebens ſein, und das Leben des Hausherrn iſt zerbrochen; ſie kann mit Verſtand nur geſchehen aus den Ueberſchüſſen, welche dieſes Gut ſeinem Herrn bereitwillig gewährt, und Tauſende von Thalern werden nöthig ſein, um in dieſer Unordnung die Anfänge eines neuen Lebens zu ſchaffen, und Jahre werden vergehen, bevor der Boden mehr trägt als die Wirthſchaftskoſten oder dürftige Intereſſen des angelegten Capitals.“

Unterdeß betrachtete Karl zwei Zimmer des Oberſtocks mit Kennerblicken. „Dieſe beiden gefallen mir vor allen andern,“ ſagte er zu dem Wirth. „Sie haben gekalkte Wände, ſie haben Fußböden, ſie haben Oefen, ja ſie haben ſogar Fenſter. Zwar ſind die Scheiben ſchadhaft, aber bis der Glaſer kommt, iſt dickes Papier nicht zu verachten. Hier richten wir uns ein. Könnt ihr mir etwas holen, was mit Beſen und Scheuer-

lappen umzugehen weiß? Gut, ihr könnt's; und hört, ſucht einige Bogen Papier zurecht, einen Leimtiegel führe ich mit mir. Wir wollen auf der Stelle Holz holen, dann will ich einheizen, Leim kochen, Papierfenſter einſetzen und Ritze verkleben. Vor Allem aber helft mir unſer Gepäck vom Hofe herſchaffen. Raſch vorwärts!"

Er riß durch ſeinen Eifer den Wirth fort, das Gepäck wurde in die Stube getragen, Karl packte eine Kiſte mit allerlei Handwerkzeug aus, und der Wirth lief nach der Schenke, ſeine Magd zu rufen.

Unterdeß trabten auf der Landſtraße einige Reiter dem Hofe zu, ſtattliche Männer in Herrentracht; ſie hielten vor der Wohnung des Beamten. Einer von ihnen ſtieg ab und pochte heftig an die verſchloſſene Thür. Anton rief ſeinen Gefährten, Karl eilte über den Anger den Fremden entgegen. Die Reiter galoppirten heran. „Guten Tag," rief der Eine in ſorgfältigem Deutſch, „iſt der Inſpector zu Haus?"

„Wo iſt der Oekonom? wo iſt Bratzky?" riefen die Andern, ungeduldig wie ihre flüchtigen Pferde.

„Wenn Sie den frühern Inſpector dieſes Gutes meinen," erwiederte Karl trocken, „ſo wird er Ihnen nicht entlaufen, obgleich Sie ihn hier nicht vorfinden."

„Was ſoll das?" frug der erſte Reiter und ritt näher an Karl heran. „Ich erſuche Sie um Auskunft."

„Wollen Sie Herrn Bratzky ſprechen, ſo müſſen Sie ſich nach der Stadt bemühen, er ſitzt im Stock."

Die Pferde bäumten, die Reiter drängten ſich näher an Karl heran, lebhafte Ausrufe in polniſcher Sprache flogen von allen Lippen. „Im Stock? Weshalb?"

„Fragen Sie meinen Herrn," erwiederte Karl und wies auf die Thür des Thurms, in welche Anton getreten war.

„Habe ich das Vergnügen, den neuen Eigenthümer des Gutes vor mir zu ſehen?" frug der Reiter ſich dem Thurm nähernd hinauf und lüftete ſeinen Hut. Anton ſah erſtaunt

auf den Fremden herunter, Stimme und Geſicht erinnerten ihn an einen Herrn mit weißen Glacéhandſchuhen, der in kritiſcher Zeit einen unangenehmen Eifer gezeigt hatte, Standrecht über Anton zu halten. „Ich bin der Geſchäftsführer des Freiherrn von Rothſattel," entgegnete er. Das Pferd des Reiters that zwei Sprünge zurück, der Reiter wandte ſich ſchnell ab und ſprach einige Worte zu ſeinen Begleitern. Darauf rief ein älterer Mann mit einem ſchlauen Fuchsgeſicht: „Wir wollen in einer Privatangelegenheit den bisherigen Inſpector des Gutes ſprechen. Wir erfahren, daß derſelbe in Haft iſt, und bitten Sie, uns zu ſagen, weshalb."

„Er hat ſich durch die Flucht der Uebergabe der Güter an mich entziehen wollen. Es iſt Verdacht, daß er unredlich gehandelt hat."

„Sind ſeine Sachen mit Beſchlag belegt?" frug der Reiter wieder hinauf.

„Weshalb thun Sie dieſe Frage?" frug Anton zurück.

„Um Vergebung," entgegnete der Andere, „der Mann hatte durch Zufall Acten, welche mir gehören, in ſeiner Wohnung es könnte mich in Verlegenheit ſetzen, wenn mir die Dispoſition darüber entzogen würde."

„Seine Effecten ſind mit ihm nach der Stadt geſchafft worden," erwiederte Anton. Wieder fuhren die Pferde der Reiter durcheinander, eine leiſe Unterredung entſtand, dann ſtoben die Fremden mit kurzem Gruß in geſtrecktem Galopp zurück nach dem Dorfe, dort hielten ſie einen Augenblick vor der Schenke und verſchwanden endlich auf dem Fahrweg hinter dem Walde.

„Was wollten die, Herr Wohlfart?" frug Karl. „Das war ein Beſuch im Sturmwind."

„Ja wohl," erwiederte Anton, „auch ich habe Grund, ihn für auffallend zu halten. Wenn ich nicht irre, habe ich einen der Herren bereits in ganz anderer Umgebung geſehen. Wahrſcheinlich hat dieſer Herr Bratzky ſich Freunde zu erwerben gewußt durch ungerechten Mammon."

Der Abend hüllte Schloß und Wald in ſeine grauen Decken. Die Knechte kehrten mit den Pferden aus dem Walde zurück, Karl führte ſie vor Antons Augen, hielt ihnen in polniſcher Sprache eine kurze Rede und nahm ſie für den neuen Herrn in Pflicht. Dann kam noch der Wirth zum Rechten ſehen, er brachte Waſſer und eine Tracht Holz und ſagte zu Anton: „Ich bitte den gnädigen Herrn, vorſichtig zu ſein in der Nacht, die Bauern ſitzen in der Schenke und raiſonniren über Ihre Ankunft; es ſind ſchlechte Leute darunter, ich traue nicht, daß nicht Einer zur Nacht einen Schwefelfaden in das Stroh ſteckt und Ihnen den Hof abbrennt."

„Ich traue, es thut's Keiner," entgegnete Karl, einen neuen Holzblock in den Ofen werfend. „Es bläſt ein hübſcher Wind gerade auf das Dorf zu, 's wird Niemand ein Narr ſein und ſich ſelbſt die volle Scheuer in Brand ſtecken. Wir wollen dafür ſorgen, daß derſelbe Weſtwind von heut ab immer weht, ſo lange wir hier ſind. Sagt das euren Leuten. — Habt ihr mir die beiden Kartoffeln mitgebracht?"

Anton beſtellte den Wirth zum nächſten Morgen, und die beiden Gefährten waren allein in dem öden Hauſe.

„Auf das Anlegen dürfen Sie nichts geben, Herr Anton," fuhr Karl fort, „es iſt überall in der Welt die Unart betrunkener Schlingel, mit Feuer zu drohen. — Und zuletzt, mit Reſpect zu ſagen, wär's auch noch kein großer Schade. — Jetzt, Herr Anton, ſind wir unter uns, jetzt ſieht man ſo wenig als möglich von dieſer polniſchen Wirthſchaft, jetzt fängt's an und wird gemüthlich."

„Du haſt Recht," ſagte Anton und ſchob ſich einen Schemel zum Ofen.

In den grünen Kacheln kniſterte das Holz, und der rothe Schein der Flamme verſuchte auf dem Fußboden einen feurigen Teppich zu malen und ſtreifige Lichter und Schatten durch die ganze Stube zu ziehen.

„Die Wärme thut wohl," ſagte Anton, „aber riechſt du keinen Rauch?"

„Natürlich," erwiederte Karl, welcher vor dem Ofenloch mit seinem Messer runde Löcher in die Kartoffeln bohrte. „Gerade die besten Oefen rauchen im Anfange des Winters am kräftigsten, bis sie sich wieder an ihre Arbeit gewöhnen. Und vollends dieser grüne Dickkopf hier hat vielleicht seit einem Menschenalter kein Feuer gesehen; es ist in der Ordnung, daß er nicht sogleich in Zug kommt. Bitte, schneiden Sie ein Stück Brot ab und streichen Sie hier den Ritz zu, ich verfertige unsere Leuchter." Er holte ein großes Packet Lichte hervor, schnitt die halbe untere Rundung der Kartoffeln ab, steckte in jede ein Licht und stellte sie als Leuchter auf den Tisch, dann setzte er die Blechbüchse auf. „Die ist unerschöpflich," sagte er, „sie hält noch morgen Mittag vor."

„Gewiß," stimmte Anton vergnügt bei. „Ich habe einen merkwürdigen Appetit. Und jetzt laß uns überlegen, wie wir unsere Wirthschaft einrichten. Was wir von Hausrath nicht entbehren können, holen wir aus der Stadt, ich will sogleich ein Verzeichniß machen. Das eine Licht löschen wir wieder aus, wir müssen sparen."

So verging der Abend unter guten Plänen; Karl machte die Entdeckung, daß er aus Kisten und Bretern einen Theil der Möbel in wenig Stunden zusammenschlagen konnte. Und lustig klang zuweilen das Lachen der Genossen in den Wänden des Despotenhauses wieder. Endlich rieth Anton zu Bett zu gehen. Sie schüttelten ihr Lager aus Stroh und Heu zurecht, schnallten die Mantelsäcke auf und holten ihre Matratzenstücke und Decken hervor. Karl befestigte ein Schraubenschloß aus seinem Kasten an der Stubenthür, untersuchte die Ladung des Karabiners, ergriff seine Kartoffel und sagte salutirend: „Wann befehlen der Herr Generalbevollmächtigte morgen geweckt zu werden?"

„Du guter Junge," rief Anton, die Hand von seinem Lager nach ihm ausstreckend.

So ging Karl in das Nebenzimmer, das er für sich aus-

geſucht hatte. Kurz darauf verlöſchten die beiden Lichter, der erſte Schimmer des Lebens, welcher in dem verlaſſenen Hauſe wieder aufgeglüht war. In dem Ofen knackten noch lange die kleinen Kobolde des Hauſes über dem neuen Feuer, ſie ſummten in dem Rauchfang, ſie klopften an Thüren und Fenſter, erſtaunt über das Treiben der fremden Männer. Endlich fuhren ſie zuſammen in eine Ecke des alten Thurmes und fingen an ſich zu ſtreiten, ob die Flamme, die heut Abend angezündet war, von jetzt ab fortbrennen würde, und ob aus den Fenſtern von jetzt ab alle Tage ein fröhliches Licht hinausfallen würde auf den Anger, die Felder, den Wald. Und während ſie zweifelten, ob das Neue ſtark genug ſei ſich zu erhalten, trieb der Rauch die Fledermäuſe aus ihrer Wohnung im Schornſtein, daß ſie ſchlaftrunken um die Zinnen des Thurms flatterten, und die Käuze im Mauerritz ſchüttelten ihren dicken Kopf und ſtöhnten über die neue Zeit.

2.

Wer immer in den gebahnten Wegen des Lebens fortgegangen iſt, begrenzt durch das Geſetz, beſtimmt durch Ordnung, Sitte und Form, welche in ſeiner Heimat als tauſendjährige Gewohnheit von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt ſind, und wer plötzlich als Einzelner unter Fremde geworfen wird, wo das Geſetz ſeine Rechte nur unvollkommen zu ſchützen vermag, und wo er durch eigene Kraft die Berechtigung zu leben ſich alle Tage erkämpfen muß, der erſt erkennt den Segen der heiligen Kreiſe, welche um jeden einzelnen Menſchen Tauſende der Mitlebenden bilden, die Familie, ſeine Arbeitsgenoſſen, ſein Volksſtamm, ſein Staat. Ob er in der Fremde verliere oder gewinne, er wird ein Anderer. Iſt er ein Schwächling, ſo wird er die eigene Art den fremden Gewalten opfern, in deren Bannkreis er getreten iſt. Hat er Stoff zu einem Manne,

jetzt wird er einer. Doppelt theuer werden seiner Seele die Güter, in deren Besitz er aufgewachsen war, vielleicht auch die Vorurtheile, die an seinem Leben hingen; und Manches, was er sonst gleichgültig angesehen hatte wie Luft und Sonnenschein, das wird jetzt sein höchstes Gut. Erst im Auslande lernt man den Reiz des Heimatdialekts genießen, erst in der Fremde erkennt man, was das Vaterland ist.

Auch Anton sollte erproben, was er besaß und was ihm noch fehlte.

Am nächsten Morgen begann die Besichtigung der Bodenfläche. Die Besitzung bestand aus dem Hauptgut und drei Vorwerken, nur die Hälfte des Bodens stand unter der Pflugschar, ein kleiner Theil lag in Wiesen, fast die Hälfte war Wald und an dem Saume desselben nackter Sand. Schloß und Dorf lagen ungefähr in der Mitte der großen Lichtung, zwei Vorwerke an den entgegengesetzten Enden gegen Morgen und Abend, beide durch Vorsprünge des Waldes versteckt. Das dritte Vorwerk im Süden war durch den Wald ganz von dem Gute getrennt, es lehnte sich an ein anderes polnisches Dorf, hatte einen eigenen Wirthschaftshof und wurde seit alter Zeit als getrenntes Gut bearbeitet. Es umfaßte über den vierten Theil der Bodenfläche, hatte eine Brennerei und war seit einigen Jahren in Pacht des Branntweinbrenners, eines wohlhabenden Mannes. Der Contract des Pächters war durch Ehrenthal auf einige Jahre verlängert worden, der Pachtzins war niedrig und mehr zum Vortheil des Arrendators als der Gutsherrschaft festgesetzt. Doch war dies Pachtverhältniß gegenwärtig ein Glück für das Gut, weil es von einem Theil desselben Einkünfte gewährte. Der verwüstete Wald stand unter einem Förster.

Der erste Gang durch die Flur des Hauptgutes war so unerfreulich als möglich; die Felder waren für die Winterfrucht fast ohne Ausnahme nicht bestellt, und wo ein kleiner Theil die Spuren der Pflugschar zeigte, da war sie durch die

Bewohner des Dorfes hingetragen worden, welche das herrenlose Gut als ihre Beute betrachteten und die fremden Ansiedler mürrisch und mit verhaltenem Grimme anstarrten. Seit Jahren hatten sie keine Hand- und Spanndienste geleistet, und der Schulz, den Anton herbeirufen ließ, erklärte trotzig, die Gemeinde werde sich nicht gefallen lassen, daß die alte Zeit wiederkehre. Er gab vor, kein Wort Deutsch zu verstehen, auch Karls Beredtsamkeit vermochte nur unbehilfliche Reden aus ihm herauszubringen. Der Ackerboden selbst, vernachlässigt und durch Unkräuter entstellt, war in vielen Feldstücken besser, als Anton erwartet hatte, und der Schenkwirth rühmte seine Erträge; nur in der Nähe des Waldes erwies er sich als dürftig, auf manchen Stücken gar nicht für Fruchtbau geeignet.

„Das wird ein ernster Tag," sagte Anton, seine Brieftasche einsteckend. „Laß die Britschka anspannen, wir fahren zu den Kühen."

Das Vorwerk, auf welchem das Rindvieh einquartiert war, lag gegen Abend, eine halbe Stunde vom Schlosse entfernt. Ein erbärmlicher Stall, daran die Wohnung eines Knechtes, das war Alles. Die Rinderherde und zwei Paar Zugochsen waren dem Großknecht übergeben, er hauste dort mit seiner Frau und einem schwachsinnigen Hirten. Die Leute verstanden nur wenig Deutsch und flößten kein Zutrauen ein; die Frau war eine unsaubere Dame ohne Schuhe und Strümpfe, deren Milchschüsseln die reinigende Macht des Wassers wohl selten erfahren hatten. Der Knecht und zuweilen der Hirt pflügten mit den Ochsen, wo ihnen gerade gut schien, die Herde weidete auf den ungebauten Aeckern um das Vorwerk. „Hier ist Arbeit für dich," sagte Anton, „untersuche die Herde und was du etwa von Winterfutter findest. Ich notire die Gebäude und das Geräth." Karl berichtete: „Vier und zwanzig Milchkühe, halb so viel Jungvieh und ein alter Stier; höchstens ein Dutzend Kühe sind brauchbar, die andern unnütze Grasfresser. Das

Ganze ist schlechte Race; es sind früher einmal fremde Kühe, wahrscheinlich schweizer, hierhergeschafft worden, und ein Zuchtstier, der für den hiesigen Schlag viel zu groß war, so sind häßliche Mischlinge entstanden. Die besten Stücke sind offenbar ausgetauscht, denn einiges elende Landvieh läuft in der Herde, das sich apart zusammenhält, es kann noch nicht lange bei den andern sein. Von Futter ist etwas Heu für den Winter, und einige Schock Haferstroh da, Streu fehlt ganz."

„Die Gebäude sind trostlos," rief Anton. „Fahr', Kutscher, nach der Brennerei. — Ich habe den Pachtvertrag genau durchgesehen und bin dort noch am besten unterrichtet."

Der Wagen rollte auf einer schlechten Brücke über den Bach, dann über Aecker und über eine kahle Sandfläche, spärlich mit Wolfsmilch und Sandgras bewachsen, in deren Wurzeln zuweilen das Samenkorn einer Kiefer gekeimt hatte und als krummer Strauch seine Aeste über den Sand legte. Darauf kam der Wald, Büsche und Stangenholz mit weiten Zwischenräumen, zwischen denen der nackte Sand zu Tage lag, überall Wurzelstöcke der geschlagenen Bäume, mit Flechten und Büscheln Haidekraut umwachsen. Schritt um Schritt wateten die Pferde durch den lockern Sand, keiner der beiden Gefährten sprach, ungeduldig haftete ihr Blick auf jedem Baum, den ein günstiger Zufall höher und breiter geformt hatte als die dürftigen Nachbarn.

Endlich erweiterte sich die Aussicht, noch ein Dutzend Kiefernbäume am Wege und wieder lag eine Ebene vor den Reisenden, ebenso einförmig, ebenso mit Wald eingefaßt, wie die Ackerinsel, aus welcher sie kamen. Vor ihnen stand ein Kirchdorf, sie fuhren bei einem hölzernen Crucifix vorüber und hielten auf dem Hofe des Vorwerks. Der Pächter hatte wohl schon von ihrer Ankunft gehört, wahrscheinlich war er mit den Verhältnissen des Freiherrn besser bekannt, als Anton lieb war; denn er empfing seinen Besuch mit einer Gönnermiene und steifem Nacken. Kaum daß er sie in ein leeres

Zimmer führte. Und eine ſeiner erſten Fragen war: „Glauben Sie denn, daß der Rothſattel das Gut wird behaupten können? Es iſt viel daran zu thun, und wie ich höre, iſt der Mann nicht im Stande, Capitalien hineinzuſtecken.“

Die anmaßende Kälte erbitterte Anton, aber er antwortete mit der zähen Ruhe, welche der Handelsverkehr dem Eingeweihten gibt: „Wenn Sie mich fragen, ob der Freiherr von Rothſattel die Herrſchaft behaupten wird, ſo erwiedere ich Ihnen, daß er dies um ſo eher im Stande ſein wird, je gewiſſenhafter ſeine Pächter und Zinsleute ihren Verpflichtungen gegen ihn nachkommen. Gegenwärtig bin ich hier, um nachzuſehen, ob Sie ſelbſt dieſe Pflichten erfüllt haben. Ich bin bevollmächtigt, Ihr Inventarium auf Grund Ihres Pachtvertrags durchzuſehen. Und wenn Ihnen an dem guten Willen des Freiherrn jetzt und in der Zukunft gelegen ſein ſollte, ſo gebe ich Ihnen den wohlmeinenden Rath, höflicher gegen ſeinen Stellvertreter zu ſein.“

„Der gute Wille des Barons iſt mir ganz gleichgültig,“ erwiederte der aufgeblaſene Pächter. „Aber da Sie von Ihrer Vollmacht reden, ſo zeigen Sie mir doch das Papier.“

„Hier iſt ſie,“ ſagte Anton, ruhig das Document aus der Taſche ziehend.

Der Arrendator ſah die Schrift ſorgfältig durch, oder gab ſich wenigſtens den Anſchein, endlich reichte er die Blätter nachläſſig zurück und ſagte grob: „Ich weiß gar nicht, ob Sie das Recht haben, jetzt durch meine Wirthſchaft zu gehen. Indeß habe ich nichts dawider. Gehen Sie und ſehen Sie an, was Sie wollen.“ Dabei ſetzte er ſeine Mütze auf und wandte ſich ab, um nach der Nebenſtube zu gehen.

Karl faßte in ſeinem Zorn einen Stuhl und ſtieß ihn auf den Boden, Anton aber vertrat mit ſchnellem Schritt dem Pächter den Weg und ſagte ihm in ruhigem Geſchäftston: „Ich laſſe Ihnen die Wahl, ob Sie uns auf der Stelle ſelbſt durch die Wirthſchaft führen wollen, oder ob ich eine Inventur

durch das Gericht veranlaſſen ſoll. Das Letztere wird Ihnen Koſten verurſachen, die ich für unnütz halte. Ihre Anweſenheit iſt nothwendig, den Beſtand des Inventariums feſtzuſtellen, und deshalb ſind Sie verpflichtet, Sie ſelbſt, uns zu begleiten. Außerdem will ich Ihnen noch andeuten, daß jedem Pächter der gute Wille des Eigenthümers nothwendig iſt, wenn er eine Verlängerung ſeiner Pacht beabſichtigt; und die Ihre geht in zwei Jahren zu Ende. Auch mir iſt es keine Freude, in Ihrer Geſellſchaft die nächſten Stunden zuzubringen; wenn Sie aber die Pflichten des Contracts und der Höflichkeit gegen mich nicht erfüllen, ſo wird der Eigenthümer Ihres Vorwerks jede contractwidrige Nachläſſigkeit, welche ſich hier findet, dazu benutzen, durch die Gerichte ſein Verhältniß zu Ihnen aufzulöſen. Jetzt haben Sie die Wahl."

Der Pächter ſah einige Augenblicke verdutzt in das entſchloſſene Geſicht Antons und ſagte endlich: „Wenn Sie durchaus darauf beſtehen, — es war nicht ſo böſe gemeint." Unwillkürlich rückte er an der Mütze und ging voran in den Hof. Anton folgte und zog wieder ſeine Schreibtafel heraus. Die Beſichtigung begann. Nr. 1. Wohnhaus, das Dach defect. — Nr. 2. Kuhſtall, ein Fach der Lehmwand ausgefallen, u. ſ. w. — So ging es lange fort in unerquicklichem Betrachten und Hadern. Das geſchäftsmäßige Weſen Antons und die kriegeriſche Haltung ſeines Begleiters übten zuletzt ihre Wirkung auf den Pächter, er wurde kleinlauter und murmelte ſogar einige Entſchuldigungen.

Als Anton den Wagen heranwinkte, ſagte er dem Mann: „Ich gebe Ihnen vier Wochen Zeit, die bemerkten Uebelſtände zu beſeitigen. Nach dieſer Friſt komme ich wieder." Und vom Wagen aus rief Karl dem plumpen Manne zu: „Wollten Sie vielleicht die Güte haben, jetzt Ihre Mütze abzunehmen, wie ich es thue, dies iſt der paſſende Augenblick. — So iſt's recht, mit der Zeit werden Sie das Ding ſchon lernen. Vorwärts, Kutſcher! — Wenn Sie wiederkommen," ſagte er zu Anton,

„wird der Mann ſein, wie ein Ohrwurm, der aus einer Pflaume kriecht. Er iſt dick geworden auf dem Vorwerk."

„Und das Hauptgut iſt ſchlechter geworden durch ihn," ſagte Anton. — „Nach dem neuen Vorwerk!"

Ein dürftiges Wohnhaus, auf der einen Seite der lange Schafſtall, auf der andern der Pferdeſtall und die Scheuer.

„Es iſt merkwürdig," ſagte Karl, aus der Ferne auf die Gebäude ſehend, „dieſes Dach hat keine Löcher; dort in der Ecke iſt ein Viereck von neuem Stroh eingeſetzt. Bei Gott, das Dach iſt ausgebeſſert."

„Hier iſt die letzte Hoffnung," erwiederte Anton.

Als der Wagen vorfuhr, zeigte ſich der Kopf einer jungen Frau am Fenſter, neben ihr ein blondhaariger Kinderkopf, beide fuhren ſchnell zurück.

„Dies Vorwerk iſt das Juwel des Gutes," rief Karl und ſprang über den Rand der Britſchka herunter. „Hier ſind deutliche Spuren einer Düngerſtätte. Dort läuft ein Hahn und die Hennen hinterdrein, alle Wetter, ein regulärer Hahn mit einem Sichelſchwanz. Und hier ſteht ein Myrtenſtock am Fenſter. Hurrah! hier iſt eine Hausfrau, hier iſt Vaterland, hier ſind Deutſche."

Die Frau trat aus dem Hauſe, eine ſaubere Geſtalt, gefolgt von dem krausköpfigen Knaben, der beim Anblick der Fremden ſchleunigſt ſeine Finger in den Mund ſteckte und ſich hinter der Schürze ſeiner Mutter verbarg. Anton frug nach dem Mann. „Er kann Ihren Wagen vom Felde ſehen, er wird ſogleich hier ſein," ſagte die erröthende Frau. Sie bat die Herren in die Stube und ſtäubte mit ihrer Schürze eilig zwei Holzſtühle ab. Es war ein kleines geweißtes Zimmer, die Möbel mit rother Oelfarbe geſtrichen, aber ſauber gewaſchen, im Kachelofen brodelte der Kaffetopf, in der Ecke tickte die Schwarzwälder Uhr, und auf einem kleinen Holzgeſtelle an der

Wand ſtanden zwei gemalte Porzellanfiguren und einige Taſſen, darunter wohl ein Dutzend Bücher; hinter dem kleinen Wandſpiegel aber ſteckte die Fliegenklappe und eine Birkenruthe, ſorgfältig mit rothem Band umwunden. Es war der erſte behagliche Raum, den ſie auf der weiten Gutsfläche gefunden hatten.

„Ein Geſangbuch und eine Ruthe," ſagte Anton freundlich; „ich hoffe, Sie ſind eine brave Frau. Komm her, Blondkopf." Er zog den verdutzten Knaben auf ſeinen Schoß und ließ ihn auf dem Knie reiten, im Schritt, im Trab und Galopp, bis der kleine Kerl ſich entſchloß, ſeine Hände anderswo unterzubringen als im Munde. „Er kennt das," ſagte die Frau erfreut, „ſein Vater macht's ihm gerade ſo, wenn er artig iſt."

„Sie haben eine ſchwere Zeit durchgemacht," warf Anton hin.

„Ach, Herr," rief die Frau, „als wir hörten, daß eine deutſche Herrſchaft das Gut gekauft hätte, und daß wir jetzt Alles für Sie zuſammenhalten müßten, und daß Sie nächſtens kommen würden und vielleicht hierher ziehen, da haben wir uns gefreut wie Kinder. Mein Mann war den ganzen Tag wie einer, der in der Schenke geweſen iſt, und ich habe vor Freuden geweint. Wir glaubten, daß jetzt Ordnung werden ſollte, und man will doch wiſſen, für wen man arbeitet. Mein Mann hat ernſthaft mit dem Schäfer geſprochen, — er iſt auch aus unſerer Gegend, — und die beiden Männer haben mit einander abgemacht, daß ſie es nicht leiden wollen, wenn der Inſpector noch etwas verkauft. Und daſſelbe hat mein Mann dem Inſpector geſagt. Aber Niemand iſt gekommen in vielen Wochen, wir haben alle Tage in der Schenke nachgefragt, und mein Mann iſt in Rosmin beim Gericht geweſen und hat ſich erkundigt, bis es zuletzt hieß, Sie würden gar nicht kommen, und das Gut würde wieder verkauft werden. Da, es ſind jetzt vierzehn Tage her, iſt der Inſpector mit einem fremden Fleiſcher angefahren und hat verlangt, mein Mann ſolle ihm die Hammel übergeben. Mein Mann hat ſich geweigert. Da haben ſie ihm gedroht und mit Gewalt in den

Schafſtall gewollt. Und der Schäfer und mein Mann haben ſich davor geſtellt und die Beiden zurückgeworfen. Darauf ſind dieſe mit Flüchen weggefahren und haben gewettert, ſie würden ſich die Schafe doch holen. Seit der Zeit haben unſere Männer jede Nacht gewacht, dort hängt die geladene Flinte, die ſich der Vogt dazu geborgt hat; und wenn des Schäfers Hund bellte und ſich etwas im Hofe rührte, bin ich aufgefahren und habe um den Mann und das Kind eine fürchterliche Angſt gehabt. Es ſind gefährliche Menſchen hier, Herr Oberamtmann, und Sie werden das auch finden."

„Ich hoffe, Vieles ſoll jetzt beſſer werden," ſagte Anton. „Ihr habt ein einſames Leben hier."

„Es iſt wohl einſam," ſagte die Frau; „nach dem Dorfe kommen wir faſt gar nicht, und nur manchmal des Sonntags in die deutſchen Dörfer, wenn wir zur Kirche gehen. Aber es gibt immer im Hauſe zu ſchaffen, und," fuhr ſie verlegen fort, „ich will's nur gerad heraus ſagen, wenn es Ihnen nicht recht iſt, ſoll es auch aufhören. Ich habe einen kleinen Fleck hinter der Scheuer umgegraben, wir haben ihn eingezäunt und einen Garten daraus gemacht, da habe ich mir gezogen, was ich für die Küche brauchte, und dann," fuhr ſie ſtockend fort, „dann ſind auch noch die Hühner — und auch ein Dutzend Enten, und, wenn Sie nicht böſe ſein wollten, die Gänſe auf der Stoppelweide, und," ſie fuhr mit der Schürze an die Augen, „noch die Kuh und das Kalb."

„Unſer Kalb," rief der kleine Blondkopf laut und ſchlug mit den Händen auf Antons Knie.

„Wenn Ihnen nicht recht iſt, daß ich das Vieh für mich gehalten habe," fuhr die Frau weinend fort, „ſo ſoll ja Alles aufhören. Lohn hat mein Mann und der Schäfer ſeit der letzten Wollſchur nicht bekommen, und was wir zum Leben gebraucht, das haben wir uns durch Verkauf ſchaffen müſſen; aber mein Mann hat Rechnung geführt über Alles, und er wird ſie Ihnen vorlegen, damit Sie ſehen, daß wir keine unehrlichen Leute ſind."

„Ich hoffe, es wird ſich ſo ausweiſen," tröſtete Anton die aufgeregte Frau. „Unterdeß zeigen Sie mir Ihren Garten; wenn es möglich iſt, ſollen Sie ihn behalten."

„Es iſt nichts mehr darin," ſagte die Frau entſchuldigend und führte die Gäſte zu dem eingehegten Platz, deſſen Beete ſchon in großen Schollen umgegraben waren für die Winterruhe. Sie beugte ſich nieder und ſuchte von Blumen zuſammen, was ſie noch fand, einige Aſtern, und ihren Stolz, die Herbſtveilchen. Sie band einen Strauß und überreichte ihn Anton. „Weil Sie ein Deutſcher ſind," ſagte ſie dabei mit freudigem Lächeln.

Im Hofe hörte man eilige Schritte. Der Vogt kam in der Arbeitsjacke mit gerötheten Wangen heran und ſtellte ſich vor. Es war ein junger ſtattlicher Mann von verſtändigem Weſen mit einem Zutrauen erweckenden Geſicht. Anton ſagte ihm einiges Ermunternde, und im Dienſteifer eilte der Mann ins Haus und brachte ſeine Rechnungen herzu.

„Erſt betrachten wir die Wirthſchaft," ſagte Anton, „die Bücher nehme ich mit, ihr kommt morgen auf das Schloß, dort beſprechen wir das Weitere."

„Die Pferde ſind auf dem Felde," erklärte der Vogt, „ich ſelbſt führe den einen Pflug, bei dem andern muß Schäfers Knecht helfen. Es ſind nur vier Pferde hier, ſonſt ſtanden zwölf in dem Stall. Wir haben in dieſem Jahre wenig mehr gebaut, als unſer Deputat und Futter für das Vieh. Es fehlte an Allem."

Der Gang durch die Wirthſchaftsräume war doch erfreulich, die Gebäude waren in erträglicher Ordnung, und die vorhandenen Vorräthe gaben Hoffnung, die Herde über den Winter zu erhalten. Zuletzt öffnete der Vogt mit freudigem Geſicht eine Thür im Bodenraum des Wohnhauſes und wies auf einen Haufen Erbſen. „Das Stroh haben Sie über dem Schafſtall geſehen, hier ſind die Erbſen ſelber, ich habe ſie vor dem Inſpector verſteckt, weil ich dachte, ſie gehörten Ihnen.

Es war Eigennutz dabei," fuhr er ehrlich fort, „denn wir waren so gestellt, daß wir nichts erhielten, und ich mußte auf etwas denken, was diesem Vorwerk das Leben rettete, wenn der Winter keine Hilfe brachte."

Die Frau des Vogts trat mit ihrem Knaben herzu, als die Männer aufbrachen, ihr Gesicht leuchtete vor Freude über die bevorstehende Verbesserung ihrer Lage.

„Es ist gut," sagte Anton lächelnd, „ich hoffe, wir werden mit einander zurecht kommen. Und jetzt zu den Schafen. Wir gehen, kommt mit uns, Vogt." Der Wagen fuhr langsam über das Feld voraus, der Vogt erklärte eifrig den Zustand der Feldstücke; nicht der vierte Theil des Ackers, welcher zu dem Vorwerk gehörte, war bestellt, lange Strecken lagen seit Jahren als Weideland in Ruhe.

Ungeduldig eilte Karl voraus, als sie sich dem wolligen Volk näherten, welches gegenwärtig fast der einzige Schatz lebender Wesen war, der dem Gute gehörte. Langsam mit breitem Schritt kam der Schäfer den Fremden entgegen, begleitet von seinen zwei Hunden, dem erfahrenen alten, welcher gleichen Schritt mit seinem Herrn hielt und ebenso bedächtig, wie sein Brotherr, das neue Schicksal des Gutes herankommen sah, und von einem jungen Köter, der als Lehrling in dem schweren Berufe eines Schäferhundes sich vergeblich bemühte, den Schein ruhiger Würde zu behaupten; er lief immer wieder in jugendlicher Hitze seinem Herrn vor und bellte die Fremden an, bis ein mißbilligendes Knurren seines erfahrenen Kameraden ihn zum Stillstehn brachte. Der Schäfer nahm mit Förmlichkeit seinen breiten Filzhut ab und erwartete die Anrede der Fremdlinge. Als denkender Mann und Naturkundiger wußte er allerdings, wen er vor sich sah, aber es hätte Einem, dessen ganzes Leben darauf gerichtet war, vorschnelles Wesen an Schafen und Hunden zu bändigen, sehr schlecht gestanden, wenn er selbst die Neugierde eines Böckleins gezeigt hätte. Der Vogt stellte mit einer kreisförmigen Handbewegung dem

Schäfer die beiden Herren vor, und der Schäfer neigte mehrmals seinen Kopf in einer Weise, welche anzeigte, daß er die Bedeutung der ausgesprochenen Worte vollständig begreife.

„Eine hübsche Herde, Schäfer," redete ihn Anton an.

„Fünfhundert fünf und zwanzig Stück," antwortete der Schäfer, „darunter sechs und achtzig Lämmer, dort hinten vierzig Masthammel." Er suchte mit forschendem Blick in der Herde nach einem Schaf, welches die wünschenswerthen Eigenschaften eines Probestücks hatte, beugte sich nieder, faßte das Thier mit schnellem Ruck an den Hinterbeinen und zeigte die Wolle. Karl begann die Untersuchung. Es waren große starkgebaute Thiere, wie sie zu den Verhältnissen des Gutes paßten, und gleichmäßiger in Bau und Wolle, als sich nach Allem hoffen ließ. „Wenn sie Futter kriegen, geben sie ihre Wolle," sagte der Schäfer stolz. „Es ist Kernwolle."

Ein Jährling war so unvorsichtig, zu husten. Der Schäfer sah mißbilligend auf das vorlaute Thier; „die Herde ist ganz gesund," erklärte er.

„Wie lange seid ihr hier im Dienst?" frug Anton.

„Neun Jahre," erwiederte der Mann. „Als ich herkam, war das Vieh, wie die Pudel in der Stadt, mit nacktem Hintertheil. Es hat Mühe gemacht, Niemand hat sich um die Herde bekümmert; es ist deswegen nicht schlechter gegangen. Wenn ich nur immer Erbsenstroh gehabt hätte, und in diesem Winter die ordinären Erbsen für die Mütter."

„Wollen sehen, was sich thun läßt," tröstete Anton; „es ist knapp in der Wirthschaft für diesen Winter."

„Das ist wahr," gab der Schäfer zu, „aber hier ist schöne Brachweide."

„Ich glaube gern," sagte Anton lächelnd, „daß eure Schafe nicht unzufrieden sind. Es gibt wenig Felder, auf denen euer Hund nicht zu jeder Jahreszeit gebellt hat. Mit Freuden habe ich gehört, wie brav ihr die Herde für euren neuen Herrn vertheidigt habt Sind die Leute hier euch oft ärgerlich gewesen?"

„Ich könnt's nicht ſagen, Herr," verſetzte der Schäfer, „die Menſchen ſind ſich überall gleich, ſie wollen nicht pariren und ſie haben keine Ueberlegung. Ich richte eher einen Hund ab für die Herde, als einen Menſchen." Er ſtützte ſich breitſpurig auf ſeinen langen Stab und ſah mit Wohlgefallen auf ſeinen Hund herunter, der unterdeß pflichtgetreu die Herde umbellt hatte und jetzt zu ſeinem Herrn zurückkam, um ſeine Schnauze vertraulich an den Hoſen deſſelben abzuwiſchen. „Sehen Sie dieſen Hund an! Wenn ich einen Hund zwei Jahre in der Lehre gehabt habe, ſo iſt er entweder gut, oder er iſt nicht gut. Wenn er nicht gut iſt, ſo jage ich ihn fort und ich bin fertig mit ihm; wenn er einmal gut geworden iſt, ſo kann ich mich, ſo lange er lebt, auf ihn verlaſſen wie auf mich ſelber. Den Jungen dort bei den Hammeln habe ich drei Jahre im Dienſt und ich kann keine Stunde dafür ſtehen, daß er nicht einen verrückten Einfall bekommt, und anſtatt meine Schafe nach rechts zu treiben, ſelber nach links läuft. Deswegen ſage ich, es iſt auf Menſchen kein Verlaß."

„Und auf wen verlaßt ihr euch in dieſer Welt?" frug Anton.

„Zuerſt auf mich ſelber," ſagte der Schäfer, „denn ich kenne mich, und dann auf meinen Hund Krambow, den kenne ich auch, und außerdem noch zuletzt, wie ſich's gehört," — er winkte mit dem Kopfe ein wenig nach der Höhe; dann pfiff er leiſe ſeinem Hunde, Krambow fuhr wieder im Kreiſe um die Herde. „Und Sie," fuhr der Schäfer fort, „werden Sie hier bleiben bei dem Baron?"

„Ich denke ja," antwortete Anton.

„Und darf ich fragen, als was? Inſpector und Amtmann ſind Sie nicht, denn Sie haben ſich die Hammel noch nicht angeſehen. Die Hammel müſſen fort, es iſt hohe Zeit. Alſo, darf ich fragen, was ſind Sie bei dem neuen Herrn?"

„Wenn's ein Titel ſein ſoll," erwiederte Anton, „ſo nennt mich Rechnungsführer."

„Rechnungsführer," wiederholte der Schäfer nachdenkend, „da darf ich wohl mit Ihnen über mein Deputat reden?"

„Das ſollt ihr, Schäfer, das nächſte Mal, wenn ich euch ſehe."

„Es hat keine Eile," ſagte der Schäfer, „man will nur wiſſen, wie? In meiner Stube iſt eine Glasſcheibe zerbrochen, der Glaſer wird jetzt wohl wieder auf's Schloß kommen, da bitte ich, Herr Rechnungsführer, daß Sie an mich denken."

Karl und der Vogt traten heran, Anton rief dem Kutſcher: „Nach der Förſterei!"

„Sie wollen zum Förſter?" frug der Vogt mit verlegener Miene.

„Er will zum Förſter!" wiederholte der Schäfer und trat einige Schritte näher.

„Weshalb wundert euch das?" forſchte Anton aus dem Wagen.

„Es iſt nur" — ſagte der Vogt ſtockend, „der Förſter iſt ein wunderlicher Mann. Und wenn nicht der Herr Baron ſelbſt kommt, ſo wird er ſich nicht ergeben."

„Wohnt er denn in einer Feſtung?" frug Anton lachend.

„Er hat ſich eingeſchanzt," ſagte der Vogt, „und läßt Niemanden in ſein Haus, er lebt auf ſeine eigenthümliche Weiſe."

„Er iſt ein Waldmenſch," beſtätigte der Schäfer mit dem Kopfe nickend.

„Die Polniſchen ſprechen, er iſt ein Schwarzkünſtler," fuhr der Vogt fort.

„Er kann verſchwinden," rief der Schäfer.

„Glaubt ihr das auch?" frug Karl erfreut.

„Es gibt keine Hexriche," erklärte der Schäfer mit ſtarker Mißbilligung dieſes Vorurtheils, „die im Dorfe halten Manchen dafür. Der Förſter iſt ein natürlicher Mann."

„Er iſt im Grunde ein guter Mann, aber er hat ſeinen Eigenſinn," ſagte der Vogt.

„Ich hoffe, er wird meine Vollmacht reſpectiren," entgegnete Anton, „es wäre ſein Schade, wenn er es nicht thäte."

„Es wird doch beſſer ſein, wenn ich mit dem Förſter ſpreche," bat der Vogt. „Wenn Sie mir erlauben wollen mit Ihnen zu fahren, — er hat zu mir ein gutes Zutrauen."

„Meinetwegen," ſchloß Anton, „nehmt die Zügel, der Knecht mag unterdeß den Pflug führen, auf dem Rückwege ſetzen wir euch ab. Und jetzt vorwärts zu dem gefährlichen Mann."

Der Vogt lenkte in einen Feldweg, der in den Wald zwiſchen junges Kiefernholz führte. Der Boden war wieder Sand, der Baumwuchs kümmerlich. Ueber Wurzeln und Steine ging es auf einem Seitenwege tiefer in den Wald hinein, an einem Schlage von fünfzehnjährigem Holz hörte der Fahrweg auf, der Vogt ſchlang die Zügel um einen Baumſtamm und bat die Herren auszuſteigen. Auf ſchmalem Fußpfade ſchritten ſie durch dickes Kiefergebüſch vorwärts, die langen Nadeln ſtreiften an ihre Kleider, die eingeſchloſſene Luft war mit kräftigem Waldgeruch angefüllt. Hinter dem jungen Holz ſenkte ſich der Boden, der Grund wurde feucht, grünes Moos hatte ſeine weichen Polſter ausgebreitet, und eine Gruppe mächtiger Föhren ſtreckte ihre dunklen Kronen hoch in die Luft. Hier lag das Förſterhaus, von den braunen Aeſten der Waldbäume überdacht, ein niedriger Holzbau von einem ſtarken Breterzaun umgeben, um deſſen Außenſeite eine dreifache Reihe junger Fichten als Hecke gepflanzt war. Ein kleiner Quell rieſelte unter dem Holz des Zauns hervor, von den Wedeln großer Farnkräuter bedeckt fiel er murmelnd auf einige Steine. Unten das ſaftige Moosgrün, darüber die Stämme hundertjähriger Bäume mit bärtigen Flechten bewachſen, und darin das Haus hinter grünendem Zaune verſteckt, das war ein Anblick, der zwiſchen Sand und Haide wohl erfreuen mußte. Nirgend war ein Weg zu ſehen, auf dem Mooſe nicht einmal die Spuren eines Fußtritts, nur das Hundegebell im Hofe verkündete, daß nicht Frau Holle oder die ſieben kleinen Zwerge in der Hütte wohnten, ſondern leibhaftige Menſchen.

Die Männer gingen um den Zaun herum, bis ſie an eine ſchmale Thür kamen, die aus ſtarken Bohlen zuſammengenagelt und feſt verſchloſſen war.

„Sein Dompfaff ſitzt oben am Fenſter,“ ſagte der Vogt, „er iſt zu Hauſe.“

„So ruft ihn an,“ befahl Anton.

„Er weiß längſt, daß wir hier ſind,“ erwiederte der Vogt und wies auf eine Reihe kleiner Oeffnungen im Zaune; „ſehen Sie die Gucklöcher? Er beobachtet uns ſchon, aber das iſt ſeine Art ſo. Ich muß mein Zeichen geben, ſonſt wird er nicht aufmachen.“ Der Vogt ſteckte zwei Finger in den Mund und pfiff drei Mal, aber Alles blieb ſtill. „Er iſt tückiſch,“ ſagte der Vogt bekümmert. Wieder tönte ſein gellender Pfiff, bis das Gebell der Hunde in Geheul überging und der Dompfaff am Dachfenſter mit den Flügeln um ſich ſchlug.

Endlich erklang eine rauhe Stimme von der andern Seite der Wand: „Wen zum Henker bringt ihr mit euch?“

„Macht auf, Förſter,“ rief der Vogt, „die neue Herrſchaft iſt da.“

„Geht zum Teufel mit eurer Herrſchaft,“ antwortete die Stimme unwillig, „ich habe die Zucht ſatt.“

Der Vogt ſah beſtürzt auf Anton. „Oeffnen Sie das Thor,“ befahl dieſer, „es wird Ihnen nützlich ſein, wenn Sie freiwillig thun, wozu ich Sie zwingen kann.“

„Zwingen?“ frug die Stimme; „ſeht zu, ob ihr mit dem fertig werdet.“ Der Lauf einer Doppelflinte ſchob ſich durch das Loch in der Thür und bewegte ſich gemächlich hin und her.

„Das Gewehr wird euch nichts helfen,“ erwiederte Anton, „wir haben etwas bei uns, was von heut ab in dieſem Walde ſtärker ſein ſoll als die Gewalt, und das iſt unſer Recht und das Geſetz.“

„So?“ frug die Stimme, „und wer ſind Sie denn?“

„Ich bin der Bevollmächtigte des neuen Gutsherrn und befehle euch, dieſe Thür zu öffnen.“

„Heißen Sie Moſes oder Levi?“ rief die Stimme wieder. „Ich will mit keinem Bevollmächtigten der Welt zu thun haben. Wer als Bevollmächtigter zu mir kommt, den halte ich für einen Spitzbuben.“

„I ſo ſoll doch das Donnerwetter auf euren harten Kopf fahren,“ rief Karl in tiefſter Entrüſtung. „Wie könnt ihr euch unterſtehen, von meinem Herrn ſo beſpectirlich zu reden, ihr verrückter Kommisſtiefel?“

„Kommisſtiefel?“ frug die Stimme; „das laſſe ich mir gefallen, das iſt das verſtändigſte Wort, welches ich ſeit langer Zeit gehört habe.“ Der Riegel ſchob ſich zurück, und der Förſter trat vor die Thür, die er wieder hinter ſich zuzog. Er war ein kleiner breitſchultriger Mann mit grauem Haar und einem langen grauen Bart, der ihm bis auf die Bruſt herabhing; in dem runzligen Geſicht glänzten zwei ſchlaue Augen wie Kohlen; er trug einen dicken abgeſchabten Rock, dem Sonne und Regen jede Farbe ausgeſogen hatten, hielt ſeine Doppelflinte in der Hand und blickte trotzig auf die Fremden. So glich er einem Stück Baumſtamm aus dem Walde. Endlich ſagte er: „Wer hat hier geſchimpft?“

„Ich,“ antwortete Karl vortretend, „und ihr ſollt mehr erhalten als ſchwere Worte, wenn ihr in eurer Inſubordination fortfahrt.“

„Was tragt ihr für eine Mütze?“ frug der Alte, Karl aufmerkſam betrachtend.

„Seid ihr ein Pilz geworden in eurem Walde, daß ihr die nicht kennt?“ verſetzte Karl und ſchwenkte ſeine Soldatenmütze um den Kopf.

„Huſar?“ frug der Alte.

„Invalide,“ erwiederte Karl.

Der Alte wies auf ein kleines Band an ſeinem Rocke. „Landwehr,“ ſagte er, „1813 und 1814.“

Karl griff an die Mütze und ſalutirte: „Reſpect, Alter; aber ein Grobian ſeid ihr doch.“

„Na, euch hört man's auch nicht an, daß ihr Invalide seid," sagte der Förster. „Ihr seht toll genug aus, und fluchen könnt ihr auch. Also Sie sind keine Händler und keine Agenten?" frug er zu Anton gewandt.

„So nehmt doch Vernunft an," rief der Vogt. „Dieser Herr hier hat den Auftrag, das ganze Gut zu übernehmen und von jetzt ab zu verwalten, bis die Herrschaft selber kommt. Es wird bessere Zeit werden, Förster, der Herr ist anders, als die in der letzten Zeit hier waren. Ihr stürzt euch ja ins tiefste Unglück mit eurem widerhaarigen Wesen."

„So?" sagte der Förster. „Um mein Unglück kümmert euch nicht, ich werde schon allein damit fertig. Also Sie sind ein Bevollmächtigter? In den letzten Jahren ist alle Augenblicke ein Anderer gekommen mit einer Vollmacht. Und das will ich Ihnen sagen," fuhr er zornig fort und trat einige Schritte vor: „Bücher und Rechnungen finden Sie nicht bei mir. Meine Sache steht so: seit fünf Jahren habe ich als Förster, der über diesen Wald gesetzt ist, mich mit den Vollmachten herum gezankt, jede Vollmacht hat Klaftern geschlagen in ihre Tasche, und zuletzt sind die Bauern gekommen aus allen Dörfern und haben sich Holz geholt, so viel sie wollten, und wenn ich ihnen mein Eisen unter die Nase hielt, so hielten sie mir einen Spitzbubenzettel von einem Bevollmächtigten unter die Nase, der ihnen Alles erlaubte. Ich hab' nichts mehr zu sagen gehabt und habe hier für mich gelebt. Wild gibt's wenig; was ich geschossen habe, habe ich aufgegessen, und Haut und Balg verkauft, denn der Mensch muß leben. Seit fünf Jahren habe ich keinen Pfennig Salar erhalten, ich habe mir's selbst genommen. Alle Jahre fünfzehn Stämme von diesen hier. So weit Sie dort die Lichtung sehen, stand neunzigjähriges Holz, fünfmal fünfzehn Stämme habe ich für mich niedergeschlagen, noch drei Winter reichen die Stämme, die hier stehen, auf so lange geht meine Rechnung. Wenn der letzte niedergeschlagen war, dann wollte ich meine Hunde totschießen und mir einen

ſtillen Platz im Walde ausſuchen.“ Er ſah finſter auf ſeine Flinte. „Dreißig Jahre habe ich hier gelebt, ich habe mein Weib und meine Kinder auf dem deutſchen Kirchhofe begraben; was jetzt mit mir geſchieht, bekümmert mich nicht. So weit um dieſes Haus herum der Blaff meiner Hunde reicht und meine Kugel trägt, iſt der Wald im Stande, das Andere hat den Bevollmächtigten gehört. Das iſt meine Rechnung, und jetzt machen Sie mit mir, was Sie wollen.“ Er ſtampfte in großer Aufregung den Kolben auf die Erde.

„Auf das, was Sie mir geſagt haben,“ erwiederte Anton, „werde ich Ihnen antworten in der Förſterei und in der Stube, welche von jetzt ab Ihrem Brotherrn, dem Freiherrn von Rothſattel gehört.“ Er ſchritt zu der Thür und legte die Hand an den hölzernen Riegel: „So ergreife ich Beſitz von dem Eigenthum des neuen Gutsherrn.“ Er öffnete die Thür und winkte dem Förſter: „Halten Sie Ihre Hunde zurück und führen Sie uns in Ihr Zimmer, wie es ſich ſchickt.“

Der Förſter widerſprach nicht, er ging langſam voran, rief die Hunde ab und öffnete die Klinke ſeiner Hausthür.

Anton trat mit ſeinen Begleitern in die Stube. „Jetzt, Förſter,“ ſagte er, „da Sie uns dies Haus geöffnet haben, will ich Ihnen zur Stelle Beſcheid ſagen. Was bis zu dieſem Tage an dem Walde von Ihnen geſchehen iſt, das iſt nicht zu ändern, und darüber ſoll fortan keine Rede ſein. Von heut ab erhalten Sie wieder feſten Gehalt und Ihr Deputat, und wir werden deshalb unter einander einen neuen Vertrag machen. Und von heute ſtelle ich den Wald des Gutes und Alles, was zur Wald- und Jagdgerechtigkeit gehört, unter Ihre Aufſicht. Ihre Pflicht iſt, als braver Förſter dem Gutsherrn zu ſtehen für ſein Recht, und von dieſer Stunde an mache ich Sie dafür verantwortlich. Ich werde Sie ſchützen bei jedem geſetzlichen Thun; wo ich ſelbſt dies nicht vermag, werde ich die Hilfe des Geſetzes für uns fordern. Gegen jedes Unrecht, das an dem Walde ver-

übt wird, werden wir ſtrenge ſein, damit die Unordnung aufhöre. Eine beſſere Zucht ſoll auf dieſen verwilderten Gütern eingeführt werden, und der neue Herr erwartet von Ihnen, daß Sie als gehorſamer und getreuer Mann ihm dabei helfen. Auch das wilde Leben im Buſch, das Sie in den letzten Jahren geführt, ſoll aufhören; wir ſind Landsleute, Sie werden regelmäßig auf das Schloß kommen und über den Wald Rapport bringen, und wir werden dafür ſorgen, daß Sie ſich in Ihren alten Tagen nicht verlaſſen fühlen. Wollen Sie ehrlich Alles thun, was ich von Ihnen verlange, ſo reichen Sie mir jetzt Ihre Hand."

Der Förſter hatte verdutzt mit abgezogener Mütze die Rede Antons angehört, jetzt ſchlug er in die dargebotene Hand und ſagte: „Ich will."

„Mit dieſem Handſchlag," fuhr Anton fort, „nehme ich Sie in Pflicht und Dienſt im Namen des Gutsherrn."

Der Förſter hielt lange mit beiden Händen die Hand Antons feſt und rief endlich: „Wenn ich's noch erlebe, daß es auf dieſem Gute beſſer wird, ſo ſoll mich's freuen. Ich will thun, was ich kann; aber ich ſage Ihnen im Voraus, es wird harten Tanz ſetzen; durch die Verwalter und die lüderliche Wirthſchaft ſind die Gutsleute wie die Räuber geworden, und ich fürchte, meine alte Flinte wird mehr als einmal das letzte Wort ſprechen müſſen."

„Wir werden kein Unrecht ertragen und kein Unrecht thun, den Erfolg müſſen wir abwarten," erwiederte Anton ernſt. „Und jetzt, Förſter, zeigen Sie uns Ihre Wohnung und machen Sie ſich zurecht, uns in den Wald zu begleiten." Anton durchſchritt das kleine Haus. Es war von Balken gezimmert, die Stube von innen mit Bretern verſchlagen. Durch die kleinen Fenſterſcheiben fiel das Licht trübe herein, die braune Farbe der Breterwände und die ſchwarze Balkendecke vermehrten die Dunkelheit und gaben dem Zimmer ein geheimnißvolles Ausſehen. Nur undeutlich war zu erkennen, was rundum

an der Wand befeſtigt war, Geweihe, Hundehalsbänder, Jagdgeräth und ausgeſtopfte Vögel. Am Ofen ſtand ein kleiner Schrank mit Küchengeſchirr. „Ich koche mir ſelbſt," ſagte der Förſter; „was ich brauche, hole ich aus der Schenke." An den Fenſtern hingen Vogelbauer zu zweien und dreien übereinander, und das Gezwitſcher der kleinen Waldvögel, ein unaufhörliches Zanken, Locken und Schwatzen klang wie eine heimliche Unterredung, die der Wald ſelbſt mit ſeinem alten Wächter hielt. In der Nähe des Ofens ſaß ein Rabe mit ſtruppigem Gefieder, weiße Federn ſchimmerten an ſeinem Kopfe und den Flügeln und bewieſen das hohe Alter des Vogels. Er hatte ſeinen Hals zuſammengezogen und ſchien ganz in ſich verſunken, aber ſeine glänzenden Augen beobachteten jede Bewegung der Fremden. Neben der Wohnſtube war die Schlafkammer, dort hingen die Gewehre, an dem Bett ſtand eine hölzerne Lade. Ein Gitter vor dem Fenſter verrieth, daß hier die Citadelle des Hauſes war.

„Wohin führt dieſe Thür?" frug Anton, auf eine Fallthür im Boden deutend.

„Es iſt ein Kellerloch," erwiederte der Förſter zögernd.

„Iſt es gewölbt?" frug Anton.

„Ich führe Sie wohl hinunter," ſagte der Förſter, „wenn Sie allein kommen wollen."

„Erwartet uns im Hofe," rief Anton ſeinen Begleitern in die Stube hinein.

Der Förſter zündete eine Lampe an, verriegelte ſorgfältig die Kammerthür und ging mit dem Licht voran. „Ich hätte nicht gedacht," ſagte er, „daß bei meinen Lebzeiten ein fremdes Auge mein Geheimniß ſehen ſollte." Wenige Stufen führten hinunter in ein enges Gewölbe, das durch einen Mauerritz nothdürftig Luft erhielt. An der einen Seite aber war die Grundmauer durchbrochen, ein niedriger Stollen führte in die Erde. Er war durch Baumſtämme abgeſtützt, die in ſpitzem Winkel an einander ruhten.

„Dies ist mein Dachsbau," sagte der Förster und hielt die Lampe in die dreieckige schwarze Oeffnung; „der Weg führt unter der Erde fort in das junge Holz. Er ist über vierzig Schritt lang, und ich habe lange Zeit gebraucht, ihn auszugraben. Auf dem Wege krieche ich aus dem Hause und wieder herein, ohne daß es Jemand merkt; und ihm verdanke ich, daß ich hier ausgehalten habe, denn er ist Ursache, daß die dummen Bauern mich als einen Hexenmeister fürchten. Wenn sie mich belauert hatten, daß ich in den Hof hineinging, und sich sicher glaubten bei einer Dieberei, stand ich auf einmal wieder hinter ihnen. Es sind jetzt zehn Jahre her, da überfiel eine Bande mein Haus, damals war es auf mein Leben abgesehen, ich aber fuhr als Dachs durch die Röhre. Verrathen Sie Niemandem, was ich Ihnen gezeigt habe."

Das versprach Anton, und sie kehrten zurück in den Hofraum. Dort fanden sie Karl beschäftigt, den hölzernen Trog eines jungen Fuchses zwischen vier Pflöcken fest zu klammern, die er in den Boden schlug. Der Fuchs war unempfindlich gegen die Aufmerksamkeit des Husars, er fauchte ihn wüthend an, rasselte mit seiner Kette und suchte fortwährend unter dem Bret, durch welches ihn Karl in der Hütte eingeschlossen hatte, die Hände und Waden des Arbeitenden anzufallen. „Willst du mir die Hand küssen, kleiner Rothkopf?" rief Karl hämmernd, „du bist ein artiger Junge, was du für treuherzige sanfte Augen hast! So, fertig; jetzt spring herüber und wieder zurück. Er folgt auf's Wort, Förster. Ein gutmüthiges Thier, ganz euer Naturell, Kamerad."

Der Förster lachte. „Versteht ihr mit einem Fuchseisen umzugehen?"

„Ich denke," sagte Karl.

„Es sind mehr solche Burschen hier," fuhr der Förster fort; „wenn's euch recht ist, stellen wir den nächsten Sonntag zusammen."

So schritten Alle im besten Einvernehmen durch das Holz.

Anton rief den Förſter neben ſich und ließ ſich von ihm die nöthigſte Auskunft geben. Was der Alte berichtete, war freilich nicht gut, von ſchlagbarem Holze war kaum ſo viel vorhanden, als die Wirthſchaft ſelbſt bedurfte. Das alte Plünderungsſyſtem hatte in roheſter Weiſe den Forſt verwüſtet. Als der Förſter am Rande des Waldes ſeine Mütze zog und reſpectvoll frug, zu welcher Stunde er morgen auf das Schloß kommen dürfe, da empfand Anton mit Freude, daß es ihm gelungen war, die innere Unſicherheit zu verbergen, die ihn in den neuen Verhältniſſen ſo ſehr ſtörte.

„Sieh," ſagte er zu ſeinem Getreuen, als Beide am Abend vor dem grünen Kachelofen ſaßen, „das iſt es, was mir hier die größte Sorge macht; ich fühle mich unwiſſend und hilflos jedem Knecht gegenüber, und ich habe doch die Aufgabe, auch die Wirthſchaft in Reſpect zu erhalten. Wie wenig der gute Wille allein nützt, habe ich in dieſen beiden Tagen deutlich erkannt. Jetzt gib guten Rath. Was ſollen wir zunächſt in der Wirthſchaft thun?"

„Was von Vieh unbrauchbar iſt, verkaufen Sie; die ſchlechten Leute bei den Kühen entlaſſen Sie auf der Stelle. Rindvieh und Pferde bringen Sie auf den großen Hof zuſammen, damit ſie unter Aufſicht ſind. Was von Feldbeſtellung mit den geringen Kräften noch geſchafft werden kann, das wird regelmäßig gemacht, nichts übereilt. Gekauft muß jetzt werden Stroh und Hafer. Hier auf dem Hofe übergeben Sie bis zum nächſten Frühjahr, wo ein ordentlicher Beamter nothwendig wird, mir die Aufſicht; ich werde meine Sache nicht gut machen, aber beſſer als ein anderer von Ihren Leuten."

Es war ſpät am Abend, als ein eiliger Tritt auf der Treppe gehört wurde. Mit einer großen Stalllaterne und einem Geſicht voll von argen Neuigkeiten trat der Schenkwirth in Antons Stube. „Ich wollte dem Herrn doch melden, was ich gehört habe. Ein Deutſcher aus Kunau, der ſoeben hier

durchkam, hat die Nachricht gebracht, daß der Bratzky gestern nicht in Rosmin angekommen ist."

„Nicht angekommen?" rief Anton aufspringend.

„Eine halbe Meile von Rosmin im Walde ist der Wagen von vier Reitern überfallen worden, es war finster, der Bratzky saß gebunden im Wagen, neben ihm der Gensdarm. Die Reiter aber haben den Gensdarm überwältigt und selbst gebunden, und den Bratzky mit allen seinen Sachen vom Wagen gehoben, und fort mit ihm auf ein Pferd und in die Büsche. Zwei Reiter sind bei dem Wagen geblieben und haben den Kutscher gezwungen von der Straße abzufahren in ein Dickicht, und dort haben sie ihre Pistolen zwei Stunden lang dem Kutscher und dem Gensdarm vorgehalten. Dann sind sie weggeritten. Der Kutscher sagt, die Pferde wären Herrenpferde gewesen, und die Männer hätten vornehm mit einander gesprochen. Der Gensdarm ist zerstoßen, sonst ist ihm nichts geschehen; nur Ihren Bericht haben sie ihm genommen."

Die Stubengenossen sahen einander betroffen an und dachten an die Reiter von gestern.

„Wo ist der Mann, der die Nachricht gebracht hat?" frug Anton und griff nach seinem Hut.

„Er war eilig weiter zu kommen, wegen der Finsterniß," sagte der Wirth. „Morgen werden wir Vieles hören von der Geschichte. Das ist nicht vorgekommen seit Jahren, daß sie zu Pferde überfallen haben einen Wagen, in welchem sitzt der Gensdarm selber. Wenn sie bei uns geraubt haben, so haben sie es immer gethan zu Fuß."

„Habt ihr einen der Reiter gekannt, welche gestern Nachmittag im Dorfe waren und nach dem Inspector riefen?" frug Anton.

Der Wirth warf einen schlauen Blick auf Anton, zögerte aber zu antworten.

„Nun," drängte Anton, „die Herren waren doch aus der Gegend, einen oder den andern müßt ihr kennen."

„Warum ſoll ich ihn nicht kennen?“ erwiederte der Wirth unruhig. „Es iſt doch der reiche Herr von Tarow ſelber mit ſeinen Gäſten. Ein mächtiger Mann, Herr Wohlfart, welcher hat die oberſte Polizei auch über Ihre Güter. Und was er hat zu thun gehabt mit dem Bratzky? Der Bratzky hat als Inſpector hier auch verſehn die Polizei, und iſt manchmal geweſen ein Händler für die Edelleute beim Pferdekauf und bei andern Dingen. Wenn die Polizei mit dem Inſpector hat ſprechen wollen, warum ſoll ſie's nicht thun? Die von Tarow ſind ſchlaue Leute, ſie wiſſen, was ſie haben zu thun und was ſie haben zu reden.“ So ſprach der Wirth mit großer Zungenfertigkeit, aber ſeine Augen und der Ausdruck ſeines Geſichts ſagten etwas ganz Anderes.

„Ihr habt einen Verdacht,“ rief Anton, den Wirth ſcharf anblickend.

„Soll mich Gott bewahren vor allem Verdacht,“ fuhr der Wirth erſchrocken fort. „Und, Herr Wohlfart, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen zu ſagen meine Meinung, wozu wollen auch Sie haben einen Verdacht auf Jemanden? Sie werden genug zu thun haben hier im Gut und werden brauchen die Edelleute mehr als einmal. Wozu wollen Sie ſich Feinde machen ohne Nutzen? Es iſt hier das Land, wo die Herren auf einen Haufen reiten und wieder auseinander, und ihre Köpfe zuſammenſtecken und dann wieder auseinander. Wer ſich nicht darum kümmert, der handelt am klügſten.“

Als der Wirth mit einem Nachtgruß das Haus verlaſſen hatte, ſagte Anton finſter zu ſeinem treuen Gefährten: „Ich fürchte, daß nicht das Gut allein uns Sorge machen wird, ſondern daß noch etwas Anderes um uns vorgeht, wogegen wir Beide mit allem Witz nichts ausrichten werden.“

Der dreiſte Ueberfall brachte die ganze Gegend in Aufregung. Anton wurde in den nächſten Wochen einige Male nach Rosmin beſchieden, ſeine Ausſagen hatten keinen Erfolg, es gelang den Behörden nicht, die Thäter zu ermitteln oder die Perſon des entführten Inſpectors in ihre Gewalt zu bekommen.

8.

Die erſten Wochen vergingen den beiden Coloniſten in einer Thätigkeit, welche ſie alle Abende bis zum Tod ermüdet auf das Lager warf; langſam ſetzten ſie ſich am Orte feſt, Karl wurde gleich am nächſten Tage als Amtmann eingeführt und ergriff mit feſter Hand, was von Zügeln auf dem Gut noch vorhanden war. Den Haushalt und die Küche übergab Anton einer rüſtigen Frau, die er in einem deutſchen Dorf der Nachbarſchaft warb, ſie beſorgte die einfache Koſt der Schloßbewohner und der Knechte. Die ſchwerſte Aufgabe war, mit dem Dorfe in ein erträgliches Verhältniß zu kommen. Der ruhigen Feſtigkeit Antons gelang wenigſtens, den Ausbruch der Unzufriedenheit zu verhindern; eine ſeiner erſten Maßregeln war, daß er bei den Behörden auf Ablöſung der gegenſeitigen Verpflichtungen antrug. Karls Reitermantel zog einige gediente Männer zu ihm hin, und durch ſie, die Weltleute im Dorf, erlangten die Anſiedler einigen Einfluß auch auf die Andern. Zuletzt erboten ſich Mehre freiwillig, auf dem Schloß zu dienen oder im Taglohn zu arbeiten.

Anton hatte an die Baronin geſchrieben und ihr den Zuſtand des Gutes, die unfreundliche Umgebung und ſeine Bedenken gegen eine Ueberſiedelung der Familie in dieſem Winter nicht verſchwiegen. Er hatte gefragt, ob ſie nicht vorziehen würden, bis zum Frühjahr in der Hauptſtadt zu bleiben. Als Antwort kam ein Brief Lenorens, worin ſie im Auftrag ihrer Eltern anzeigte, daß ſie doch an ihrem Entſchluß feſthielten, die Stadt zu verlaſſen, wo dem Vater und ihnen ſelbſt der Aufenthalt peinlich ſei. Sie bat ihn, das Schloß ſo viel als möglich in wohnlichen Stand zu ſetzen. Anton rief ſeinem Getreuen zu: „Sie kommen doch.“

„Alle Wetter!“ ſagte Karl, „es iſt ein Glück, daß wir uns nach den Handwerkern erkundigt haben, Maurer, Tiſchler, Schloſſer, Töpfer, Glaſer. Wenn's Ihnen recht iſt, ſchicke

ich auf der Stelle einen Boten nach Rosmin. Wenn ich nur dieſen ſchändlichen braunen Oelanſtrich von den Thüren losmachen könnte, er verdeckt das ſchöne Eichenholz. Aber Lauge nutzt nichts. — Alſo wie viel Oefen brauchen wir?"

So begann eine eifrige Berathung. „Den ganzen Unterſtock laſſen wir unausgebaut," entſchied Anton, „die Fenſter verſchlagen wir mit dicken Bretern, nur an die Thüröffnung der Vorhalle machen wir eine ſtarke Thür, weil man dort alle Stunden vorüber muß. Wie die Wände jetzt ſind, können ſie nicht bleiben, und wir haben hier Niemanden, als den Maurer von Rosmin."

„Wenn die Sache ſo iſt," ſagte Karl, „ſo ſchlage ich vor, daß wir die Stuben ſelbſt malen, ich bin ein Daus im Marmoriren."

„Du wärſt's im Stande," erwiederte Anton, mit einiger Beſorgniß auf den Gefährten blickend. „Nein, wir laſſen alle Stuben mit gleicher Farbe ſtreichen; was meinſt du zu braun?"

„Hm, hm, nicht übel," gab Karl zu.

„Ich weiß, Fräulein Lenore liebt dieſe Farbe vor andern. Es muß aber nicht zu dunkel ſein, ſondern eine helle Miſchung aus gelb, grau, roth und grün, vielleicht etwas ſchwarz."

„Aha," ſagte Karl verdutzt, „ſo eine gewiſſe Farbe."

„Natürlich," fuhr Anton eifrig fort und rückte ſeinen Stuhl näher, „wir wollen dem Tüncher die Farbe ſelbſt miſchen."

„Das iſt mein Fall," ſtimmte Karl bei, „aber ich ſage Ihnen im Voraus, dieſe Kalkfarben ſind Racker. Sie ſtreichen blau auf, und den andern Tag iſt's weiß; Sie haben das ſchönſte Orange im Pinſel, und wenn es an der Wand getrocknet iſt, ſieht's aus wie vergilbte Wäſche."

„Im Vertrauen geſagt," verſetzte Anton, „wir werden's den Damen doch nicht recht machen; alſo denke ich, wir richten's ſo ein, daß es billig iſt und erträglich ausſieht."

Am nächſten Tag begann im Hauſe das Hämmern und

Streichen. Im untern Stock ſchlug der Tiſchler mit ſeinen Geſellen die Werkſtatt auf, im obern fuhr der große Pinſel des Tünchers unermüdlich über die Wände, und weißliche Geſtalten mit großen Schürzen trugen die Kalkgefäße Trepp auf Trepp ab. Karl war in dieſer ganzen Zeit wie ein Mann mit zehn Armen; ſo oft er ſich von der Wirthſchaft frei machen konnte, ſtrich er mit jeder Art Pinſel auf Holz und Wände, er lief mit einem Zollſtock herum, ſchlug Nägel und Gardinenhaken ein, und war im nächſten Augenblick wieder auf dem Felde und im Pferdeſtall, überall pfiff er ſeine Soldatenlieder und trieb die Arbeiter an. Als die Einrichtung des Hauſes fortſchritt, wurde der Verſchönerungstrieb in ihm immer mächtiger. Er hatte einige Centner Oelfarbe eingekauft, die er vorzüglich fand, und eine große Kunſt im Malen entwickelt. Jetzt wagte er ſich daran, einer Anzahl Gegenſtände, welche ihm zum Anſtreichen geeignet ſchienen, das Anſehen von feinem geflaſerten Holz zu geben, und es gelang ihm mit Hilfe eines Federbarts und weicher Pinſel, große Wirkungen hervorzubringen. Er trug den Pinſel und ſeine Verſchönerung ſogar auf den Wirthſchaftshof und bat Anton ſo lange, bis dieſer in einen Abputz der Lehmwände willigte. „Bei dieſem Wetter trocknet es wie im Sommer," rühmte Karl; „die Strohdächer kann ich nicht überſtreichen, das iſt mein einziger Kummer." Dagegen ließ er ſich nicht nehmen, zwei neue Kartoffelwagen, die alte Feuertonne und die beſten Pflüge mit ſchöner blauer Oelfarbe zu überziehen. „Es muß in dieſem Hofe doch Etwas ſein, woran ſich das Auge erfreut," ſagte er entſchuldigend. „Und es bezahlt ſich, denn dieſe Polen hier gehen mit Allem, was bunte Farben hat, beſſer um."

Das Schloß war nothdürftig eingerichtet; an einem kalten Decembertage wurde die Ankunft der Gutsherrſchaft erwartet. Der Himmel ſelbſt war den Wünſchen Karls zu Hilfe gekommen, er hatte ſein reines Weiß über die Erde gezogen

und vieles Unſchöne dem Auge der Ankommenden verhüllt. Der Schnee lag auf Anger und Sand, die Gipfel der Kiefern waren mit weißen Kronen geſchmückt, und an den blätterloſen Bäumen blitzten die Zweige von prächtigen Eiskryſtallen. Die häßlichen Strohdächer der Dorfhäuſer waren weiß übermalt, auf dem zerbrochenen Brückengeländer lag die Farbe aus den Wolken wie gefrorner Schaum; am Schloſſe trug jeder Vorſprung der Mauer, die Zinne des Thurmes, der Firſt des Daches eine weiße Feſtkappe, und kräftig ſtachen die braunrothen Mauern davon ab. Es war für die im Schloſſe ein Tag voll Geſchäftigkeit und Erwartung. Wagen mit Möbeln und Hausrath wurden abgepackt, und Alles, ſo gut es in der Eile ging, aufgeſtellt. Die Schaffnerin und die Frau des Vogts wanden große Gehänge von Waldzweigen und ſchmückten die Vorhalle und die Stubenthüren. Jetzt ging die Sonne unter, und die Silberfarbe in der Landſchaft verwandelte ſich in Goldglanz, dann in ein mattes Roth, bis auch dieſer Schimmer verblich und der heraufſteigende Mond Flur und Wald mit geiſterhaftem bläulichem Schein überzog. Im Hauſe wurden einige Wandlampen angezündet, in den Zimmern ſo viel Lichter als möglich aufgeſtellt, in allen Oefen brannte das Feuer, und die behaglich erwärmten Zimmer füllten ſich mit dem kräftigen Harzgeruch der Kiefernadeln. Nach vielen Verſuchen hatte Anton die braune Wandfarbe gefunden, nach der ſein Herz ſtrebte. Die bunten Gardinen waren heruntergelaſſen, und die geöffnete Zimmerreihe ſah bei dem Glanz der Lichter heut ſo wohnlich aus, daß Anton erſtaunt frug, wie die Arbeit weniger Wochen eine ſo große Veränderung hervorgebracht habe. Karl hatte auf beiden Seiten des Schloſſes Pechpfannen aufgeſtellt, ihr loderndes Licht fiel grell auf den Schnee und färbte in weitem Umkreiſe die Mauern des Hauſes mit warmem Roth.

Unten in der Vorhalle verſammelten ſich die Würdenträger des Gutes. Der Förſter mit neuem grünem Rock, auf ſeiner

Bruſt die Denkzeichen der Kriegsjahre, einen Hirſchfänger an der Seite, ſtand in kriegeriſcher Haltung neben dem Vogt und dem Schäfer. Die Schaffnerin und die Frau des Vogts hatten ihre beſten Bänder an die Hauben geſteckt und trippelten in unruhiger Erwartung um die Männer herum. Auch Karl trat in ſeinem Frack zu ihnen. Unterdeß ſchritt Anton noch einmal durch die Zimmer und horchte nach dem Peitſchenſchlag, der ihm aus der Ferne die Ankunft des Gutsherrn verkünden ſollte. Ihm pochte das Herz, auch für ihn ſollte mit dem heutigen Tage eine neue Zeit beginnen. So reich an Entbehrungen das Leben der Anſiedler bis heut auch geweſen war, er und ſein Gefährte hatten ſich als Herren des Schloſſes gefühlt, ſie hatten in dem ſtündlichen Verkehr auch ſorgenvolle Stunden leicht überwunden. Jetzt war Karl nach dem Wirthſchaftshof hinüber gezogen, er ſelbſt ſollte nach dem Wunſch der Baronin in einem Zimmer des Schloſſes bleiben, dadurch kam er mit der Familie in tägliche Verbindung, und er frug ſich, wie dieſe ſein werde. Der Freiherr ſelbſt war ihm faſt ganz fremd, nur auf Augenblicke hatte er ihn geſprochen; im Krankenzimmer unter großen Schmerzen hatte der Leidende die Vollmacht für ihn unterſchrieben. Seine Thätigkeit und ſeine Perſon, wie würden ſie dem Freiherrn gefallen? Und dieſer Mann war blind. Ja blind. Lenore hatte geſchrieben, daß der Arzt keine Hoffnung habe, den geblendeten Augen des Vaters die Sehkraft wiederzugeben. Aus Schonung hatte man dem Freiherrn dies Furchtbare verborgen, er ſelbſt tröſtete ſich in ſeiner Finſterniß noch immer mit der Hoffnung, daß die Zeit und eine geſchickte Hand entfernen würden, was wie eine ſchwarze Wolke über ſeinen Augen lag. Seinem Vertrauten hatte Anton die Wahrheit nicht verborgen, auch den Gutsleuten hatte er ſagen müſſen, daß der Herr gegenwärtig an den Augen leide und eine Binde darüber trage. Und auf den Geſichtern von Allen hatte er geleſen, wie ſehr ſie verſtanden, daß es ein Unglück ſei, wenn dem Gute das

Auge des Herrn fehle. — Und wieder ſchlug ſein Herz unruhig, wenn er an Lenore dachte, neben der er jetzt als Hausgenoſſe leben ſollte. Wie würde ihr und der Mutter Benehmen gegen ihn ſein? Er nahm ſich vor, ſorgfältig Alles zu unterdrücken, was er in dieſer Stunde für eiteln Anſpruch hielt, er wollte ſich gleich im Anfange ſo zu ihnen ſtellen, daß ſie ſein Selbſtgefühl nicht demüthigen konnten. Und doch frug er ſich, ob ſie ihn als Vertrauten und ebenbürtigen Geſellſchafter behandeln würden, oder ob ſie ihm fühlbar machen könnten, daß er Koſt und Sold von ihnen als der Herrſchaft erhalte. Vergebens ſagte er ſich, daß ſein eigenes Zartgefühl gerade dies Letztere fordern müſſe. Immer wieder ſtiegen Traumbilder in ihm auf, wie reizend das Zuſammenleben mit Lenore für ihn werden könne.

Von dem Dorfe knallten die Peitſchen der Knechte, in zwei Wagen fuhr die Herrſchaft an ihrem Schloſſe vor. Um die Pechpfannen ſtanden die Leute vom Hofe, der Schenkwirth und Einige aus dem Dorfe. Dienſteifrig öffnete der Vogt das Fenſter des geſchloſſenen Wagens. Und als Lenore ausſtieg und ihr Geſicht von dem hellen Licht beſchienen wurde, drängten ſich die Frauen näher heran, die Männer brachen in lauten Zuruf aus, Alles ſah erwartungsvoll in den Wagen. Aber die Bereitwilligkeit der Leute, den Gruß des Willkommens entgegen zu bringen, wurde durch keinen freundlichen Gegengruß ermuntert. Mühſam wurde der Freiherr aus dem Wagen gehoben, mit geſenktem Haupt ſchritt er, von der Tochter und dem Bedienten geſtützt, die Treppe hinauf. Das bleiche Antlitz der Baronin hinter ihm hatte nur einen ſtummen Blick für die Beamten ihres Gutes, nur einen kurzen Gruß auch für Anton, der voranſchritt, ſie in die eingerichteten Zimmer zu führen. „Das iſt ja alles ſehr ſchön, Herr Wohlfart," ſagte ſie zu Anton mit zuckenden Lippen, und als Anton ſtehen blieb, um ihre erſten Aufträge zu erwarten, verabſchiedete ſie ihn mit einer leichten Bewegung der Hand und mit den Worten:

„Ich danke.“ Als sich hinter ihm die Thür geschlossen hatte, stand der Freiherr hilflos zusammengesunken in der fremden Stube, die Baronin brach in lautes Weinen aus. Lenore lehnte am Fenster, sie blickte hinaus in den weißen Winter und auf den schwarzen Rand am Horizont, und große Thränen rollten an ihren Wangen herunter. Mit schwerem Herzen trat Anton unter die Leute und sagte ihnen, daß die Herrschaft von der Reise angegriffen sei und die Einzelnen erst morgen sprechen wolle. Karl ließ die Wagen abladen, führte die alte Köchin, welche weinte wie ihre Herrschaft, in die untern Räume und zeigte ihr die Küche. Niemand von der Familie wurde an dem Abend weiter gesehen. Bald verschwand das Licht in den Zimmern, nur vor den Thüren des finstern Hauses loderte noch das Pech in den Pfannen, im Zugwind fuhr die rothe Flamme hin und her, und eine rußige Wolke zog hinauf an das Fenster, wo der Freiherr sein Haupt mit den Händen verbarg.

So war der Einzug der Familie in das neue Gut.

„Wie hübsch Wohlfart Alles eingerichtet hat,“ sagte Lenore am andern Tage zur Mutter.

„Diese hohen Räume sind fürchterlich,“ erwiederte die Baronin und wickelte sich schauernd in ihr Tuch, „und das einförmige Braun der Zimmerreihe macht die Wohnung noch öder.“

„Es wird Zeit sein, ihn herüber zu bitten,“ drängte Lenore kleinlaut.

„Noch ist der Vater nicht in der Stimmung, ihn zu sprechen.“

„Laß den Vater nicht allein mit Wohlfart,“ bat die Tochter. „Es wäre schrecklich, wenn der Vater ihn unfreundlich behandelte.“

Die Baronin seufzte. „Wir werden uns gewöhnen müssen, gegen einen Fremden in unserem Hause Regards zu beobachten, die dem Vater wie uns Ueberwindung kosten.“

„Wie willſt du es mit der Hausordnung halten?“ frug Lenore wieder. „Wohlfart wird doch mit uns ſpeiſen?“

„Das iſt unmöglich,“ ſagte die Baronin feſt. „Du weißt, wie traurig unſer Mittagtiſch vergeht; dein Vater iſt noch nicht ſo ruhig, daß er die tägliche Anweſenheit eines Fremden ertragen könnte.“

„So ſoll er an den Tiſch der Dienſtleute?“ frug Lenore bitter.

„Ihm wird auf ſeinem Zimmer gedeckt werden, wir werden ihn alle Sonntage herüber bitten, und wenn ſeine Perſon dem Vater leidlich wird, auch manchmal des Abends. Mehr wäre für alle Theile eine Laſt. Es iſt gut, ſich gleich im Anfang eine bequeme Freiheit zu ſichern. Der Zuſtand des Vaters wird das entſchuldigen.“

Sie klingelte, Anton wurde herübergeladen. Dem Eintretenden ging Lenore entgegen, ſie reichte ihm ſchweigend mit naſſen Augen die Hand. Auch er war bewegt, als er die Spuren des Grams im Geſicht der Mutter ſah. Die Baronin bat ihn Platz zu nehmen, und drückte ihm in gewählten Worten ihren Dank für ſeine treue Sorge aus. Sie ließ ſich von ihm erzählen, was er im Schloſſe eingerichtet hatte, ſie lobte Alles in wohlthuender Weiſe und beſprach mit ihm die Einrichtung des Haushalts. Sie zog ihn dabei zu Rathe, wie einen Freund, und ließ ihn ſelbſt vorſchlagen, was ſie von ihm wollte. Dann fuhr ſie fort: „Mein Mann wünſcht Sie zu ſprechen. Ich bitte Sie herzlich, in jeder Stunde daran zu denken, daß der Freiherr ein Kranker iſt. Er hat furchtbar gelitten, ſeine Seele wie ſein Körper. Noch jetzt iſt er keinen Tag ohne Schmerzen, und das Ungewohnte ſeines hilfloſen Zuſtandes peinigt ihn unaufhörlich. Wir ſelbſt vermeiden ſorgfältig, was ihn aufregen kann, und doch vermögen wir nicht, Stunden, ja Tage finſterer Verſtimmung von ihm fern zu halten. Auch Sie werden Nachſicht üben, wenn ſeine düſtere Laune Sie unangenehm berührt. Die Zeit ſoll ja Alles heilen, ich hoffe, ſie wird auch ihm den Frieden wiedergeben.“

Anton verſprach ihr jede Vorſicht.

„Mein Mann wird natürlich wünſchen, von Allem in Kenntniß geſetzt zu werden, was dem Gutsherrn zur Entſcheidung vorgelegt wird. Es iſt begreiflich, daß er gerade jetzt in ſeinen ruhigen Stunden mit einem gewiſſen Eifer darauf beſteht, ſeine eigene Anſicht geltend zu machen. Und doch bangt mir vor jedem unangenehmen Eindruck, der ihm von außen kommt. Deshalb bitte ich, wenn Sie ihm etwas Wichtiges mitzutheilen haben, ſuchen Sie es vorher mir begreiflich zu machen, vielleicht gelingt mir, Ihnen manche läſtige Stunde zu erſparen. Ich werde meinen Schreibtiſch in eines der Zimmer tragen laſſen, welche Ihrer Wohnung am nächſten ſind, ich will jeden Morgen einige Stunden dort zubringen. Lenore iſt der Privatſecretär des Vaters geworden. So wird es möglich ſein, Ihnen Ihre Stellung in unſerem Hauſe weniger unangenehm zu machen. — Haben Sie die Güte mich hier zu erwarten, ich gehe, Ihren Beſuch dem Freiherrn anzukündigen.“

Die Baronin verließ das Zimmer. Anton ſah ernſt vor ſich nieder. Lenore eilte auf ihn zu und rief ſo heiter, als ſie vermochte: „Alles braun, Wohlfart; wir Braunen wollen auch hier treu zuſammenhalten. Es iſt Ihnen nicht recht, daß wir hergekommen ſind, Sie ungalanter Herr.“

„Nur um Ihretwillen,“ erwiederte Anton und wies auf die Schneefläche draußen. „Wenn ich durch die Felder ging, habe ich immer gedacht, wie einſam es Ihnen hier werden muß. Wenn ich des Abends durch die großen Stuben ſchritt, da ſorgte ich, wie langſam Ihnen der Tag hier vergehen wird. Die Kreisſtadt iſt über zwei Meilen entfernt, auch dort werden Sie wenig finden, die kleine Leihbibliothek iſt für Sie gar nicht zu brauchen.“

„Ich will zeichnen,“ ſagte Lenore, „ich will Frauenarbeit machen. Ach, das wird mir ſauer werden, Herr Wohlfart, ich bin darin ſehr ungeſchickt. Ich ſelbſt mache mir nichts aus Kragen und Spitzen, aber Mama, die gewöhnt iſt, das alles

ſo reichlich und in Ordnung zu haben. Ach, was mir Mama leid thut."

Anton verſuchte zu tröſten.

„Wir mußten fort aus der Hauptſtadt," rief Lenore, „es wäre unſer aller Untergang geweſen, wenn wir in der ſchrecklichen Umgebung geblieben wären. Unſer Gut unter fremder Verwaltung, überall verlegene und kalte Geſichter, überall falſche Freunde, gleißende Worte und ein Bedauern, welches das Herz empört. Mir iſt wohl, daß wir hier allein ſind. Und wenn ich hier frieren und hungern muß, ich will Alles lieber ertragen, als das Achſelzucken der Frau von Werner und ihrer Kinder. Ich habe die Menſchen haſſen gelernt," rief ſie heftig. — „Wenn Sie bei Papa geweſen ſind, komme ich herunter, dann müſſen Sie mir das Haus, den Hof und das Dorf zeigen; ich will ſehen, wo mein armer Pony ſteht, und wie die Leute hier ausſehen."

Die Baronin kehrte zurück und führte Anton in das Zimmer ihres Gemahls. Verlegen und unbehilflich erhob ſich der Freiherr aus ſeinem Seſſel. Als Anton das verfallene Geſicht, die gebeugte Haltung und die ſchwarze Binde über den Augen ſah, fühlte er ein tiefes Bedauern mit dem Unglücklichen. Mit warmem Gefühl ſprach er aus, wie viel guten Willen er habe ihm zu dienen, und wie er um Nachſicht bitte, wenn er in dieſer Zeit etwas nicht recht gemacht. Darauf erzählte er ihm noch einmal, wie er die Wirthſchaft gefunden, und was bis jetzt geſchehen war.

Der Freiherr hörte ſchweigend den Bericht an, nur kurze Bemerkungen kamen aus ſeinem Munde. Als Anton aber anfing von den übrigen Geſchäften des Freiherrn zu ſprechen, als er mit der größten Rückſicht, aber doch mit der Beſtimmtheit eines Geſchäftsmannes von den Verpflichtungen ſprach, die der Freiherr jetzt hatte, und von den unzureichenden Mitteln ſie zu erfüllen: da wand der Edelmann ſich auf ſeinem Stuhl wie ein Angeklagter unter der Folter. Und Anton empfand,

während er ſprach, wie peinlich es für ihn war, als ein Fremder in die geheimſten Angelegenheiten des Freiherrn eingeweiht zu ſein, als ein Fremder, der den Andern ſehr ſchonte, aber bei jeder vorſichtigen Wendung verrieth, daß er ſchonen mußte. Die Baronin, welche hinter dem Seſſel ſtand, ſah immer ängſtlicher auf die Verſuche ihres Gemahls, ſeine Aufregung zu bemeiſtern, endlich winkte ſie heftig mit der Hand, und Anton mußte mitten in ſeinem Bericht abbrechen.

Als er das Zimmer verließ, warf ſich der Freiherr zornig zu ſeiner Frau zurück und rief in innerſter Seele empört: „Ihr habt mir einen Vormund geſetzt.“ Er war ganz außer ſich, und vergebens ſuchte ihn die Baronin zu beruhigen.

Das war der Eintritt Antons in die Familie.

Auch er ging traurig in ſein Zimmer zurück. In dieſen erſten Stunden erkannte er, daß zwiſchen ihm und dem Freiherrn ſich ſchwerlich ein gutes Verhältniß bilden werde. Er war in allen Geſchäften an ſchnelles Verſtändniß der Betheiligten und an kurze Behandlung gewöhnt, und ſollte jetzt durch den Mund der Frauen vielleicht nach langen Auseinanderſetzungen unzweckmäßigen Entſcheid erhalten. Auch ſeine Stellung zu den Frauen erſchien ihm unſicher. Die Baronin hatte ihn ſehr rückſichtsvoll behandelt, aber als einen Fremden. Auch ſie, ſo fürchtete er, würde ihm eine vornehme Dame bleiben, die gerade ſo viel Vertrauen zutheilt, als ihr nützlich ſcheint, und jedes nähere Verhältniß durch artige Kälte von ſich abzuhalten weiß. Selbſt Lenorens freundliche Stimme vermochte ihn nicht aufzurichten. Beide ſchritten durch den Hof, nachdenkend wie zwei Geſchäftsleute, die nur die Abſicht haben das Gut abzuſchätzen.

Wie in den erſten Tagen, ging für Anton das Leben auf dem Gute durch einige Monate fort, ernſthaft, einförmig, nicht ohne Zwang. Er arbeitete und aß allein auf ſeinem Zimmer, ſchweigend trug der alte Diener die Speiſen auf und wieder ab.

Auch wenn er als geladener Gaſt mit der Familie zuſammenkam, war die Unterhaltung wenig erfreulich. Der Freiherr ſaß wie ein Eisklumpen und ſtörte jedes Aufleben eines lebhaften Geſprächs. Früher hatte Anton die Umgebung der Familie, die Einrichtung ihres Salons, die elegante Decoration ihres Hauſes gern bewundert. Jetzt ſtanden dieſelben Möbel in den Beſuchzimmern, die kleinen Vögel der Baronin hatten unter ſorgfältigem Schutz die Winterreiſe überſtanden, es waren dieſelben Teppiche, Stickereien, derſelbe Wohlgeruch der Zimmer. Aber jetzt, wo er die fremden Vögel täglich ſah, kamen ſie ihm langweilig vor, und an den Stuben war ihm bald nichts intereſſant, als daß er ſelbſt die erſte Einrichtung beſorgt hatte.

Anton hatte einen tiefen Reſpect vor dem gewandten Ton, der leichten Unterhaltung und den geſchliffenen Formen des Umgangs in die Familie mitgebracht. Gedrückt, verſtimmt und niedergeſchlagen, wie die Familie war, konnte er nicht die zierliche Heiterkeit erwarten, die ihm im Tanzſalon der Frau von Baldereck ſo wohl gethan hatte. Sie waren herausgeriſſen aus dem gewohnten Kreiſe, alle die kleinen Beziehungen fehlten, die Anregung fehlte, welche den Geiſt elaſtiſch erhält und Verſtimmung und Schmerz überwinden hilft. Er ſagte ſich beſcheiden, daß er dieſe nicht geben konnte. Aber noch Anderes befremdete ihn. Wenn er nach einem wortkargen Abend in ſein Zimmer zurückkehrte, beklagte er oft, daß ſie an Vielem, was ihm geläufig war, keinen Antheil nahmen, ja daß ſie eine völlig andere Bildung beſaßen als er. Und bald nahm er ſich die Freiheit, zu behaupten, daß ihre Bildung nicht die beſſere war. Das Meiſte, was er geleſen, war der Familie fremd; beim Beſprechen der Zeitung, dem gewöhnlichen Unterhaltungsſtoff, verwunderte ihn das geringe Verſtändniß fremder politiſcher Zuſtände. Die Tiefen der Geſchichte waren dem Freiherrn kein angenehmer Aufenthalt, und wenn er das engliſche Staatsleben verurtheilte, ſo konnte er ſeinen Standpunkt mit einigem Recht unbefangen nennen, denn

es war ihm ganz fremd. An einem andern Abende ergab sich zu Antons Betrübniß, daß die Familienansichten über die Lage der Insel Ceylon im entschiedenen Widerspruch mit der Weltstellung standen, welche diesem Eilande durch die Seefahrer zugetheilt worden ist. Die Baronin, welche Interesse an unterhaltender Lectüre hatte und viel auf Vorlesen gab, verehrte Chateaubriand und las außer kleinen Modenovellen die Romane blasirter Damen; Anton fand Atala abgeschmackt und die Romane fade. Bald erkannte er, daß seine Hausgenossen Alles, was die Welt ihnen entgegentrug, von einem Standpunkte betrachteten, den er nicht hatte. Ueberall maßen sie, ohne es selbst zu wissen, nach den Interessen ihres Standes. Was diesen schmeichelte, fand Gnade, auch wenn es für andere Menschen unerträglich war; was damit nicht zu stimmen schien, wurde verworfen, oder wenigstens still bei Seite geschoben. Ihr Urtheil war oft mild, zuweilen liberal, immer aber saß ein unsichtbarer Helm mit der Krone auf ihrem Nacken, sie sahen aus der engen Oeffnung des Visirs in das Treiben der andern Erdgeborenen hinein, und wenn sie ärgerte, was nicht zu ändern war, so klappten sie schweigend den Helmsturz herunter und schlossen sich ab. Der Freiherr machte das zuweilen ungeschickt, aber seine Gemahlin verstand meisterhaft, durch eine kleine reizende Handbewegung sich von Unwillkommenem abzusperren.

Die Familie gehörte zu der deutschen Kirche in Neudorf. Dort war aber kein Chor und keine Loge neben dem Altar, man hätte im Schiff der Kirche neben den Landleuten sitzen müssen. Das war unpassend. Der Freiherr richtete eine Kapelle in seinem Hause ein und ließ den Geistlichen zuweilen nach dem Schloß holen. Anton erschien selten bei dem Hausgottesdienst, er ritt nach Neudorf hinüber und saß dort an der Seite des Schulzen unter der Gemeinde.

Auch seine Thätigkeit war nicht ohne allerlei Störung. Der Reisende einer Weinhandlung drang durch Sand und

Kieferwälder bis in das Arbeitszimmer des Gutsherrn. Er war ein kecker Schlingel mit einer großen Beredtsamkeit und einer leidenschaftlichen Neigung zu Wettrennen und Steeplechase. Er brachte eine ganze Tasche voll Sportneuigkeiten und bethörte dadurch den Freiherrn, ein Oxhoft Rothwein zu bestellen. Anton sah auf die leere Kasse, fluchte dem Oxhoft und eilte in das Audienzzimmer der Baronin. Es bedurfte einer langen Intrigue im Damenzimmer, um diese Bestellung auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen.

Der Freiherr war mit seinen Wagenpferden unzufrieden, sie waren nicht mehr jung und waren Füchse. Diese letztere Eigenschaft hätte dem armen Herrn gleichgültig sein können, aber gerade sie bekümmerte ihn schon seit Jahren. Denn der Sinn seiner Familie war von je auf eine besondere Pferdefarbe gerichtet. Nach einer alten Sage hatte ein Ahnherr des Geschlechts auf einem Rothschimmel in einer verschollenen Schlacht ausgezeichnete Thaten verrichtet; ja, es gab ein schönes Lied von ältlichem Aussehen, in welchem folgender Vers vorkam:

Wer ritt durch das Getümmel?
Ein edler Reitersmann,
Das rothe Blut vom Schimmel
Und roth vom Sattel rann.

Dieses Lied deuteten die Rothsattel auf ihren Vorfahr und schätzten deshalb Rothschimmel vor andern Rossen. Da aber diese Farbe bei guten Pferden ziemlich selten ist, so war dem Freiherrn eine solche Erwerbung noch nie geglückt. Jetzt wollte das Schicksal, daß ein Händler aus der Nachbarschaft ein Paar Rothschimmel vorzuführen wußte. Der blinde Freiherr hatte an den Thieren eine Freude, welche den Frauen sehr beweglich war; er ließ sich die Pferde immer wieder vorreiten und vorfahren, hörte auf den Schlag ihrer Füße, betastete sie sorgfältig, holte Karls Ansicht ein und vertiefte sich in den Plan, seiner Gemahlin durch ihren Ankauf eine Freude zu machen. Karl lief in der Angst vor einer unnützen Ausgabe zu Anton

und vertraute dieſem die drohende Gefahr. Anton ging wieder in das Audienzzimmer, aber diesmal fand er auch hier kein geneigtes Gehör. Die Baronin gab zu, daß er nicht Unrecht hatte, aber ſie bat ihn dringend, nur diesmal ihrem Gemahl ſeinen Willen zu laſſen. Zuletzt wurden die neuen Pferde in aller Stille an die Krippe gebunden, und der Käufer gab außer den Füchſen und allem Geld ſeiner Privatkaſſe dem Händler noch das Verſprechen, nach der nächſten Ernte zweihundert Scheffel Hafer zu einem übermäßig niedrigen Preis zu liefern. Anton und Karl waren über dieſe letzte Bedingung, welche ihnen erſt nach einigen Monaten zu Ohren kam, im Intereſſe des Gutes ſehr erzürnt.

Der Förſter hatte das Unglück, bei der Gutsherrſchaft nicht in ſonderlicher Gunſt zu ſtehen. Daß Anton ſein erſtes Zuſammentreffen mit dem Waldmenſchen in lebhaften Farben ſchilderte, trug möglicherweiſe dazu bei, dieſen dem Freiherrn zu verleiden. Der Baronin mißfiel das kurze Weſen des Alten, der in ſeiner Einſamkeit allerdings die Geſchmeidigkeit verloren hatte, welche die Herrſchaft an ihren Untergebenen wünſchte. An einem Theeabend kam der Plan zum Vorſchein, den Mann zu entlaſſen, bevor er durch längeren Dienſt Anſprüche auf Unterhalt im hilfloſen Alter erwerbe. An ſeiner Stelle ſollte ein jüngerer Förſter geſucht werden, der gelegentlich in der Livree des Freiherrn als repräſentirender Jäger zur Bedienung brauchbar wäre. Die Familie war von dem frühern Gute an ein ſolches Verhältniß gewöhnt. Anton bezwang mit Mühe ſeinen Unwillen, als er auseinanderſetzte, daß bei der wilden und unſichern Nachbarſchaft des Gutes gerade der erfahrene Mann, der von jedem Strauchdieb der Gegend gefürchtet wurde, viel zuverläſſiger ſei als ein Fremder. Lenore ſchlug ſich auf ſeine Seite, und unter kaltem Schweigen des Freiherrn und einem reſignirten Blick der Baronin wurde der Plan bei Seite gelegt. Beide ertrugen fortan mit zugeklapptem Viſir und gutem Anſtand den verbauerten Alten.

Das waren kleine Verſtimmungen, wie ſie unvermeidlich ſind, wenn Menſchen mit verſchiedenen Gewohnheiten ſich zu gemeinſamem Leben verbinden, aber es war kein Zeichen von Behagen, daß Anton ſich dies häufig ſagen mußte. Er verſtand ſich nicht nur mit Karl, auch mit dem Förſter und Schäfer in vielen Dingen beſſer als mit der Herrſchaft des Gutes, und er fühlte jetzt zuweilen mit Stolz, daß er anders als ſie und einer aus dem Volke war.

Auch Lenore war nicht ſo, wie er ſie geträumt hatte. Immer hatte er in ihr das vornehme Fräulein verehrt und die herzliche Vertraulichkeit, mit der ſie ihn behandelte, als einen Vorzug empfunden. Jetzt hörte ſie ihm auf, eine vornehme Erſcheinung zu ſein. Er kannte die Muſter ihrer Spitzenärmel perſönlich und ſah ſehr gut einen kleinen Riß im Hauskleide, den die ſorgloſe Lenore lange nicht beachtete. Er hatte die wenigen Bücher, die ſie mitgebracht, geleſen, und war in der Unterhaltung oft um die Grenzen ihres Wiſſens herumgegangen. Ihre Ausſprüche imponirten ihm nicht mehr, und er hätte jetzt ſeinen Freund Fink ſchwerlich wegen der Frage, ob ſie auch Geiſt habe, geprügelt. Er frug ſich das ſelbſt und beantwortete die Frage recht verſtändig. Sie hatte nicht ſo viel gelernt als ein anderes Mädchen, das er kannte, und ihr Empfinden war durchaus nicht ſo gebildet; aber ſie war eine gute, friſche Natur, kräftig in ihrem Gefühl und ehrlich in ihrem Urtheil. Und ſie war ſchön. Immer hatte er ſie dafür gehalten, aber ſeine zarte Ehrfurcht umgab lange ihr Bild mit einer duftigen Wolke. Jetzt, wo er ſie täglich ſah, im einfachen Morgenrock, in der gewöhnlichen Stimmung des Arbeitstages, jetzt erſt fühlte er den ganzen Zauber ihrer blühenden Jugend.

Er war manchmal unzufrieden auch mit ihr. Gleich in den erſten Tagen frug ſie ihn dringend, wie ſie ſich dem Hauſe nützlich machen könnte. Er ſagte ihr, daß die Aufſicht über den Haushalt und die genaue Führung der Hausrechnung eine

sehr nützliche Arbeit sei. Er linirte ihr ein Rechenbuch, und da sie Mangel an Uebung zeigte, die gezogenen Linien zweckmäßig zu benutzen, so hatte er die Freude sie das zu lehren. Sie warf sich mit Eifer auf die neue Thätigkeit und lief den Tag zehnmal zu Babette in die Küche, um sich Auskunft zu holen. Aber ihre Rechnung erwies sich unsicher, und die mysteriösen Striche Babettens immer noch zuverlässiger. Und wenn sie eine Woche die Bücher gewissenhaft geführt hatte, kamen einige Tage, wo die Sonne lustig schien: dann konnte sie sich nicht enthalten, mit dem Förster schon am Morgen auf die Jagd zu gehen oder auf ihrem kleinen Pferde weit über die Grenzen des Gutes hinauszustreifen, dann vergaß sie den Stadtboten, die Köchin und ihre Buchführung. — Sie wollte Geschichte treiben und unter Antons Anleitung etwas Englisch lernen. Anton war glücklich über den Einfall. Aber die Jahreszahlen konnte sie nicht behalten, die Vocabeln waren ihr schrecklich, sie entlief diesen Hieroglyphen und ging in den Pferdestall, oder wohl gar in die Stube des Amtmanns, dessen mechanischen Kunstarbeiten sie stundenlang mit großem Interesse zusah. Als Anton sie einst zur englischen Stunde rufen wollte, fand er sie in Karls Stube, einen Hobel in der Hand, eifrig an der Pritsche eines neuen Schlittens arbeitend, und gutmüthig sagte sie zu ihm: „Geben Sie sich nicht so viel Mühe mit mir, Wohlfart. Ich lerne nichts, ich habe immer einen harten Kopf gehabt."

Wieder lag Schnee auf der Erde, und im Sonnenlicht glitzerten Millionen Eiskrystalle auf den Bäumen und dem Feld. Karl setzte zwei Schlitten in Stand, einen alten zweisitzigen und einen Rennschlitten für das Fräulein, den er selbst zusammenschlug und unter dem Beistande Lenorens mit schöner Oelfarbe überzog. Bei der Morgenaudienz sagte Anton der Baronin, daß er heut Nachmittag in einem Polizeigeschäft nach Tarow müsse. „Wir kennen die Familie Tarowski vom Bade

her," erwiederte die Baronin. „Dort haben wir gern mit Frau von Tarowska und ihren Töchtern verkehrt. Ich wünsche lebhaft, daß der Freiherr nicht ganz außer Verbindung mit der Nachbarschaft bleibt, vielleicht vermag ich ihn zu bestimmen, daß er heut mit uns seinen Besuch macht. In jedem Falle wollen wir Frauen diese Gelegenheit benutzen und unter Ihrem Schutz einen Ausflug dorthin wagen."

Anton erinnerte leise an den verschwundenen Bratzky und seinen Verdacht.

„Es ist ja nur ein Verdacht," versetzte die Baronin begütigend, „und unsere Verpflichtung, der Familie einen Besuch zu machen, ist unzweifelhaft. Auch kann ich nicht glauben, daß Herr von Tarowski selbst an der Entführung Antheil hat."

Am Nachmittag fuhren die Schlitten vor, die Baronin setzte sich mit dem Freiherrn in den größeren, Lenore bestand darauf, in ihrem neuen Rennschlitten selbst zu fahren. „Wohlfart setzt sich hinter mich auf die Pritsche," bestimmte sie. Der Freiherr frug seine Gemahlin leise: „Wohlfart?"

„Ich lasse dich nicht allein fahren," erwiederte die Baronin ruhig. „Sei ohne Sorge. Außerdem ist er in deinem Dienst, die Inconvenienz ist nicht groß. Und wir fahren ja mit einander vor."

Die Glöckchen klangen über die Ebene, Lenore saß selig in ihrer Nußschale und trieb ihr Pferd mit kräftigem Zuruf an. Sie wandte sich oft zurück und zeigte Anton ihr lachendes Antlitz, das unter der dunkeln Kappe heut so schön war, daß ihr sein ganzes Herz entgegenflog. Ihr grüner Schleier flatterte im Winde und streifte seine Wange, hing sich an sein Gesicht und verbarg ihm die Aussicht. Dann erblickte er die verhüllte Gestalt vor sich in einem grünen Dämmerlicht wie aus weiter Ferne; und gleich darauf berührte wieder der Hauch seines Mundes die Bandschleife, welche an ihrem Nacken flatterte, und er sah, daß nur die seidene Hülle seine Hand von ihrem goldenen Haar und dem weißen Hals trennte.

Anton verſenkte ſich in dieſe Betrachtung und widerſtand kaum noch dem Gelüſt, ihr mit ſeinem Pelzhandſchuh leiſe über die Kapuze zu fahren, als dicht neben ihm ein Haſe aus einem Schneeloch aufſprang. Der Haſe winkte drohend mit ſeinen Löffeln und machte einen bedeutſamen Burzelbaum auf Anton zu. Dieſer verſtand die freundliche Warnung und zog den Pelzhandſchuh zurück; der Haſe, vergnügt, eine gute That vollbracht zu haben, galoppirte über den Schnee.

Anton gab ſeinen Gedanken eine andere Richtung. „Der weiße Weg zeigt keine Spur eines Menſchen, kein Gleis, keinen Fußtritt, nirgend iſt ein anderes Leben zu ſehen, als der lautloſe Schlaf der Natur. Wir ſind Reiſende, welche in ein fremdes Land dringen, das noch Niemand vor ihnen betreten. Ein Baum iſt wie der andere, die Schneefläche iſt endlos, rund herum Grabesſtille, und oben wieder der lachende Sonnenſchein. Ich wollte, es ginge den ganzen Tag ſo fort.“

„Ich bin glücklich, daß ich Sie einmal fahren kann,“ rief Lenore, beugte ſich zu ihm zurück und hielt ihm eine Hand hin. Anton vergaß ſofort den Haſen, er konnte ſich nicht enthalten, einen Kuß auf den Handſchuh zu drücken.

„Es iſt däniſches Leder,“ lachte Lenore, „bemühen Sie ſich nicht.“

„Hier iſt eine Lücke,“ ſagte Anton, bereit den Verſuch zu wiederholen.

„Sie ſind heut ſo artig,“ rief Lenore, die Hand langſam zurückziehend, „das ſteht Ihnen hübſch, Wohlfart.“

Der Pelzhandſchuh ſtreckte ſich aus, um die zurückweichende Hand zu verfolgen. Darüber geriethen zwei Krähen auf den Bäumen in ſtarken Zank, ſie ſchrieen um die Wette, flogen auf und ſchwebten ſchimpfend über Antons Kopf. „Geht zum Teufel, ihr Geſindel,“ dachte der leidenſchaftliche Anton, „ihr ſollt mich nicht mehr ſtören.“

Aber Lenore ſah ihn treuherzig an. „Ich weiß doch nicht, ob Ihnen gut ſteht, ſo artig gegen mich zu ſein,“ fuhr ſie

ernſter fort. „Sie dürfen mir die Hand nicht küſſen, denn ich habe keine Luſt Ihnen daſſelbe zu thun, und was dem Einen recht iſt, ſoll dem Andern billig ſein. Huſſa, mein Pferd, vorwärts!“

„Ich bin neugierig, wie uns die Polen empfangen werden,“ begann Anton wieder die regelmäßige Unterhaltung.

„Sie können nicht anders als freundlich ſein,“ ſprach Lenore zurück. „Wir haben mit Frau von Tarowska wochenlang in einem Hauſe gewohnt und alle Partien gemeinſchaftlich gemacht. Sie war die eleganteſte Dame des ganzen Bades, ſie und die Töchter machten Aufſehen durch ihr diſtinguirtes Weſen; ſie ſind ſehr liebenswürdig und vom beſten Ton.“

„Er aber hat zwei Augen gerade wie der Fuchs des Förſters,“ ſprach Anton, „ich traue ihm nicht über den Weg.“

„Ich habe mich heut ſehr ſchön gemacht,“ lachte Lenore ſich wieder umwendend, „denn die Mädchen dort ſind reizend, und die Polen ſollen nicht ſagen, daß wir uns ſchlecht neben ihnen präſentiren. Wie gefällt Ihnen mein Kleid, Wohlfart?“ Sie ſtreifte einen Zipfel ihres Pelzes zurück.

„Sie werden ſich darin nicht ganz ſchlecht ausnehmen,“ ſagte Anton mit weiſer Miene; „es iſt etwas Braun dabei, folglich iſt es wunderhübſch.“

„Sie treuer Herr Wohlfart!“ rief Lenore und reichte ihm wieder die Hand über den Schlittenrand. Ach! jetzt waren die kleinen warnenden Thiere zu ſchwach, um den Zauber abzuleiten, welcher den Pelzhandſchuh zu dem Dänen hinzog: etwas Größeres mußte geſchehen. Als Anton zum dritten Mal die Hand ausſtreckte, bemerkte er, daß ſeine eigene Hand ſich wider ſeinen Willen immer höher hob und in der Luft einen Kreis beſchrieb, während er ſelbſt ſich ſenkte, bis er der Länge nach im Schnee lag. Erſtaunt hob er ſeinen Kopf und ſah Lenore einige Schritte weiter neben dem umgeſtürzten Schlitten ſitzen, das Pferd ſtand ruhig auf dem Wege und lachte in ſeiner Art laut vor ſich hin. Lenore hatte zu viel

nach ihrem Gefährten und zu wenig auf den Weg geſehen, ſo hatten ſie umgeworfen. Fröhlich erhoben ſich Beide, ſchüttelten den Schnee ab, Anton richtete den Schlitten auf, und im Galopp ging es wieder vorwärts. Aber das Schlittenmärchen war zu Ende, Lenore ſah mehr auf den Weg, und Anton ſtäubte ſich den Schnee aus den Aermeln.

Die Schlitten fuhren in einen weiten Hofraum. Ein langes einſtöckiges Lehmhaus, mit Kalk beworfen und mit Schindeln gedeckt, ſchaute mit ſeinen blinden Fenſtern vertraulich auf die hölzernen Ställe nebenan. Anton ſprang ab und frug einen Mann in Livree nach der Wohnung des gnädigen Herrn. „Hier iſt der Palaſt," erklärte der polniſche Diener mit tiefer Verbeugung und half der Herrſchaft aus dem Schlitten. Erſtaunt ſahen Lenore und die Baronin einander an. Sie traten in einen unſaubern Hausflur, mehre ſchnurrbärtige Geiſter eilten herzu, riſſen dienſteifrig die Winterhüllen der Gäſte ab und eine niedrige Thür auf. In dem großen Wohnzimmer war zahlreiche Geſellſchaft verſammelt. Eine hohe Geſtalt in ſchwarzer Seide trat den Gäſten entgegen und begrüßte ſie in der beſten Haltung von der Welt. Die Töchter eilten herzu, ſchlanke Damen mit Augen und Tournüre der Mutter. Mehre Namen der jungen Herren wurden genannt, Herr von, Graf von, alle elegante Männer im Salonkleide. Zuletzt kam auch der Hausherr. Sein ſchlaues Geſicht ſtrahlte von herziger Freude, und die Fuchsaugen leuchteten von Harmloſigkeit. Der Empfang war tadellos, von allen Seiten die wohlthuende Leichtigkeit eines ſicheren Selbſtgefühls. Der Freiherr und die Frauen wurden als werthe Bekannte begrüßt, auch Anton erhielt ſeinen Theil Zuvorkommenheit. Sein Geſchäft war nach wenig Worten abgemacht und Herr von Tarow erinnerte ihn lächelnd daran, daß er ihn ſchon einmal flüchtig geſehen. „Der Schlingel von Inſpector iſt Ihnen entſprungen," ſagte er bedauernd, „ſeien Sie ohne Sorge, er wird ſeinem Schickſal nicht entgehen." „Ich hoffe," erwiederte Anton, „er

und ſeine Helfer.“ Die Augen des Herrn von Tarow bemühten ſich, Taubenaugen gleich zu werden, als er fortfuhr: „Der Kerl liegt irgendwo verſteckt.“ — „Wahrſcheinlich in der Nähe,“ ſagte Anton und warf einen argwöhniſchen Seitenblick auf die ſchlechten Gebäude des Hofes.

Vergebens ſuchte Anton unter den anweſenden Männern jenen Fremden, den er bereits zweimal geſehen hatte und dem er den Wunſch zutraute, vor deutſchen Augen unbekannt zu bleiben. Dagegen war ein anderer Herr von entſchiedenem Weſen vorhanden, der von den Uebrigen mit hoher Achtung behandelt wurde. „Sie kommen und verſchwinden,“ dachte Anton, „ſie reiten zuſammen und wieder auseinander, wie der Schenkwirth ſagt; es ſind hier nicht Einzelne, mit denen man zu thun hat, ſondern eine ganze Gattung.“ In dem Augenblick trat der Fremde an ihn heran und begann ein artiges Geſpräch. So unbefangen er aber auch redete, ſo merkte Anton doch, daß er bemüht war, das Geſpräch zu leiten und ihn, den Deutſchen, über Geſinnung und Sympathie auszuholen. Er hielt deshalb vorſichtig zurück, und als der Pole das wahrnahm, verlor er plötzlich das Intereſſe an dem Gaſt und wandte ſich zu den Damen.

Jetzt hatte Anton Muße, ſich im Zimmer umzuſehen. Unter den rohen Möbeln des Dorftiſchlers ſtand ein Wiener Flügel, die Fenſterſcheiben waren geflickt, auf dem ſchwarzen Fußboden lag in der Nähe des Sophas ein zerriſſener Teppich. Die Damen ſaßen auf Sammtſeſſeln um einen abgenutzten Tiſch. Die Frau vom Hauſe und ihre erwachſenen Töchter waren in eleganter Pariſer Toilette, aber als ſich eine Seitenthür öffnete, ſah Anton in dem grauen Nebenzimmer einige Kinder mit ſo mangelhafter Garderobe umherlaufen, daß ſie ihn bei der Winterkälte herzlich dauerten. Sie ſelbſt machten ſich jedenfalls nicht viel daraus, denn ſie balgten ſich und lärmten wie Unholde.

Ueber den wankenden Tiſch wurde eine feine Damaſt-

decke gelegt und ein silberner Theekessel aufgesetzt. Die Unterhaltung floß vortrefflich. Leichte französische Bonmots und lebhafte Ausrufe in melodischem Polnisch fuhren durcheinander, dazwischen klang die eintönige deutsche Phrase. An dem schnellen Lachen, den Mienen der Sprechenden und dem Feuer der Unterhaltung merkte Anton, daß er unter Fremden war. Schnell flogen die Worte, in den Augen und auf den Wangen glänzte das flüchtige Feuer der heitern Erregung. Es war ein beweglicheres Volk, elastischer, schwunghafter, leichter ergriffen. Erstaunt sah Anton, wie behaglich Lenore in der Unterhaltung schwamm. Auch ihr Antlitz glänzte von höherem Roth, sie lachte und geberdete sich wie die Andern, und dreist blickten ihre Augen in die verbindlichen Gesichter der anwesenden Herren. Dasselbe Lachen, die herzliche Unbefangenheit, die ihn im Schlitten entzückt hatte, verschwendete sie jetzt an Fremde, die in der Nacht auf der Landstraße zum Schaden ihres Vaters gearbeitet hatten. Das mißfiel ihm höchlich. Dazu das Zimmer so wunderlich ausgeputzt, die Tapeten schmutzig und zerrissen, die Kinder in der Nebenstube barfüßig, und der Hausherr der stille Beschützer eines Schuftes und wahrscheinlich noch etwas Schlimmeres! So begnügte er sich, mit kalter Zurückhaltung die Gesellschaft zu betrachten und nur das Nothwendige auf die freundlichen Worte des Hausherrn und seiner Gäste zu erwiedern.

Endlich schlug ein junger Herr einige Accorde auf dem Flügel an, Alles sprang auf und wollte tanzen. Die gnädige Frau klingelte, vier wilde Männer stürzten in das Zimmer, ergriffen den großen Flügel und trugen ihn rücksichtslos hinaus. Die Gesellschaft drängte nach über den Hausflur in den gegenüber liegenden Saal. Als Anton eintrat, kam er in Versuchung sich die Augen zu reiben. Es war ein leerer Raum mit rohem Kalkanstrich, Bänke an den Wänden, und in der Ecke ein abscheulicher Ofen. Mitten im Saal hing Wäsche auf Leinen; Anton begriff nicht, wie man hier tanzen

wollte. Aber im Hui wurde die Wäſche durch die Fäuſte der Diener herabgeriſſen, einer lief zum Ofen und blies das Feuer an, nach wenig Augenblicken waren ſechs Paare zur Quadrille angetreten. Da der Damen zu wenig waren, band ein junger Graf mit einem ſchwarzen Sammtbärtchen und zwei wunderſchönen blauen Augen ſein Battiſttuch um den Arm und erklärte ſich mit einem graziöſen Knix für eine Dame. Sogleich wurde er von einem andern Herrn ritterlich zum Tanze geführt. Selig drehte ſich das Völkchen im Tact. Durch die Nachläſſigkeit, welche die Mode von den Tänzern des gebildeten Europa verlangt, flatterte zuweilen das Feuer ihres Stammes auf. Lenore trieb mitten darunter. Auch die Baronin war in heiterer Unterhaltung mit dem Hausherrn, und Frau von Tarow machte ſich zur Aufgabe, den blinden Freiherrn zu beſchäftigen. Das war wieder die vornehme Form, der leichte Genuß des Augenblicks, welchen Anton ſo oft bewundert hatte; aber heut verzog ſich ſein Mund zu einem kalten Lächeln. Es ſchien ihm nicht männlich und nicht würdig, daß die deutſche Familie ſich ſo hingebend unter Gegnern bewegte, welche wahrſcheinlich in dieſem Augenblick Feindliches gegen ſie und gegen ihr Volk im Sinne hatten. Als Lenore nach dem erſten Tanz bei Anton vorbeiging und ihn leiſe frug: „Warum tanzen Sie nicht mit mir?“ erwiederte er: „Ich erwarte jeden Augenblick das Geſicht des Herrn Bratzky in einem Winkel dieſes Saales zu ſehen.“

„Wer wird jetzt daran denken,“ rief Lenore und wandte ſich gekränkt ab.

Tanz folgte auf Tanz, die Köpfe der jungen Herrſchaften glühten, die Locken wurden ſchlaff vom warmen Thau. Schnurrbärtige Diener drangen wieder in das Zimmer und boten Champagner in Eis. Stehend, auf dem Sprunge ſchlürften die Tänzer den kalten Trank, und gleich darauf ſtürmte von allen Ecken der Ruf nach einem polniſchen Nationaltanz zu dem Hauslehrer, welcher am Flügel ſaß. Jetzt flatterten die

Gewänder, die Tänzer ſchnellten ſich wie auf Sprungfedern durch das Zimmer, wie Bälle flogen die Mädchen aus einem Arm in den andern. Ach und Lenore immer mitten darunter! Anton ſtand neben dem anſehnlichen Polen in mattem Geſpräch und hörte kühl das Lob an, welches dieſer der deutſchen Tänzerin freigebig ertheilte. Was den polniſchen Mädchen natürlich ſtand, die ſchnellen Bewegungen, die ſtarke Erregung, das machte Lenoren wild und, wie Anton ſich mit Mißfallen ſagte, unweiblich. Und von ihr weg irrte ſein Blick an den rohen Wänden umher auf den beſtäubten Ofen, in dem ein großes Scheit Holz loderte, bis zu der Decke, von welcher lange graue Spinnweben herunterhingen.

Es war ſpät, als die Baronin zum Aufbruch trieb; die Pelze wurden in den Saal gebracht, die Gäſte wickelten ſich ein, die Schelle läutete und das Glöckchen klang wieder über die Schneefläche. Aber Anton war es wohl zufrieden, daß jetzt die Tochter mit dem Vater fuhr, und daß er ſelbſt hinter der Baronin die Zügel führte. Schweigſam lenkte er den Schlitten und immer wieder dachte er daran, daß eine Andere, die er kannte, ſich unter den Spinnweben im Hauſe der Feinde niemals in der Mazurka geſchwenkt hätte. — Auch Lenore trug ihm heut den Stahlhelm auf dem weißen Nacken.

4.

Herr Itzig war als Geſchäftsmann etablirt. Wer ihn beſuchte, ſchritt durch ein vielbetretenes Vorderhaus und erſtieg in einem Seitenflügel eine nicht ganz ſaubere Treppe. Neben der Treppe glänzte die weißlackirte Vorthür, auf welcher ein großes Meſſingſchild mit abgeſchrägten Ecken den Namen „B. Itzig“ zeigte. Der Vorſaal war verſchloſſen, ein dicker Porcellangriff war auch vorhanden, Alles ſchöner und idealer, als es bei Ehrenthal geweſen war. Durch die Thür konnte

der Beſuchende in einen leeren Raum gelangen, in welchem ſich den Tag über ein verſchmitzter Junge aufhielt, halb Portier, halb Laufburſche, außerdem Spion für die Geſchäfte, welche ſein Brotherr machte. Der Junge unterſchied ſich von dem urſprünglichen Herrn Veitel durch ein auffälliges Weſen von ſchäbiger Vornehmheit. Er trug die letzten Ueberreſte des Kleidergeſchäfts auf, glänzende Seidenweſten und einen Frack, der ihm nur wenig zu groß war. Er bewies, daß die neue Firma auch in Sachen der Toilette und Bildung anſtändiger war, als das in vielen Dingen gewöhnliche Geſchäft des Ehrenthal. Den Eintretenden empfing Herr Itzig in zwei kleinen Geſchäftsſtuben, von denen die erſte wenig Möbel, aber zwei auffallend ſchöne Lampen enthielt, eine gelegentliche nothwendige Uebernahme für nicht gezahlte Zinſen eines Solawechſels. Die zweite war das Schlafzimmer, ein einfaches Bett, ein langes Sopha, ein großer runder Spiegel mit breitem Goldrahmen, dieſer ein Erwerb aus dem geheimen Lager des ehrlichen Pinkus. Itzig ſelbſt hatte ſich auffallend verändert, er war an trüben Tagen bei dem zweifelhaften Lichte, welches aus dem Hofraume in die Stuben gelangte, von Weitem betrachtet nur noch wenig von einem eleganten Herrn verſchieden. Sein ſchmales Geſicht war voller geworden, die großen Sommerſproſſen, welche ihn früher getigert hatten, waren verblichen, und ſein Haar hatte durch Pomade und kunſtvolle Bürſtenſtriche eine dunklere Farbe und ein anſchmiegendes Weſen erhalten. Noch hatte der neue Geſchäftsmann eine Vorliebe für ſchwarze Kleider, aber ſie waren neu und ſaßen nicht mehr ſchlottrig über ſeinen Gliedmaßen. Denn Herr Itzig hatte auch zugenommen an äußerer Behaglichkeit, er gönnte ſich jetzt gute Koſt, ja auf ſeinem Arbeitstiſch war zuweilen eine leere Weinflaſche zu ſehen, auf welcher das Wort „Moſel“ ſtand, daneben ein Zuckerbecher und ein ſilberner Löffel. Wie prächtig aber auch die neuen Räumlichkeiten waren, Itzig benutzte dieſelben doch nur bei Nacht und in ſeinen Geſchäfts-

ſtunden. Noch immer trieb ihn ſein Herz nach ſeiner alten Herberge zu Löbel Pinkus. So führte er ein doppeltes Leben, für die große Welt ein feiner Geſchäftsmann in den neugeſtrichenen Stuben unter dem Glanze der Aſtrallampen, bedient von einem modern gekleideten Gnomen, und ein zweites für ſein Gemüth, gerade unter der Caravanſerei, ein beſcheidenes Leben mit rothbaumwollenen Gardinen und einem viereckigen Kaſten als Sopha. Vielleicht machte ihm dieſes Aſyl am behaglichſten, daß er jetzt eine unbeſtrittene Herrſchaft über den Beſitzer des Hauſes ausübte. Pinkus war, zu ſeiner Schande ſei es geſagt, herabgeſunken zu einem Commiſſionär, einem Hilfsarbeiter Veitels. Und Frau Pinkus hing an dem aufſtrebenden Geſchäftsmann mit einer Verehrung, welche ihren Mann aller Gänſebrüſte beraubte, die in dem Hauſe geſchlachtet wurden.

Heut ſaß Itzig in ſeinem Geſchäftslocale nachläſſig auf dem Sopha und rauchte aus einer Bernſteinſpitze; er war ganz Gentleman und erwartete vornehmen Beſuch. Da hörte man im Vorzimmer ſchellen, der Dienſtthuende flog zur Thüre, eine ſcharfe Menſchenſtimme wurde hörbar. Bald entſtand ein Zank im Vorſaale, welcher Veitel bewog, ſchnell den offenen Kaſten ſeines Schreibpultes zuzuſchließen und den Schlüſſel in die Taſche zu ſtecken.

„Nicht zu Hauſe iſt er? Er iſt aber hier, du erbärmlicher, grünhaariger Dummkopf," ſchrie eine ſcharfe Stimme den Wache haltenden Jüngling an. Man hörte einen widerſtehenden Körper bei Seite ſchieben, Veitel beugte ſeinen Kopf tief in ein altes Hypothekeninſtrument, die Thür wurde geöffnet, und Herr Hippus erſchien mit geröthetem Antlitz, ſchäbig, mit zerrauften Federn an der Thür. Nie hatte er einem alten Raben ähnlicher geſehen.

„Du läßt dich verleugnen? du befiehlſt dem Wurme dort draußen alte Freunde abzuweiſen? Natürlich, du biſt vornehm geworden, du Narr! Hat man je eine ſolche Unverſchämtheit

geſehen! Weil der Bengel ſich in zwei neue Stuben hineingeſchwindelt hat, ſind ihm ſeine alten Freunde nicht mehr gut genug. Du biſt aber bei mir an den Unrechten gekommen, mein Söhnchen, ich laſſe mich nicht ſo abſpeiſen."

Veitel betrachtete den kleinen Herrn, welcher zornig vor ihm ſtand, mit Blicken, die nichts weniger als freundſchaftlich waren. „Was macht ihr mit dem jungen Menſchen für einen Lärm," ſagte er kalt, „er hat nur ſeine Schuldigkeit gethan. Ich erwarte einen Geſchäftsbeſuch und habe ihm befohlen, alle Fremden abzuweiſen. Wie konnte ich wiſſen, daß ihr hierher kommen würdet? Haben wir nicht ausgemacht, daß ihr mich nur des Abends beſuchen ſollt? Was kommt ihr in meinen Geſchäftsſtunden?"

„Deinen Geſchäftsſtunden! du junger Wiedehopf, der ſeine Eierſchalen noch am Steiße herumſchleppt," rief Hippus immer noch erzürnt und ſetzte ſich auf das Sopha. „Deine Geſchäftsſtunden" — fuhr er mit unendlicher Verachtung fort, „für deine Geſchäfte iſt jede Stunde gut genug."

„Ihr ſeid wieder betrunken, Hippus," antwortete Veitel in aufrichtigem Aerger; wie oft habe ich geſagt, daß ich mit euch nichts zu thun haben will, wenn ihr aus der Branntweinſtube kommt."

„So," rief Herr Hippus, „du Sohn einer Trödelhexe, mein Beſuch iſt für dich zu allen Zeiten eine Ehre. Ich wäre betrunken?" fuhr er ſchluckend fort, „wovon denn, du Hanswurſt? Womit ſoll man ſich betrinken," ſchrie er, „wenn man kein Geld hat ein Glas zu bezahlen?"

„Ich wußte, daß er wieder kein Geld hatte," ſagte Veitel mit tiefer Entrüſtung. „Erſt neulich habe ich euch zehn Thaler gegeben, aber ihr ſeid wie ein Schwamm, es iſt ſchade um jeden Groſchen, den man auf euch wendet."

„Du wirſt mir aber heut zeigen, daß es nicht ſchade iſt," antwortete der Alte höhniſch, „du wirſt mir wieder zehn Thaler geben und auf der Stelle."

„Das werde ich nicht," rief Veitel. „Ich habe ſatt, euch zu füttern. Ihr wißt, was wir abgemacht haben; Geld bekommt ihr nur, wenn ihr mir etwas dafür thut. Und jetzt ſeid ihr nicht in der Verfaſſung, etwas Ordentliches zu leſen oder zu ſchreiben."

„Für dich und deines Gleichen bin ich immer noch gut genug, und wenn ich zehnmal beſſer gefrühſtückt hätte als heut," ſagte der Alte ruhiger. „Gib her, was du für mich zu arbeiten haſt. Du biſt ein geiziger Filz geworden, aber ich will dir's nicht nachtragen. Ich will dir verzeihen, daß du mich abweiſen wollteſt, ich will dir auch verzeihen, daß du ein hochmüthiger Eſel geworden biſt und dich mit einer ſolchen Lampe breit machſt, die für beſſere Leute als du gut genug wäre; und ich will dir meinen Rath nicht entziehen, vorausgeſetzt, daß du mich honorirſt. Und ſo wollen wir Friede machen, mein Sohn. Jetzt rede, welche Teufelei haſt du wieder vor?"

Veitel ſchob ihm ein dickes Hypothekeninſtrument hin und ſagte: „Zuerſt ſollt ihr mir das durchſehen und einen Auszug daraus ſchreiben, wie ich ihn brauche, und ſagen, wie es damit ſteht. Es iſt mir angeboten worden zum Kauf. Jetzt aber erwarte ich Jemand. Ihr müßt in die andere Stube gehen, dort ſetzt euch an den Tiſch und macht die Arbeit. Wenn ihr fertig ſeid, dann reden wir über das Geld."

Herr Hippus ſchob ſich das ſchwere Actenſtück unter den Arm und ſteuerte nach der zweiten Stubenthür. „Heut thue ich dir noch einmal deinen Willen, weil du's biſt," ſagte er gemüthlich und erhob ſeine Hand, um Veitel auf die Backe zu klopfen.

Veitel ließ ſich die Liebkoſung leidend gefallen und wollte die Thür zumachen, als der betrunkene Alte ſich noch einmal herandrängte und mit ſchlauem Blick frug: „Alſo du erwarteſt Jemanden, mein Söhnchen? Wen erwarteſt du, kleiner Itzig? Iſt's ein Männlein oder ein Fräulein?"

„Es iſt ein Geldgeſchäft," entgegnete Veitel die Achſeln zuckend.

„Ein Geldgeſchäft?" wiederholte der trunkene Herr, mit einer zärtlichen Bewunderung ſeinen Bundesgenoſſen betrachtend. „Ja, darin biſt du groß. Groß als Menſch und als Schwindler! Wahrhaftig, wer von dir Geld haben will, der iſt verloren. Es wäre ihm beſſer, er ſpränge ins Waſſer, obgleich Waſſer auch verächtlich iſt. Du kleiner Sackerments-ſchwindler, du!" Dabei erhob er den Kopf und ſtierte aus ſeinen ſchwimmenden Augen liebevoll auf Veitel.

„Seid ihr doch ſelbſt gekommen, um Geld von mir zu holen," antwortete ihm Veitel mit gezwungenem Lächeln.

„Ja, ich bin feſt," lallte Hippus, „ich bin nicht von Fleiſch und Blut, ich bin Hippus, ich bin der Tod." Dabei verſuchte er geiſtreich zu lachen.

Draußen tönte die Schelle, Veitel rief: „Verhaltet euch ruhig!" ſchloß die Thür, ſetzte ſich auf das Sopha, faßte die Bernſteinſpitze und erwartete ſeinen Beſuch.

In dem Vorzimmer klirrte ein Säbel, ein Huſarenoffizier trat ein. Eugen Rothſattel war in dem letzten Winter ein wenig älter geworden, ſein feines Geſicht war hagerer, und um den untern Theil ſeiner Augen zog ſich ein bläulicher Ring. Er trat mit einem Schein von Gleichgültigkeit ein, der Herrn Itzig keinen Augenblick zu täuſchen vermochte, denn hinter dieſer Maske erkannte ſein erfahrener Blick deutlich das Fieber, welches bedrängten Schuldnern eigenthümlich iſt.

„Herr Itzig?" frug der Offizier von oben herunter.

„So heiße ich," verſetzte Veitel und ſtand nachläſſig vom Sopha auf.

Unruhig ſah Eugen in das Geſicht des Geldmanns. Der jetzt ſeine Anrede erwartete, war derſelbe, vor dem ſchon ſein Vater gewarnt war, und jetzt trieb das Schickſal auch ihn in daſſelbe Netz. „Ich habe in dieſen Tagen eine Schuld an hieſige Agenten zu zahlen," begann der Lieutnant, „an Herren

Ihrer Bekanntſchaft. Als ich deshalb Rückſprache mit ihnen nehmen wollte, iſt mir von Beiden mitgetheilt worden, daß ſie ihre Forderungen an Sie verkauft haben."

„Ich habe ſie ungern gekauft," erwiederte Veitel, „ich habe nicht gern zu thun mit den Herren Offizieren. Es ſind zwei Schuldſcheine über elfhundert und achthundert, zuſammen neunzehnhundert Thaler." Er griff in eine Mappe und holte die Documente heraus. „Erkennen Sie dieſe Unterſchrift als die Ihrige?" frug er kalt, „und erkennen Sie dieſe neunzehnhundert Thaler als die Summe an, welche Ihnen geliehen iſt?"

„Es mag wohl ſo viel darin ſtehen," antwortete der Lieutnant unwillig.

„Ich frage, ob Sie anerkennen, daß Sie mir zu zahlen haben dieſe Summe auf dieſe zwei Verſchreibungen?" frug Veitel wieder.

„In Teufels Namen, ja," rief der Lieutnant, „ich erkenne die Schuld an, obgleich ich nicht die Hälfte in Geld erhalten habe."

Veitel ſchloß die Sola-Wechſel in ſein Pult und ſagte, indem er die Achſeln zuckte, ſpöttiſch: „Ich habe doch die volle Summe bezahlt den beiden Leuten. Ich werde mir alſo holen bei Ihnen morgen oder übermorgen mein Geld."

Der Offizier ſchwieg eine Weile, langſam rötheten ſich ſeine eingefallenen Wangen. Endlich nach einem harten Kampfe begann er: „Ich bitte Sie, Herr Itzig, mir noch Friſt zu geben."

Veitel ergriff ſeine Bernſteinſpitze und drehte behaglich daran, als er antwortete: „Ich gebe Ihnen keinen Credit weiter."

„Seien Sie verſtändig, Itzig," ſagte der Offizier mit erzwungener Vertraulichkeit. „Ich bin vielleicht in Kurzem in der Lage, Ihnen zu zahlen."

„Sie werden in einigen Wochen ſo wenig Geld haben, als jetzt," entgegnete Veitel grob.

„Ich bin bereit, Ihnen eine größere Summe zu verſchreiben, wenn Sie ſich gedulden."

„Ich mache niemals ſolche Geſchäfte," log Veitel.

„Ich ſchaffe Ihnen eine Anerkennung der Schuld durch meinen Vater."

„Der Herr von Rothſattel hat gerade ſo viel Credit bei mir, als Sie ſelber."

Der Lieutnant ſtieß zornig ſeinen Säbel auf den Boden. „Und wenn ich nicht zahle?" brach er los. „Sie wiſſen, daß ich geſetzlich dazu nicht verpflichtet bin."

„Ich weiß," verſetzte Veitel ruhig. „Werden Sie zahlen morgen oder übermorgen?"

„Ich kann nicht," rief Eugen in aufrichtiger Verzweiflung.

„Dann tragen Sie Sorge für den Rock, den Sie anhaben," ſagte Veitel ſich abwendend.

„Wohlfart hatte Recht, mich vor Ihnen zu warnen," rief Eugen außer ſich. „Sie ſind ein hartgekochter —," er drängte das letzte Wort zurück.

„Sprechen Sie ruhig aus," ſagte Itzig, „es hört Sie Niemand. Was Sie reden, iſt wie das Feuer im Ofen, es kniſtert, in einer Stunde iſt's Kohle. Was Sie mir hier wollten ſagen unter vier Augen, das werden von Ihnen in drei Tagen die Leute auf der Straße ſagen, wenn Sie nicht zahlen."

Eugen wandte ſich mit einem Fluche ab, an der Thür blieb er noch einen Augenblick ſtehen, dann ſtürzte er zornig hinaus.

Veitel ſah ihm triumphirend nach. „Der Sohn wie der Vater, er ſitzt darin, wie er ſitzen muß," ſagte er vor ſich hin; „er kann nicht ſchaffen das Geld. Es geht zu Ende mit den Rothſatteln, und der Wohlfart wird ſie nicht halten. — Wenn ich verheiratet bin mit der Roſalie, ſo ſind mein auch Ehrenthals Hypotheken. Dann können die Scheine, die bei dem Schwiegervater verſchwunden ſind, ſich unter ſeinen Papieren wiederfinden. Dann habe ich den Baron in Händen und das Gut iſt mein."

Nach dieſem Selbſtgeſpräch öffnete er die Thür, welche

Herrn Hippus und den vornehmen Beſuch, den Verſunkenen und den Sinkenden, getrennt hatte, und fand den kleinen Advocaten eingeſchlafen, den Kopf auf den Händen, die Hände über den Acten. Mit herzlicher Verachtung ſah Itzig auf das ſchwärzliche Bündel und ſagte: „Er wird mir läſtig. Er ſagte, er wäre der Tod, ich wollte, er wäre tot, und ich wäre von ihm frei.“ Unſanft rüttelte er den alten Mann auf und ſchrie ihn an: „Ihr ſeid zu nichts gut als zum Schlafen, was mußtet ihr hierher kommen, um zu ſchnarchen? Geht nach Hauſe, ich werde euch die Acten geben, wenn ihr in beſſerer Verfaſſung ſeid.“

Als der Advocat unter dem Verſprechen, am Nachmittag wiederzukommen, ſchläfrig hinausgewankt war, bürſtete Itzig mit beneidenswerther Fertigkeit ſeinen ſeidenen Hut, zog den beſten Rock an, gab ſeinem Haar vor dem goldenen Spiegel den genialen Fall und ging nach dem Hauſe ſeines Gegners Ehrenthal.

Als er in den Hausflur trat, warf er einen ſcheuen Blick auf die Thür des Comtoirs und eilte vorüber nach der Treppe. Auf der unterſten Stufe hielt er an. „Er ſitzt wieder im Comtoir,“ ſagte er horchend zu ſich ſelbſt, „ich höre ihn brummen, ſo brummt er oft, wenn er allein iſt. Ich will's wagen, ich gehe hinein, vielleicht iſt mit ihm ein Wort zu reden.“ Er ſchritt zögernd zu der Thür und horchte wieder, dann faßte er ein Herz und öffnete ſchnell. In dem dämmrigen Raume ſaß auf dem Lederſtuhl einſam eine zuſammengedrückte Geſtalt, auf dem Kopfe einen unförmlichen Hut; ſie nickte mit dem Kopfe vor ſich hin und murmelte unverſtändliche Worte. Wie hatte ſich Hirſch Ehrenthal in dem letzten Jahre verändert! Als er das letzte Mal vom Gute des Freiherrn fuhr, war er ein rundlicher Mann von anſehnlicher Art geweſen, ein wohlconſervirter Mann, der ſeine Buſennadel anzuſtecken wußte, um vor den Frauen ſtattlich auszuſehen; das Haupt, welches jetzt in nervöſer Schwäche nickte, war das Haupt eines alten

Mannes, und an dem faltigen Geſicht hing ein Bart, den das Schermeſſer wochenlang nicht berührt hatte. Er war ein Bild des kläglichen Verfalles, wo der Geiſt dem Körper noch vorläuft auf dem Wege zur zweiten Wiege.

Der Agent ſtand an der Thür und ſah betroffen auf ſeinen früheren Brotherrn, der in ſeine Träume verſunken nur noch halb der Geſchäftswelt angehörte. Endlich begann er näher tretend: „Ich will mit Ihnen reden, Herr Ehrenthal.“

Der Alte fuhr fort mit dem Kopfe zu nicken und antwortete mit zitternder Stimme: „Hirſch Ehrenthal bin ich, was haben Sie zu reden mit mir?“

„Ich will mit Ihnen ſprechen über ein großes Geſchäft,“ fuhr Itzig fort.

„Ich höre,“ ſagte Ehrenthal ohne aufzuſehen. „Wenn es ein großes Geſchäft iſt, warum ſprechen Sie nicht?“

„Sie kennen mich doch, Hirſch Ehrenthal?“ ſchrie Itzig ſich zu dem Alten vorbeugend.

Der Mann im Lederſtuhle ſah mit müden Augen auf und ſtarrte den Andern an, endlich erkannte er ihn. Er rückte ſich heftig von ſeinem Sitz in die Höhe und ſtand mit vorgebeugtem Halſe da. Immer noch zitterte das Haupt, aber die Augen ruhten mit einem Blicke voll Furcht und Haß auf dem Agenten. „Was wollen Sie hier in meinem Comtoir?“ rief er mit bebender Stimme. „Wie können Sie wagen zu treten vor meine Augen? Gehen Sie hinaus, Sie Menſch.“

Itzig blieb ſtehen. „Schreien Sie nicht wie ein Hahn, ich thue Ihnen nichts, ich will mit Ihnen reden über große Sachen, wenn Sie ruhig ſein wollen, wie ein Mann in Ihren Jahren ſein muß.“

„Es iſt der Itzig,“ murmelte der Alte vor ſich hin, „er will reden von großen Sachen, ich ſoll ruhig ſein. — Wie kann ich ruhig ſein,“ ſchrie er wieder auf, „wenn ich Sie erblicke vor meinen Augen? Sie ſind mein Feind, Sie haben mich ruinirt hier, und haben mich ruinirt da. Sie ſind ge-

weſen für mich, wie der Böſe mit dem Schwerte, an welchem der Tropfen Galle hängt. Ich habe aufgethan den Mund, und Sie haben mir hineingeſtoßen Ihr Schwert, die Galle iſt gekommen in mein Herz, und ich muß zittern, wenn ich Sie anſehe."

„Werden Sie ruhig," ſagte Itzig, „und wenn Sie ruhig ſind, dann hören Sie mich an."

„Heißt er Itzig?" ſummte der Alte wieder vor ſich hin. „Er nennt ſich Itzig, aber wenn er in die Stadt geht, heulen die Hunde. Ich will Sie nicht ſehen," rief er, ſich wieder aufrichtend, „gehn Sie hinaus, es iſt mir zuwider Ihr Anblick, ich will lieber zu thun haben mit einer Spinne als mit Ihnen."

Veitel ſagte mit Ergebung: „Was geſchehen iſt, Ehrenthal, iſt geſchehen und iſt darüber nicht mehr zu reden. Sie ſind feindlich geweſen gegen mich, und ich habe gehandelt gegen Sie, es iſt geweſen Einer wie der Andere."

„Er hat gegeſſen alle Sonntage in meinem Hauſe," grollte der Alte wieder.

„Weil Sie daran denken," fuhr Veitel fort, „will ich auch daran denken. Ja, ich habe gegeſſen an Ihrem Tiſche, und deswegen thut es mir leid, wenn wir beide in Feindſchaft gekommen ſind. Ich habe immer gehabt eine große Anhänglichkeit an Ihr Haus."

„Du haſt mir gezeigt deine Anhänglichkeit, junger Itzig," fuhr der Alte fort. „Du biſt es, der gekommen iſt in mein Haus und der mich hat geſchlagen, noch bevor ich liege in meinem Grabe; du biſt es, welcher mir macht alle Tage das Chibbut Hakkefer."

„Was reden Sie für ungewaſchenes Zeug," rief Veitel ärgerlich, „was thun Sie immer, als ob Sie wären tot, und ich der böſe Geiſt mit dem Schwerte? Ich bin hier und will Ihnen bringen gutes Leben und nicht den Tod. Ich will machen, daß Sie wieder zu Anſehn kommen unter unſern Leuten, und daß die auf der Straße wieder abnehmen den

Hut, wie ſie ihn abgenommen haben, bevor der Hirſch Ehrenthal kindiſch wurde."

Ehrenthal nahm mechaniſch ſeinen Hut ab und ſetzte ihn wieder auf. Sein Haar war weiß geworden.

„Es ſoll Freundſchaft werden zwiſchen Ihnen und mir," fuhr Veitel beredt fort, „und Ihre Geſchäfte ſollen mir ſein wie die meinigen. Ich habe Ihnen geſchickt mehr als einen Mann aus Ihrer Verwandtſchaft und habe Ihnen ſagen laſſen, was ich von Ihnen will, und Ihre Frau, die Madame Ehrenthal, hat Ihnen oft daſſelbe geſagt. Ich bin ein Mann geworden, der ſeine Geſchäfte mit den beſten Leuten macht, ich kann Ihnen ein ſicheres Capital aufweiſen, das größer ſein wird, als Sie denken. Warum ſollen wir nicht unſer Geld zuſammenthun? Wenn Sie als Vater mir geben wollen Ihre Tochter Roſalie, ſo werde ich an Ihnen handeln können als Ihr Schwiegerſohn."

Der alte Ehrenthal ſah den Freiwerber mit einem Blicke an, in dem ein Strahl der alten Schlauheit durch die blöde Schwäche blitzte. „Wenn Sie haben wollen meine Tochter Roſalie," erwiederte er, „ſo ſollen Sie hören die einzige Frage, die ich habe an Sie. Was können Sie mir geben, wenn ich Ihnen gebe die Roſalie?"

„Ich will's Ihnen vorrechnen zu jeder Stunde," rief Veitel.

„Sie können mir vorrechnen Vieles," ſagte Hirſch Ehrenthal abwehrend. „Aber ich will nur Eines von Ihnen fordern. Wenn Sie mir wiedergeben können meinen Sohn Bernhard, ſo ſollen Sie haben meine Tochter. Können Sie mir nicht holen meinen Bernhard aus dem Grabe, ſo ſage ich Ihnen, ſo lange ich eine Stimme habe in meinem Munde: Gehen Sie hinaus, hinaus aus meinem Comtoir. Hinaus!" ſchrie er in plötzlicher Wuth und ballte ſeine Hände gegen den Freier. Veitel trat eilig in den Schatten der Thür, der alte Mann ſank in ſeinen Stuhl zurück und drohte und ſchwatzte wieder vor ſich hin.

Itzig sah von der Thür dem Treiben zu, bis die Klage des Alten aufhörte und nur undeutliche Worte von seinen Lippen fielen; dann zuckte er mit den Achseln und verließ das Zimmer.

Während er die Treppe hinaufstieg, den Frauen seinen Besuch zu machen, bewegte er noch oft die Achseln, um seine Verachtung des Schwächlings auszudrücken. Dann zog er an der Klingel und wurde von der Köchin mit zerknitterter Haube unter vertraulichem Lächeln eingelassen.

Unterdeß eilte Eugen rathlos aus einer Offizierstube in die andere. Er trat in die Weinstube von Feroni, die Austern waren nicht zu genießen, der Burgunder schmeckte wie Tinte. Wieder lief er die Straßen auf und ab, Angstschweiß auf der Stirn. So verging dem armen Jungen der Tag. Endlich setzte er sich todmüde in eine Conditorei und überdachte noch einmal die letzten Möglichkeiten. Wenn Wohlfart zur Stelle wäre! Aber es war zu spät, ihn zu benachrichtigen. Die Agenten hatten ihn mit unbestimmten Versprechungen einer Verlängerung hingehalten, erst gestern Abend hatten sie ihm beide zu gleicher Zeit geschrieben, daß ihre Forderung auf Herrn Itzig übergegangen sei. Wohl war es zu spät, an Wohlfart zu schreiben, aber hatte dieser zuverlässige Freund nicht irgend einen Bekannten am Orte? — Als Anton den jungen Sturm empfohlen, hatte er ihm gesagt: „der Vater des Amtmanns ist ein sicherer Mann, und nicht ohne einige Mittel.“ Vom Vater eines Husars, der im Dienste seiner Familie stand, konnte er vielleicht das Geld erhalten, wenn der Alte überhaupt Geld hatte. Das war die Frage. Er forderte das Adreßbuch: Johann Sturm, Auflader, Inselgasse Nr. 17. In einer Droschke fuhr er hinaus. Eilig pochte er an, ein mächtiges Herein war die Antwort. Der geängstigte Offizier überschritt die Schwelle des Aufladers.

Vater Sturm saß einsam bei seinem Bierkruge, ein kleines Tageblatt in der Hand, so klein, daß Jedermann einsah, es

war für den alten Sturm weder geschrieben, noch gedruckt, noch ausgegeben worden. „Ein Husar," rief Sturm und blieb vor Erstaunen auf seiner Bank sitzen. Auch der Offizier war betroffen von der kolossalen Gestalt, die ihn mit großen Augen anstarrte; so sahen Beide einander an.

„Richtig," sagte der Riese, „es ist ein Husar, vom Regiment meines Karl; der Rock stimmt, die Schnüre stimmen. Seid mir gegrüßt, Kamerad." Er erhob sich. Jetzt erst erkannte er das Metall der Schnüre. „Der tausend, ein Herr Offizier!"

„Mein Name ist Eugen von Rothsattel," begann der Lieutnant, „ich bin ein Bekannter von Herrn Wohlfart."

„Von Herrn Wohlfart und von meinem Sohne Karl," sagte Sturm in Eifer, „hier nehmen Sie Platz, Herr Offizier, es ist mir ausnehmende Freude und Ehre." Er trug einen Stuhl herbei und setzte ihn in seinem Diensteifer vor Eugen hin, daß die Thür schütterte. Eugen wollte sich setzen. „Noch nicht," sagte der alte Sturm, „erst abwischen, die Uniform könnte leiden. Seit mein Karl fort mußte, ist es hier etwas staubig." Er wischte und glättete mit einem Tuche den Stuhl für seinen Gast. „So, mein Herr, jetzt erlauben Sie, daß ich mich Ihnen gegenüber setze. Sie bringen mir Nachricht von meinem Kleinen?"

„Keine andere," erwiederte Eugen, „als daß er sich wohlbefindet und daß mein Vater mit seiner Thätigkeit sehr zufrieden ist."

„So?" rief Sturm, über das ganze Gesicht lachend, und klopfte mit seinen Fingern auf den Tisch, daß ein kleines Erdbeben in der Stube entstand; „ich wußte, daß Ihr Herr Vater mit ihm zufrieden sein würde. Ich hätte Ihnen das schriftlich geben wollen auf Stempelpapier. Er war schon ein praktischer Junge, als er noch so groß war," er bezeichnete mit der Hand einen Zustand menschlicher Kleinheit, welche keinem sterblichen Menschen auch nicht am ersten Tage seines sichtbaren Lebens vergönnt ist.

„Kann er denn aber auch Alles machen?“ frug er ängstlich weiter, „wegen dem, Sie wissen schon.“ Er hielt dem Lieutnant seine großen Finger entgegen und machte mit diesen vertrauliche Zeichen in der Luft. „Mittelfinger und Goldfinger, ach, das war ein großes Unglück, Herr Offizier!“

Eugen erinnerte sich an den unglücklichen Zufall. „Er hat's überwunden,“ sagte er verlegen über die Rolle, zu welcher das Vatergefühl des Riesen ihn verurtheilte. „Was mich zu Ihnen führt, ist eine Bitte.“

„Eine Bitte?“ lachte Sturm; „fordern Sie, Herr Baron! das ist keine Redensart. Jeder aus dem Hause, in welchem mein Sohn wohnt und Amtmann ist, hat das Recht, von dem alten Sturm zu fordern. Das ist meine glatte Ansicht.“ Er strich mit der Hand über den Tisch.

„Um es also kurz zu sagen, Herr Sturm,“ fuhr Eugen fort, „ich bin in der Lage, morgen eine große Zahlung zu machen, und bedarf dazu Geld. Die Sache ist plötzlich gekommen; ich habe keine Zeit mehr, meinen Vater zu benachrichtigen. Ich weiß hier in der Stadt Niemanden, an den ich mich mit solchem Vertrauen wenden möchte, als an den Vater unsers Amtmanns.“

Sturm beugte sich vor und schlug den Offizier in seiner Freude heftig auf das Knie. „Das war ehrlich gesprochen; Sie sind ein Herr, der auf sein Haus hält, und der nicht zu Fremden geht, wenn er das Ding von seinen Leuten haben kann. Sie brauchen Geld? Mein Karl ist Amtmann bei Ihrem Herrn Vater, mein Karl hat etwas Geld, so ist Alles in der Ordnung. Wie viel brauchen Sie? Sind's hundert, sind's zweihundert Thaler? Geld ist da.“

„Fast nehme ich Anstand, Herr Sturm, Ihnen die Summe zu nennen,“ sagte Eugen befangen, es sind neunzehnhundert Thaler.“

„Neunzehnhundert Thaler,“ wiederholte der Riese erstaunt, „das ist ein Capital, es ist ein Haus, das ist, was die Leute ein Geschäft nennen.“

„Das ist es, Herr Sturm," fuhr Eugen bekümmert fort. „Und da Sie so freundlich gegen mich sind, so muß ich Ihnen auch sagen, es thut mir herzlich leid, daß es so viel ist. Ich bin bereit, Ihnen einen Schuldschein darüber auszustellen und das Geld, so hoch sie wollen, zu verzinsen."

„Wissen Sie was," sagte Sturm nachdenkend, „über die Zinsen wollen wir nicht reden, das machen Sie mit meinem Karl ab. Was aber den Schuldschein betrifft, so ist das ein guter Gedanke von Ihnen. Ein Schein ist angenehm wegen Leben und Sterben. Sie und ich, wir brauchen das nicht gegen einander, aber ich kann sterben vor meiner Zeit. Das würde nicht schaden, denn alsdann sind Sie da, der von der Geschichte weiß. Aber Sie könnten sterben, was ich gar nicht fürchte; im Gegentheil," setzte er begütigend hinzu; „aber Sie könnten doch sterben, und dann müßte mein Karl Ihre Unterschrift haben, damit er hervortreten könnte und sagen: „Mein armer junger Herr Baron hat dieses hier geschrieben, folglich zahlt."

„Also Sie wollen die Güte haben, mir das Geld zu leihen?"

„Es ist keine Güte," sagte Sturm verweisend, „es ist meine Schuldigkeit, da die Sache ein Geschäft ist, und mein Zwerg Ihr Amtmann ist."

Gerührt sah Eugen in das lachende Gesicht des Riesen. „Aber, Herr Sturm, ich brauche das Geld schon morgen," sagte er.

„Natürlich," erwiederte Sturm, „das ist gerade, was mir recht ist. Kommen Sie, Herr Baron." Er nahm das Licht und führte ihn in die Kammer. „Entschuldigen Sie nur, daß es hier so unordentlich aussieht, ich bin ein einzelner Mann und den ganzen Tag bei meiner Arbeit. Sehen Sie, hier ist mein Geldkasten." Er zog den eisernen Kasten hervor. „Vor Spitzbuben ist er sicher," setzte er mit Selbstgefühl hinzu. „Niemand in der Stadt kann ihn von der Stelle rücken als ich, Niemand

kann ihn aufſchließen, denn das Schloß iſt das Meiſterſtück von dem Vater meiner ſeligen Frau. Es können Wenige den Deckel aufheben außer mir, und wenn ihrer Viele kommen, ſo finden ſie Arbeit, die ihnen zu heiß wird. Glauben Sie, daß das Geld hier ſicher iſt vor Gaunern und ſolchem Volk?" ſagte er triumphirend. Er war im Begriff, den Schlüſſel ins Schloß zu ſtecken. „Halt," unterbrach er ſich, „noch Eins: ich habe ein Vertrauen zu Ihnen, Herr Baron, wie zu meinem Karl, das verſteht ſich, aber beantworten Sie mir zuvor dieſe Frage: Sind Sie auch der junge Herr Baron?"

Jetzt konnte Eugen lächeln, er griff in ſeine Taſche: „Hier iſt mein Patent."

„Ah, viel Ehre!" entgegnete Sturm, faßte das Papier behutſam und las bedächtig den Namen, dann ſah er auf die Züge, die darunter ſtanden, neigte ſein Haupt und gab es mit zwei Fingern in großem Reſpect zurück.

„Und hier," fuhr Eugen fort, „habe ich zufällig einen Brief Wohlfarts in der Taſche."

„Verſteht ſich," rief Sturm, auf die Adreſſe blickend, „dieſes iſt ſeine leibhaftige Hand."

„Und hier ſeine Unterſchrift," ſagte Eugen.

„Ihr ergebenſter Wohlfart," las der Rieſe; „ja, wenn der das ſchreibt, ſo können Sie glauben, daß es wahr iſt. — So, jetzt iſt das Geſchäftliche abgemacht," erklärte er und ſchloß den Kaſten auf. „Hier iſt Geld. Alſo neunzehnhundert Thaler." Er hob fünf große Beutel aus dem Kaſten, faßte ſie gemächlich mit einer Hand und überreichte ſie Eugen. „Hier tauſend."

Eugen verſuchte vergebens die Beutel feſtzuhalten.

„Ja ſo," bemerkte der Rieſe, „ich werde ſie Ihnen ſchon in den Wagen tragen; das Andere muß ich Ihnen in Pfandbriefen geben. Dieſe ſind etwas weniger werth als hundert Thaler, das wiſſen Sie natürlich."

„Es thut nichts," ſagte Eugen.

„Nein," antwortete der Rieſe, „Sie bemerken's in dem Schuldſchein. So iſt das Geſchäft glücklich abgemacht." Er ſchloß den Kaſten wieder zu und ſchob ihn unter das Bett.

Eugen trat mit leichtem Herzen in das Zimmer. „Jetzt trage ich Ihnen die Säcke nach dem Wagen," erbot ſich Sturm.

„Noch den Schuldſchein," erinnerte Eugen.

„Richtig," nickte der Rieſe, „Ordnung muß ſein. Sehen Sie zu, ob Sie mit meiner groben Feder ſchreiben können. Hätte ich gewußt, daß ich einen ſo feinen Beſuch haben würde, ſo hätte ich mir eine beſſere von Herrn Schröter mitgebracht."

Eugen verfaßte einen Schuldſchein, Sturm ſaß unterdeß neben ſeinem Bierkruge ihm gegenüber und ſah ihm in behaglicher Stimmung zu. Dann begleitete er ihn zum Wagen und ſagte beim Abſchiede: „Grüßen Sie mir recht herzlich meinen Kleinen und Herrn Wohlfart. Ich hatte dem Karl verſprochen, zu Weihnachten zu ihm zu kommen wegen des Chriſtbaums. Aber es geht nicht mehr recht mit meiner Geſundheit. Neunundvierzig ſind vorbei!"

Einige Zeit darauf ſchrieb Eugen an Anton und zeigte ihm kurz an, daß er von dem Vater Sturm neunzehnhundert Thaler gegen einen Schuldſchein geliehen habe. „Suchen Sie die Sache zu arrangiren," ſchloß der Brief, „natürlich darf mein Vater nichts davon erfahren. Ein gutherziger närriſcher Teufel, der alte Sturm; denken Sie auf etwas Hübſches für ſeinen Sohn, den Huſar, das ich ihm mitbringen kann, ſobald ich zu euch komme."

Empört warf Anton den Brief auf den Tiſch. „Es iſt ihnen nicht zu helfen, der Prinzipal hatte Recht. In goldenen Armbändern für eine feile Tänzerin, mit den Würfeln unter zuchtloſen Kameraden hat er das Geld vergeudet und bezahlt ſeine Wucherſchulden mit dem ſauern Verdienſt eines ehrlichen Arbeiters." Er rief Karl in ſein Zimmer.

„Es hat mir manchmal leid gethan, daß ich dich in dieſe Unordnung hereingezogen habe, heut fühle ich tief, daß es ein Unrecht war. Ich ſchäme mich dir zu ſagen, was geſchehen iſt. Der junge Rothſattel hat die Gutherzigkeit deines Vaters benutzt, ihm neunzehnhundert Thaler abzuborgen."

„Neunzehnhundert Thaler von meinem Alten!" rief Karl erſtaunt. „Hat mein Goliath ſo viel Geld zu verleihen? Gegen mich hat er immer gethan, als verſtände er nicht zu ſparen."

„Ein Theil deines Erbes iſt hingegeben gegen einen werthloſen Schuldſchein, und die Sache wird noch empörender durch die Gleichgültigkeit, mit welcher der leichtſinnige Borger ſie behandelt. Hat dir denn dein Vater gar nichts darüber geſchrieben?"

„Der!" rief Karl, „das thut er ſicher nicht. — Mir iſt nur unlieb, daß Sie ſich über die Geſchichte ſo ſehr ärgern. Ich bitte Sie um Alles, machen Sie keinen Lärm. Sie wiſſen am beſten, wie viel Wolken über dieſem Hauſe ſtehen, vergrößern Sie den Kummer der Eltern nicht um meinetwillen."

„Hier ſchweigen," erwiederte Anton, „heißt ſich zum Mitſchuldigen eines ſchlechten Streichs machen. Du ſchreib' deinem Vater auf der Stelle, er ſoll in Zukunft niemals wieder ſo gefällig ſein; denn der Cavalier iſt im Stande, bei nächſter Gelegenheit wieder zu deinem Vater zu gehn."

Darauf ſchrieb Anton an Eugen: „Ein Arrangiren Ihrer Schuld iſt unmöglich, wenn ich Ihrem Herrn Vater nichts davon mittheilen ſoll, und ſelbſt in dieſem Falle weiß ich wenigſtens nicht, wo eine Deckung derſelben gefunden werden kann. Ich verſchweige Ihnen nicht, daß ich Ihre Anleihe bei dem Vater des Amtmann Sturm für ſehr unrecht halte. Sie und Ihr Herr Vater haben der aufopfernden Thätigkeit des Sohnes ohnedies ſo viel zu danken, daß der geringe Gehalt, den derſelbe unter den hieſigen Verhältniſſen erhalten kann, nur als eine ungenügende Vergütigung erſcheint. Deshalb muß ich Sie

dringend bitten, dem Auflader Sturm wenigſtens ſo viel Sicherheit zu verſchaffen, als ihm gegeben werden kann. Dieſe Sicherheit liegt in der Anerkennung der Schuld durch Ihren Herrn Vater. Sie werden mit mir einverſtanden ſein, daß am zweckmäßigſten Sie ſelbſt dem Herrn Freiherrn die nöthigen Mittheilungen machen. Ich bitte, dies nicht bis zu Ihrem Beſuch hinauszuſchieben, weil mir jede Woche, in welcher dieſe Angelegenheit unerledigt bleibt, als Verlängerung einer Täuſchung erſcheint, welche Ihrer nicht würdig iſt."

Und zu Karl ſagte Anton: „Wenn er ſeinem Vater kein Bekenntniß macht, ſo werde ich am erſten Tage ſeines Beſuchs den Freiherrn in ſeiner Gegenwart von dem Schuldſchein unterrichten. Sprich nicht dagegen, du biſt gerade wie dein Vater."

Die Folge dieſes Briefes war, daß Eugen an Anton gar nicht mehr ſchrieb und dem nächſten Brief an ſeinen Vater einige nicht ganz verſtändliche Sätze zufügte. Wohlfart ſei ein Mann, gegen den ſie wohl einige Verpflichtungen hätten, das Schlimme ſei nur, daß bei ſolchen Leuten dadurch Dünkel entſtehe und ein Hofmeiſterton, der unerträglich werden könne. Am beſten ſei, ſich dergleichen Menſchen mit gutem Anſtand vom Halſe zu ſchaffen. Dieſe Anſicht war ſehr nach dem Herzen des Freiherrn, und er lobte ſie höchlich. „Eugen hat immer ein richtiges Urtheil," ſagte er; „auch ich wünſche ſehnlich, daß der Tag recht bald kommt, wo ich ſelbſt wieder im Stande bin, die Wirthſchaft zu überſehen und unſern Herrn Wohlfart zu entlaſſen."

Die Baronin, welche den Brief ihrem Gemahl vorgeleſen hatte, entgegnete: „Du würdeſt Wohlfart doch ſehr vermiſſen, wenn er je von uns ſcheiden ſollte;" dann legte ſie den Brief zuſammen und verbarg ihn in die Taſche ihres Kleides.

Lenore aber war außer Stande, ihren Unwillen zu beherrſchen, ſie verließ ſchweigend das Zimmer und ſuchte Anton in dem Wirthſchaftshofe auf.

„Was haben Sie mit Eugen?“ rief ſie ihm entgegen.

„Hat er mich bei Ihnen verklagt?“ frug Anton.

„Bei mir nicht,“ verſetzte Lenore, „aber er ſpricht in ſeinem Briefe an die Eltern nicht in der Weiſe von Ihnen, die ihm ſonſt ſo gut ſtand.“

„Vielleicht iſt's Zufall,“ erwiederte Anton, „oder eine Verſtimmung, die ſich wohl geben wird.“

„Nein, es iſt mehr und ich will es wiſſen.“

„Wenn es mehr iſt, ſo können Sie es nur von ihm ſelbſt erfahren.“

„Dann, Wohlfart,“ rief Lenore, „hat Eugen etwas Unrechtes gethan, und Sie wiſſen davon.“

„Was es auch ſein mag,“ entgegnete Anton ernſt, „es iſt nicht mein Geheimniß, ſonſt würde ich es Ihnen nicht verſchweigen. Ich bitte Sie zu glauben, daß ich gegen Ihren Bruder ehrlich gehandelt habe.“

„Was ich glaube, kann Ihnen nichts nützen,“ rief Lenore. „Ich ſoll von nichts wiſſen, ich verſtehe nichts, ich kann in dieſer angſtvollen Zeit nichts thun, als mich ärgern, wenn man ungerecht gegen Sie iſt.“

„Oft,“ fuhr Anton fort, „fühle ich die Verantwortlichkeit, welche mir durch die Krankheit Ihres Herrn Vaters aufgelegt wird, als eine gefährliche Laſt; ſeine Verſtimmung richtet ſich natürlich auch manchmal gegen mich, der ich ihm Unwillkommenes mittheilen muß. Das iſt nicht zu vermeiden. Ich habe den Muth, auch peinliche Stunden durchzumachen, ſo lange Sie und die Frau Baronin ſich die Ueberzeugung nicht erſchüttern laſſen, daß ich immer in Ihrem Intereſſe handle, ſo gut ich es verſtehe.“

„Meine Mutter weiß, was Sie uns ſind,“ ſagte Lenore; „niemals ſpricht ſie zu mir von Ihnen, aber ich ſehe es an ihrem Blick, wenn ſie über den Tiſch auf Ihr Geſicht ſieht. Sie hat immer zu verbergen gewußt, was ſie dachte, ihren Schmerz und ihre Sorgen, jetzt verhüllt ſie ſich noch mehr

als ſonſt. Auch vor mir. Wie hinter einem weißen Schleier ſehe ich ihr reines Bild; ihr Körper iſt ſo ſchwach geworden, daß mir manchmal die Thränen in die Augen ſteigen, wenn ich ſie anſehe. Sie ſpricht immer das Gute und Verſtändige, aber ſie ſcheint theilnahmlos für Vieles, und wenn ſie bei meinen Reden lächelt, ſo iſt mir, als mache auch die Heiterkeit ihr innern Schmerz."

„Ja, ſo iſt ſie," rief Anton traurig.

„Sie lebt nur noch für die Pflege des Vaters; was ſie innerlich leidet, das erfährt Niemand, auch ihre Tochter nicht. Sie iſt wie ein Engel, Wohlfart, der nur noch ungern auf dieſer Erde verweilt. Ich kann ihr nur wenig ſein, und ich fühle das; ich bin unbehilflich, und mir fehlt Alles, was meine Mutter ſo ſchön macht, die Selbſtbeherrſchung, ihre ruhige Haltung, die reizende Form. — Die Krankheit des Vaters, der leichte Sinn des Bruders, und meine Mutter bei aller Liebe verſchloſſen gegen mich: Wohlfart, ich bin recht allein." Sie lehnte ſich auf den Brunnenrand und weinte.

„Vielleicht mußte es ſo kommen zu Ihrem Beſten," tröſtete Anton mit warmem Mitgefühl von der andern Seite des Brunnens. „Sie ſind eine kräftige Natur, und ich glaube, Sie können ſehr leidenſchaftlich empfinden."

„Ich kann ſehr böſe ſein," ſagte Lenore unter Thränen beiſtimmend, „und wieder ſehr ausgelaſſen."

„Sie waren aufgewachſen, ſorglos, in glücklichen Verhältniſſen, und Ihr Leben war leicht wie ein Spiel."

„Das Lernen iſt mir ſchwer genug geworden," ſchaltete Lenore ein.

„Ich denke mir, daß Sie in Gefahr waren, bei Ihrem Weſen ein wenig wild und übermüthig zu werden."

„Ich fürchte, ich war's," rief Lenore.

„Jetzt haben Sie ſchwere Leiden ertragen müſſen und die Gegenwart ſieht hier recht ernſthaft aus. Und wenn ich Ihnen das ſagen darf, liebes Fräulein, ich meine, Sie werden hier

gerade das finden, was die Frau Baronin in der großen Welt gewonnen hat, Haltung und Innerlichkeit. Mir kommt manchmal vor, als hätten Sie sich schon verändert."

„Ich war wohl früher ein recht unausstehlicher Wildfang?" frug Lenore unter Thränen lachend, und sah Anton trotz ihrer Ehrlichkeit mit mädchenhafter Schelmerei an. Anton mußte an sich halten, ihr nicht zu sagen, wie liebenswürdig sie in diesem Augenblick war. Aber der gute Junge bezwang sich tapfer und sagte so kühl als möglich: „Es war nicht so arg, liebes Fräulein."

„Und wissen Sie, was Sie sind?" frug Lenore scherzend. „Sie sind, wie Eugen schreibt, ein kleiner Schulmeister."

„Also das hat er geschrieben," rief Anton erleichtert.

Lenore wurde plötzlich ernst. „Sprechen wir nicht von ihm. Als ich seinen Brief hörte, kam ich her, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen vertraue, wie Niemandem sonst auf Erden, wenn es nicht meine gute Mutter ist, daß ich Ihnen immer vertrauen werde, so lange ich lebe, daß nichts meinen Glauben an Sie erschüttern kann, daß ich überzeugt bin, Sie sind der einzige Freund, den wir in unserer Noth haben, und daß ich Ihnen auf den Knieen abbitten möchte, wenn Jemand Sie in der Stille mit Worten kränkt, oder auch nur durch seine Gesinnung."

„Lenore! liebes Fräulein," unterbrach Anton glücklich — „sprechen Sie nicht weiter."

„Und noch wollte ich sagen," fuhr Lenore fort, „wie ich Sie bewundere, daß Sie so sicher unter uns Ihren Weg gehen, und mit allen Leuten fertig werden, ohne sich etwas zu vergeben, und wie Sie allein es sind, der auf diesen Gütern Ordnung einführt und einen bessern Zustand. Das lag mir auf der Seele, und jetzt wissen Sie's, Wohlfart."

„Ich danke Ihnen, Fräulein," versetzte Anton, „Sie machen mir durch Ihre Worte einen frohen Tag. Aber ich bin nicht so sicher und stark, als Sie glauben. Und wenn ich dies Gut

anſehe und was darauf geſchehen muß, ſo fühle ich alle Tage mehr, daß ich's nicht bin, der hier gründlich helfen kann. Wenn ich jemals wünſchen könnte, daß Sie nicht die Tochter des Freiherrn wären, ſondern ein Mann, ſo iſt es, wenn ich über die Aecker dieſes Gutes gehe."

„Ja, ſehen Sie," ſagte Lenore, „das iſt mein alter Kummer, unſer früherer Amtmann hat mir das auch ſchon geſagt. Wenn ich über meinem Stickmuſter ſitze und Sie mit Herrn Sturm auf das Feld gehen ſehe, dann wird mir glühend heiß, und ich werfe meinen unnützen Kram bei Seite. Ich kann nichts als Brot eſſen, und verſtehe nichts als Geld für Spitzen ausgeben, und auch das verſtehe ich noch nicht einmal, wie Mama ſagt. Sie aber müſſen ſich ſchon die ungeſchickte Lenore gefallen laſſen, als Ihre gute Freundin." Dabei ſah ſie ihm treuherzig in die Augen.

„Seit vielen Jahren habe ich Ihre Freundſchaft in meiner Seele gefühlt als ein großes Glück," rief Anton bewegt. „Immer, bis zu dieſer Stunde, iſt es meines Herzens Freude geweſen, mich in der Stille als Ihren treuen Freund zu betrachten."

„Und ſo ſoll es immer zwiſchen uns Beiden bleiben," ſagte Lenore. „Jetzt bin ich wieder ruhig. Und jetzt ärgern Sie ſich nicht mehr über Eugens dumme Streiche; ich thue es auch nicht."

So trennten ſich die Beiden wie unſchuldige Kinder, die ein ſüßes Behagen darin finden, einander das zu erzählen, was die Leidenſchaft zu verbergen ſucht.

5.

Die Feindſchaft zwiſchen Pix und Specht war wieder hell aufgebrannt. Diesmal ſtand aber Specht nicht allein, das Quartett war auf ſeiner Seite, denn Specht wurde in Gefühlen gekränkt, welche das Quartett anerkannt und durch ſeinen Geſang geweiht hatte. Herr Specht war verliebt. Dieſer

Zuſtand war bei dem lebhaften Herrn nichts Befremdliches, ja, man kann ſagen, daß der Hauptinhalt ſeines Lebens ein ewig flackerndes Liebesgefühl war, welches, wie das Feuer der Veſta, als poetiſche Flamme brannte, um welche niemals die praktiſchen Kochtöpfe des täglichen Lebens, der Gedanke an Heirat und einen eigenen Haushalt, herumgeſetzt wurden. Die Liebe des Herrn Specht war ewig, aber die Gottheit, welcher ſein Feuer loderte, wechſelte oft. Alle Damen in ſeinem Geſichtskreiſe hatten nach einander die Ehre gehabt, von ihm angebetet zu werden. Selbſt die Tante war eine Zeit lang Gegenſtand ſeiner Träume geweſen, damals, als die ſchmerzliche Geſchichte der erhabenen, aber nicht mehr jugendgrünen Sappho ſein Herz bewegte.

Diesmal aber hatte die Neigung des Herrn Specht eine ſolide Grundlage. Er hatte eine junge Frau entdeckt, eine wohlhabende Hausbeſitzerin, Witwe eines Pelzwaarengeſchäfts, mit runden Bäckchen und zwei freundlichen nußbraunen Augen. Er verfolgte ſie im Theater und in öffentlichen Gärten, ſtrich, ſo oft er durfte, bei ihren Fenſtern vorüber und that, was ſeine Erfindungskraft vermochte, ihr Herz zu erſchüttern. Er ſtörte die Ruhe ihres reſignirten Lebens durch zahlloſe anonyme Billets, in denen ein Unbekannter mit Vers und Proſa die Abſicht ausſprach, die Nüchternheit dieſes Lebens gegen das unbekannte Jenſeits zu vertauſchen, wenn ſie ihn verſchmähe. In dem Anzeigeblatte des Orts erſchienen unter friſchem Caviar, Schellfiſchen und Dienſtgeſuchen zum Erſtaunen des Publicums zahlreiche dichteriſche Kunſtgebilde, in denen der Vorname der jungen Witwe, Adele, bald an dem Anfang der Zeilen, bald an einer Reihe von Hauptwörtern durch dicke Buchſtaben zu Tage trat. Endlich konnte Herr Specht ſich nicht enthalten, das Quartett zum Vertrauten ſeiner Empfindungen zu machen. Zuerſt offenbarte er ſich Herrn Liebold; an einem Abende, wo die Bäſſe ihn brüderlich beim Abſingen feuriger Liebeslieder unterſtützt hatten, wagte

er, auch dieſen zu bekennen, daß er der Verfaſſer der vielbeſprochenen Adele-Gedichte ſei. Die Bäſſe erſtaunten ſehr, daß von ihrem Comtoir ein ſo epochemachendes Ereigniß ausgegangen war. Zwar hatten ſie oft mit den anderen Herren über die Gedichte gelächelt, während Specht im Stillen über die Kritik ſeines Comtoirs ſtöhnte; aber als ſie jetzt erfuhren, daß einer von ihnen der Thäter war, erwachte der Corpsgeiſt und ſie hörten ſeine Bekenntniſſe mit Wohlwollen an. Der Fall erſchien ihnen nicht unpraktiſch, die Witwe war hübſch, beſaß ein Haus und, wie verlautete, außerdem ein achtungswerthes Vermögen. Deshalb beſchloſſen ſie, ihrem Collegen bei einem Ständchen die Mitwirkung nicht zu verſagen. Der Nachtwächter vor dem Hauſe der Witwe erhielt einige Viergroſchenſtücke, das Ständchen wurde gebracht, im Schlafzimmer der Witwe öffnete ſich ein Fenſterflügel, und etwas Weißes ward auf Augenblicke in der Finſterniß ſichtbar. Specht ſchwamm in Seligkeit, und da dieſer Zuſtand nicht geeignet iſt, den Menſchen ſchweigſam zu machen, beging er die Unvorſichtigkeit, auch gegen die andern Collegen geheimnißvolle Andeutungen zu wagen. So erfuhr Pix das Sachverhältniß.

Jetzt entſpann ſich im Anzeigeblatte des Ortes ein merkwürdiges Spiel von Katze und Maus. Es erſchienen geheimnißvolle Inſerate, durch welche ein Herr S. an alle möglichen entlegenen Orte der Stadt beſtellt wurde, um dort Jemand zu finden, der ihm theuer ſei. Specht lief regelmäßig hin und fand niemals die, welche er ſuchte; dagegen erfuhr er bei dieſen Nachforſchungen ernſte Unbequemlichkeit, er litt ſehr durch Kälte und Sturmwind, er wurde von fremden Damen, die er anredete, gröblich zurechtgewieſen, ein Schuſterjunge, den er für ſeine verkleidete Schöne hielt, warf ihm ein Cigarrenende ins Geſicht, er ward in einer Sackgaſſe wegen ſeines ſcharfen Umherſpähens für einen Polizeiſpion erklärt und bösartig geſchimpft. Natürlich erhob er ſeinerſeits in dem Localblatte wieder verſchleierte, aber ſtarke Beſchwerden über die Wort-

brüchigkeit der Bestellerin; diese hatten zur Folge, daß Entschuldigungen kamen und die Andeutung neuer Möglichkeiten. Nie aber fand er, die er suchte.

Das zog sich durch einige Wochen fort, und Specht gerieth über die unaufhörlichen Chicanen des Schicksals in eine Aufregung, welche selbst den Bässen unheimlich wurde.

An einem Morgen stand Pix wie gewöhnlich im Hausflur, als eine artige runde Dame mit nußbraunen Augen und einem prachtvollen Pelz in das Haus trat und zornig nach Herrn Schröter frug.

„Herr Schröter ist nicht zu Hause," sagte Pix. „Kann ich Ihnen mit etwas dienen?" Er legte den schwarzen Pinsel bei Seite, und da die Fremde zu sprechen zögerte, forderte er sie durch eine befehlende Handbewegung auf, sich aus dem Gedränge der Hausknechte und Fässer in das offene Waarengewölbe zu retten. Seine ruhige Autorität imponirte der Dame so, daß sie eintrat, und jetzt verbeugte sich Herr Pix ein wenig und wiederholte herablassend: „Wünschen Sie etwas von unserm Geschäft?"

„Ich wünsche den Herrn der Handlung zu sprechen," begann die Dame auf's Neue.

„Ich stehe an seiner Stelle hier," sagte Pix mit seinem Feldherrnblick.

Die Fremde sah ihn furchtsam an und begann endlich: „Ich komme, mich über einen Herrn Ihres Comtoirs zu beklagen. Seit längerer Zeit bin ich der Gegenstand von Neckereien und Zudringlichkeiten, welche mich in Gefahr setzen zum Stadtgespräch zu werden. Ich erhalte von fremder Hand Briefe und Gedichte, im Tageblatt wird mit meinem Namen ein unwürdiges Spiel getrieben. Ich habe erfahren, daß der Urheber dieser Schändlichkeiten in Ihrem Geschäft ist, und ich verlange seine Bestrafung."

Pix ahnte den Zusammenhang. Er steckte die Hand in die Weste und frug weiter: „Können Sie mir diesen Herrn nennen?"

„Den Namen weiß ich nicht," ſagte die Witwe; „er iſt groß und hat krauſes Haar."

„Hager von Statur und eine ſtarke Naſe?" frug Pix. „Es iſt gut, Madame, Sie ſollen von heut nicht mehr beläſtigt werden, Sie ſollen vollſtändige Genugthuung erhalten, ich bürge Ihnen dafür."

„Aber ich möchte doch Herrn Schröter ſelbſt —," begann wieder die Dame im Pelz.

„Es iſt beſſer, Sie thun's nicht. Der junge Mann hat ſich in einer Weiſe gegen Sie benommen, für welche ich keinen Ausdruck finde. Aber Ihr gütiges Herz wird darauf reflectiren, daß ſeine Abſicht gewiß nicht war, Sie zu kränken. Er war ungeſchickt und ohne Tact, das iſt ſein Verbrechen. Der arme Menſch iſt im Ernſt von einem krankhaften Gefühl für Sie ergriffen. Seit ich die Ehre habe Sie zu kennen, finde ich das in der Ordnung." Er verbeugte ſich auf's Neue. „Wie geſagt, ich verurtheile ihn, aber ich finde es in der Ordnung."

Die hübſche Witwe ſtand verlegen und wußte nicht recht, was ſie dem ſtolzen Herrn antworten ſollte.

„Zu gleicher Zeit," fuhr Pix fort, „gebe ich mir die Ehre, Sie im Namen unſers Geſchäfts um Verzeihung zu bitten. Unſer Haus muß ſehr bedauern, Ihnen auch nur einen unangenehmen Augenblick bereitet zu haben. Es würde uns glücklich machen, wenn der freundliche Sinn, welchen ich aus Ihrem Geſicht leſe, unſerm Geſchäft und vor Allem dem Schuldigen dieſe Verzeihung gewährte."

„Ich habe allerdings nicht die Abſicht, Andere für das ungeſchickte Benehmen des Einen verantwortlich zu machen," ſagte die Witwe.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Liebenswürdigkeit," fuhr Herr Pix ſiegreich fort, „und bitte Sie noch um Entſchuldigung, Madame, daß ich Sie hier herein führte; ich wußte nicht, wen ich zu ſprechen die Ehre habe. Dies iſt das kleine Waarenmagazin für meinen täglichen Bedarf."

„Für den täglichen Bedarf?“ wiederholte die Dame, erstaunt über den großartigen Bedarf des Herrn. Pix griff in ein Kaffefaß und ließ eine Handvoll Bohnen wie einen Goldregen nachläſſig in das Faß zurücklaufen. „Vielleicht finden Sie hier Einiges, was Ihnen von Ihrem Haushalt her nicht unintereſſant iſt,“ fügte er hinzu und ſtellte ſeine Waaren mit einer Handbewegung vor.

Die hübſche Pelzhändlerwitwe brach in artige Verwunderung über die Maſſe des vorhandenen Kaffe's aus, Herr Pix führte ſie zu einigen Sorten von ausgezeichneter Güte, machte ſie auf die ärgerlichen Steine des Domingo aufmerkſam und auf die künſtliche grüne Farbe einer Sendung Java. Die Dame hörte erſtaunt und gefeſſelt die wirthſchaftliche Belehrung an, welche der Herr ſo herablaſſend ausſprach.

„Unſer Geſchäft würde ſich ſehr freuen, wenn es Ihnen wenigſtens ein kleines Zeichen der Verehrung überſenden dürfte,“ ſagte endlich Pix mit einer ſehr verbindlichen Verbeugung. „Sie geſtatten mir, Ihnen einige Proben von Qualitäten zu ſchicken, die Ihnen hier gefielen.“

„Ich kann das unmöglich annehmen, Herr —“ erwiederte die Dame mit Haltung.

„Mein Name iſt Pix. Wegen der Ueberſendung bitte ich keine Worte zu machen, wir haben das Detailgeſchäft zwar längſt aufgegeben, indeß verſteht ſich von ſelbſt, daß wir für einzelne Gönnerinnen der Handlung ein Conto offen halten. Wenn Sie in Zukunft einmal einen kleinen Einkauf machen wollten, ſo würde ich ſehr glücklich ſein, wenn ich Ihnen denſelben zu unſerm Koſtenpreis berechnen könnte. Und was den erwähnten Herrn betrifft, ſo wiederhole ich Ihnen, Sie ſollen vollſtändige Genugthuung haben, ich ſelbſt werde dafür ſorgen.“

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar, mein Herr,“ ſagte die Dame mit freundlichem Lächeln und trennte ſich in verſöhnlicher Stimmung von dem Geſchäft.

Pix ging in das Comtoir und nahm Specht bei Seite. „Sie haben schöne Dinge angerichtet," sagte er strenge. „Wissen Sie, daß Ihnen ein Donnerwetter gedroht hat, welches Sie leicht von Ihrem Pult herunterwerfen konnte? Die junge Witwe war hier und wollte Sie durchaus bei Herrn Schröter verklagen, sie ist wüthend auf Sie. Wie konnten Sie wagen, eine anständige Dame zum Gegenstand so gewöhnlicher Huldigungen im Localblatt zu machen? Schämen Sie sich, Specht," rief er mit großer Mißbilligung.

Specht verlor vor Schreck die Sprache. „Sie hat ja im Tageblatt angefangen," rief er endlich trostlos, „sie hat mich bestellt zuerst ins Theater, dann zum Schwanenhaus auf der Promenade, dann gar auf den Thurm, um die Aussicht zu bewundern."

„Pfui," sagte Pix in tugendhafter Entrüstung, „merken Sie denn nicht, daß ein Spaßvogel seinen schlechten Witz mit Ihnen gemacht hat? Die Dame ist sehr unglücklich über Ihr Benehmen, ich sage Ihnen im Vertrauen, sie hat über Sie geweint." — Specht rang die Hände.

„Ich habe Alles angewandt sie zu beruhigen, ich habe in Ihrem Namen versprochen, daß Sie sich des Localblatts und aller Angriffe auf ihre Ruhe von heut ab enthalten werden. Richten Sie sich darnach; wo nicht, so erfährt Herr Schröter die ganze Geschichte."

„Ich kann mich dabei nicht beruhigen," rief der unglückliche Specht, „Sie wissen nicht, was ich fühle."

„Fühlen Sie, was Sie wollen," sagte Pix mit zermalmender Härte, „aber unterstehen Sie sich nicht, noch einmal eine Zeile an Adele drucken zu lassen, sonst haben Sie es mit mir zu thun." Dabei ging er zornig hinaus und ließ Specht in einem Zustand zurück, der mit dem Behagen eines Erhängten viel Aehnlichkeit hatte.

Während Specht mit dem Quartett berieth, was in dieser Lage zu thun sei, handelte Pix. Ein Hausknecht trug gegen

Abend ein mächtiges Packet mit verbindlichen Empfehlungen in das Haus der Witwe, und Herr Pix ließ gewissenhaft die Sendung sich selbst zur Last schreiben. An demselben Abend machte er der Witwe seine Aufwartung und berichtete ihr, daß der Schuldige streng zurecht gewiesen, und die Ruhe ihrer Tage und Nächte wieder hergestellt sei. Am nächsten Sonntag trank er selbst den Kaffe bei der Witwe, welche eine Freundin zu ihrem Schutz eingeladen hatte. Vier Wochen darauf hatten die braunen Augen der Dame und sein tyrannisches Wesen sich so weit genähert, daß er in seinem besten Staat zu ihr ging und ihr einen Antrag machte. Dieser Antrag wurde angenommen. Herr Pix wurde erklärter Bräutigam und faßte den Entschluß, trotz Motten und Haaren das Pelzgeschäft auf's Neue in Gang zu bringen und sich selbst zum Mittelpunkt desselben zu machen.

Zu seiner Ehre muß mitgetheilt werden, daß er sich verpflichtet fühlte, dieses Sachverhältniß zuerst Herrn Specht mitzutheilen und diesem dabei einige Worte zu gönnen, welche man allenfalls für eine Entschuldigung halten konnte. „Der Zufall hat es so gewollt," sagte er, „seien Sie verständig, Specht, und finden Sie sich ruhig drein. Sie müssen daran denken, daß es doch wenigstens einer von Ihren Collegen ist, der sie heiratet."

„Aber nicht ich!" rief Specht außer sich, „es ist mir gar kein Trost, daß Sie es sind, denn ich fürchte, Sie haben sich hinterlistig gegen mich benommen."

„Wissen Sie was, Specht," sagte Pix reuevoll, „handeln Sie als guter Kerl, der Sie im Grunde sind, und verlieben Sie sich schnell in eine Andere. Ihnen macht das keine Mühe."

„Sie denken, das geht nur so," rief Specht zornig.

„Freilich geht's," sagte Pix, „wenn man nur ernsten Willen hat. Und wir bleiben die Alten. Bei meiner Hochzeit dürfen Sie nicht fehlen."

„Auch das noch!" schrie Specht.

„Sie sollen mir den Polterabend einrichten, Sie verstehen so etwas ausgezeichnet, und Sie sollen Brautführer sein. Sputen Sie sich nur, eine Andere zu finden, auf die Sie Verse machen können; ob die Dame Adele oder Genoveva heißt, ist Ihnen ja gleichgültig."

Dies aber war Herrn Specht nicht gleichgültig, er zürnte heftig auf die Treulosigkeit seines Gegners Pix und genoß die schmerzliche Freude, daß diesmal das ganze Comtoir seine Partie nahm, und Herr Pix in allen Zimmern des Hinterhauses als kalter Egoist verurtheilt wurde. Allmählich aber träufelte die Zeit lindernden Balsam in Spechts Herz. Es ergab sich, daß die Wittwe eine Nichte hatte, deren Augen blau und deren Haare röthliches Gold waren, und so machte sich's, daß Specht zuerst die Sommersprossen des Fräuleins interessant, dann ihr Benehmen reizend fand, und sich zuletzt auf seiner Stube mit dem Gedanken herumtrug, der angeheiratete Neffe von Herrn Pix zu werden.

Der Kaufmann saß in seinem Armstuhl und sah nachdenkend vor sich hin. Endlich wandte er sich zu seiner Schwester. „Fink ist wieder verschwunden," sagte er.

Sabine ließ ihren Knäuel fallen. „Verschwunden? in Amerika?"

„Ein Agent seines Vaters war heut im Comtoir. Wie er erzählt, hat ein neues Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn stattgefunden, und diesmal, fürchte ich, ist Fink in besserm Recht als die Handlung. Er hat plötzlich die Leitung der Geschäfte aufgegeben, hat eine große Compagnie, die sein Oheim gegründet, durch gewaltsame Maßregeln bis zur Auflösung gebracht, hat gegenüber dem Vater auf seinen Antheil an der Erbschaft verzichtet und ist verschwunden. Nach den unsichern Nachrichten, die von Newyork gekommen sind, ist er in die Wildnisse des Innern gegangen."

Sabine hörte geſpannt zu, aber ſie ſprach kein Wort. Auch der Bruder ſchwieg. „Es war doch ein mächtiger Stoff in ihm," ſagte er endlich. „Dieſe Zeit braucht eine Schnellkraft wie die ſeine. — Auch Pix verläßt uns. Er freit um eine Witwe mit Vermögen und will ſich ſelbſt etabliren. Ich werde Balbus an ſeine Stelle nehmen. Er wird ihn nicht erſetzen."

„Nein," ſagte Sabine bekümmert.

„Es wird leer bei uns," fuhr der Bruder fort, „und ich fühle, daß meine Kraft nicht zunimmt. Die letzten Jahre waren ſchwer. Man gewöhnt ſich an die Geſichter, ſelbſt an die Schwächen der Menſchen. Niemand denkt daran, wie bitter es oft auch dem Vorſteher eines Geſchäftes wird, das Band zu löſen, das ihn mit ſeinen Gehilfen verbindet. An den Pix war ich gewöhnt, wie an wenig Andere, es kommt mir hart an, ihn zu miſſen. Und ich werde alt. — Ich werde alt und es wird leer bei uns. In einer finſtern Zeit ſehe ich dich allein im Hauſe; wenn ich dich verlaſſen muß, bleibſt du einſam zurück. Mein Weib und mein Kind ſind dahin. Auf deine blühende Jugend habe ich meine ganze Hoffnung geſetzt, an deinen Mann und deine Kinder habe ich gedacht, du armes Herz. Ich bin darüber alt geworden, und ich ſehe dich an meiner Seite gehen, mit freundlichem Lächeln und wunder Seele, thätig, theilnehmend und doch allein, ohne eine große Freude und ohne Hoffnung."

Sabine legte ihr Haupt auf das Haupt des Bruders und weinte ſtill. „Einer war dir lieb, den du verloren haſt," ſagte ſie leiſe.

„Sprich nicht von ihm, denke nicht an ihn," ſagte ihr Bruder finſter. „Und wenn er auch von dort zurückkehrte, er wäre doch für uns verloren!" Er ſtrich mit der Hand über das Haupt der Schweſter, ergriff ſeinen Hut und verließ das Zimmer.

„Und er ſelbſt denkt immer an Wohlfart," rief die Tante aus ihrer Fenſterniſche, „erſt heut hat er den alten Sturm die

Kreuz und Quer nach Karl und dem Gute ausgefragt. Ich verstehe diesen Mann nicht."

„Ich verstehe ihn," seufzte Sabine und setzte sich wieder zu ihrer Arbeit. Die Tante schmollte: „Ihr seid Eins wie das Andere, mit euch ist über gewisse Dinge nicht zu reden," und verließ unwillig das Zimmer.

Sabine saß allein. Im Ofen brannte das Feuer, und der Pendel der Uhr bewegte sich im einförmigen Schlag. „Immer so fort, ja immer so fort," summte die Wanduhr, leise knisterte die Flamme des Lebens in dem fest eingeschlossenen Raum dieser Mauern, jeden Morgen angezündet, jeden Abend verglühend. In gleichmüthigem Ernst sahen die Bilder ihrer Eltern herunter auf das letzte Kind des Hauses, ohne Bewegung, seit vielen Jahren. So verging ihre Jugend, ernst, still, unbewegt, wie die Gestalten an der Wand. Sabine neigte ihr Haupt und lauschte. Horch, kleine, geisterhafte Tritte in den Winkeln der Stube, und horch, ein fröhliches Lachen von Kindesmund, und näher trippelte es an sie heran, und ein lockiges Haupt legte sich schmeichelnd in ihren Schoß, und zwei kleine Arme streckten sich begehrlich nach ihrem Halse aus. Sie beugte sich herab und küßte die Luft vor ihrem Munde und horchte wieder nach den holden Tönen, die ihr Herz in Entzücken hoben und freudige Thränen in ihre Augen trieben. Ach, sie faßte mit der Hand in die Leere, und nichts war wirklich als die Thränen, welche in ihren Schoß fielen.

So saß sie lange, bis die Dämmerung des Abends in das Zimmer drang. Müder bewegte sich der Pendel der Uhr, das Feuer im Ofen verglühte, die letzten Funken verglommen, immer undeutlicher wurden die Umrisse der Bilder an der Wand, ein Haupt nach dem andern verschwand in der Finsterniß; immer dunkler wurde das Zimmer, einsam, farblos, ohne Licht; immer enger umschloß sie die Nacht, wie eine Sargdecke verhüllte sie ihr Haupt und Glieder.

Da schlug draußen der Schlegel des alten Sturm lustig

an die Reifen der Fässer. Stark und wuchtig tönte jeder Schlag durch den Hof und die Räume des Hauses. Sabine erhob sich. „Es sollte so sein," rief sie entschlossen. „Zweimal habe ich gefürchtet und gehofft, es war zweimal eine Täuschung, jetzt ist es vorbei. Er allein, dem ich Alles bin, ist meinem Leben geblieben. Ich kann ihm den Gatten, auf den er gehofft hat, nicht entgegenführen, und keine Kinderhand wird sich um seinen Hals schlingen. Ja, es wird fortgehen bei uns, wie es geworden ist, immer stiller, immer leerer. Mich aber soll er haben und mein ganzes Leben. Mein Bruder, du sollst nicht mehr mit Schmerz empfinden, daß deinem und meinem Leben der Frohsinn fehlt."

Sie ergriff den Schlüsselkorb und eilte in das Zimmer des Bruders.

Unterdeß faßte die Tante den Entschluß, Herrn Baumann einen Besuch zu machen.

Zwischen der Tante und Baumann bestand schon lange ein stilles Einverständniß. Das Schicksal hatte gewollt, daß er ihr Tischnachbar geworden war. Wenn die Tante auf die Reihe ihrer Nachbarn bei der Mittagstafel, der größten Begebenheit des Tages, zurücksah, so kam sie zu der Ansicht, daß diese Reihe nach und nach ebenso sehr an lustiger Laune abgenommen, als an christlicher Frömmigkeit zugenommen hatte. Fink war gottlos, aber sehr unterhaltend gewesen; Wohlfart hielt in Tugend und guter Laune ein gewisses angenehmes Gleichgewicht; Baumann war der Frömmste, aber der Schweigsamste. „Was man nicht alles erlebt," dachte dann die gute Tante. Ihr Gespräch mit Herrn Baumann war nie aufregend, aber es war erbaulich, denn auch sie hielt viel auf Gottesdienst, und am Montag tauschten die Beiden leise ihre Bemerkungen über die letzte Predigt aus. Außer dem theologischen Gespräch gab es aber auch noch ein anderes Band zwischen der Tante und Baumann, und dies Band hieß Anton. Die Tante konnte sich noch immer nicht

in das finden, was sie einen unnatürlichen Abschied nannte. Sie war unsicher, wem sie die Schuld der plötzlichen Verstörung beimessen sollte, die über Anton gekommen war, dem Chef oder seinem Correspondenten. Mit Entschiedenheit hielt sie an der Ueberzeugung fest, daß dieser Abgang Wohlfarts unnöthig, unverständig und verderblich für alle Theile gewesen sei, und sie arbeitete daran, den Flüchtling auf Umwegen wieder in das Geschäft zurückzubringen, soweit zarte Winke und weibliches Zureden die Entschlüsse männlicher Brummbäre zu bestimmen vermögen. Sie hatte deshalb nach Antons Abreise in der ersten Zeit sowohl gegen den Kaufmann als gegen Sabine bei jeder Gelegenheit über Anton gesprochen und denselben gerühmt. Aber sie kam schlecht an. Der Kaufmann antwortete immer kurz, zuweilen rauh, mit dem war gar nichts zu machen, und Sabine lenkte das Gespräch ab oder verstummte ganz, sobald die Tante ihr Loblied sang. Das täuschte die Tante nicht. Die gestickten Vorhänge hatten einen blendenden Schein in ihrer Seele zurückgelassen, mit welchem sie seit der Zeit selbstzufrieden Sabine beleuchtete. Sie wußte, daß Herr Baumann der einzige von den Herren war, welcher mit Anton in Briefwechsel stand, heut beschloß sie, auf der Stelle der Starrköpfigkeit aller Parteien zur Hilfe zu kommen. Sie ergriff deshalb eine kleine Broschüre, welche sie von Herrn Baumann geliehen hatte, den Jahresbericht über einen wohlthätigen Verein, und ging gleichgültig nach dem Hinterhause, wo sie im Vorbeigehen an Herrn Baumanns Thür klopfte und diesem die Broschüre hineinreichte. „Sehr hübsch," sagte sie auf der Schwelle, „der Himmel wird dem Unternehmen seinen Segen geben," und dabei steckte sie ihm in einem Papier einen kleinen Beitrag in die Hand. „Schreiben Sie mich mit dem Betrage auch für die Zukunft auf." Herr Baumann dankte im Namen der Armen. Darauf begann die Tante in der Thür: „Was hört man denn Neues von Ihrem Freund Wohlfart? Er ist wie aus

der Welt verſchwunden, auch der alte Sturm weiß nichts zu erzählen."

„Er hat viel zu thun," ſagte der ſchweigſame Baumann.

„Na, ich denke, nicht mehr als hier. Wenn es ihm um Arbeit zu thun war, ſo konnte er ruhig hier bleiben."

„Er hat dort eine ſchwere Pflicht zu erfüllen und verrichtet ein gutes Werk," fuhr Herr Baumann vorſichtig fort.

„Gehen Sie mir mit Ihrem guten Werk," rief die Tante, trat in der Zerſtreuung ins Zimmer und machte die Thür hinter ſich zu. „Das war auch ein gutes Werk, was er hier zu verrichten hatte. Nein, nehmen Sie es mir nicht übel, ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen. Er läuft hier weg, gerade wo ein kluger Mann, der in alle Geheimniſſe der Handlung eingeweiht war, am allernothwendigſten wurde. Wenn er ſich ſelbſt etablirt hätte, oder wenn er geheiratet hätte, das wäre etwas Anderes, der Menſch will einen Haushalt, er will auch ein eigenes Geſchäft haben. So etwas iſt Gottes Wille, und in dieſem Fall würde ich kein Wort verlieren. Aber aus dem Comtoir fortzurennen unter Schafe und Kühe und unter die Polen und Edelleute, das iſt gar nicht zu entſchuldigen; und noch dazu aus einem Geſchäft, wo man es ſo gut mit ihm meinte und wo er liebes Kind war in allen Stuben. Wiſſen Sie, wie ich das finde, Herr Baumann?" fuhr ſie eifrig fort, und die Bänder ihrer Haube wackelten. „Ich finde das undankbar! — Und was ſoll jetzt hier werden? Es iſt ja in dieſem Hauſe eine völlige Verwüſtung. Fink fort, Jordan fort, Wohlfart fort, Pix fort, Sie ſind noch der Einzige, der im erſten Comtoir von den guten Herren geblieben iſt, und Sie können doch nicht Alles machen."

„Nein," ſagte Baumann betrübt, „und ich bin auch in einer ſchlimmen Lage, ich hatte mir vorigen Herbſt als den letzten Termin geſtellt, bis zu welchem ich in der Handlung bleiben wollte, und jetzt iſt das Frühjahr nahe und ich bin der Stimme noch nicht gefolgt, die mich ruft."

„Reden Sie mir nicht ſolch Zeug!“ rief die Tante erſchrocken; „Sie werden doch nicht auch fort wollen?“

„Ich muß,“ ſagte Herr Baumann die Augen niederſchlagend. „Ich habe Briefe bekommen von meinen engliſchen Brüdern, die Brüder ſchelten mich wegen meiner Lauheit. Ich fürchte, es iſt ein großes Unrecht, daß ich nicht ſchon gegangen bin; aber wenn ich wieder ins Comtoir komme und die Haufen Briefe und das ſorgenvolle Geſicht von Herrn Schröter ſehe, und wenn ich denke, wie ſchwer die Zeit iſt, und welches Unglück die Handlung mit ihren beſten Kräften gehabt hat, da hält's mich immer wieder hier feſt. Ich wollte auch, Wohlfart käme wieder, er thut der Handlung noth.“

„Er muß wiederkommen,“ rief die Tante, „das iſt ſeine chriſtliche Pflicht und Schuldigkeit. Schreiben Sie ihm das. — Freilich iſt bei uns gerade kein luſtiges Leben,“ fuhr ſie vertraulich fort; „er mag es dort wohl beſſer haben. Unter den Polen geht das in Saus und Braus.“

„Ach nein,“ erwiederte Herr Baumann ebenſo vertraulich, „in Braus lebt er nicht. Ich fürchte, er hat dort Kummer und ſchwere Tage; was er ſchreibt, iſt nicht ſehr luſtig.“

„I, was Sie ſagen,“ ſagte die Tante ſich ſetzend und ſah erwartungsvoll in Baumanns Geſicht. Baumann rückte ſeinen Stuhl nahe an die Tante heran, und die beiden Frommen begannen halblaut ein kleines menſchenfreundliches Geklätſch.

„Er ſchreibt bekümmert, er ſieht die Zeit finſter an,“ begann Herr Baumann, „er fürchtet neue Unruhen und ſchlimme Jahre.“

„Gott behüte,“ rief die Tante, „davon haben wir ſchon genug gehabt.“

„Er lebt in einer unſichern Gegend,“ fuhr Herr Baumann fort, „unter ſchlechten Menſchen; die Polizei muß dort mangelhaft ſein.“

„Es gibt dort ſchreckliche Räuberhöhlen,“ ſtimmte die aufgeregte Tante bei.

„Und ich fürchte, es sieht auch mit seinen Einnahmen schlecht aus; im Anfange habe ich ihm noch manchmal einige Kleinigkeiten, an die er gewöhnt war, von unserm guten Thee und von den Cigarren hinschicken müssen, in dem letzten Briefe schreibt er mir, er wolle gute Wirthschaft treiben und sich davon entwöhnen. Er muß wenig Geld haben," fuhr Baumann kopfschüttelnd fort, „nicht über zweihundert."

„Er leidet Noth," rief die Tante, „gewiß, so ist es; der arme Wohlfart! Wenn Sie ihm schreiben, schicken wir ihm eine Kiste von dem Peckothee und ein Paar von unsern Schinken."

„Schinken auf das Land?" frug Baumann zweifelhaft. „Ich glaube, Schweine werden dort noch am ersten zu finden sein."

„Aber sie gehören nicht ihm!" rief die Tante. „Hören Sie, Herr Baumann, es ist Christenpflicht, daß Sie ihm auf der Stelle schreiben, er soll sogleich hierher zurückkommen. Die Handlung braucht ihn, sie fordert ihn. Ich weiß am besten, wie mein Neffe sich in der Stille über diese Zeit kümmert und über den Verlust der besten Herren, die wir gehabt haben, und wie sehr er sich freuen würde, seinen Wohlfart wieder zu sehen." Das Letztere war eine fromme Lüge der Tante.

„Es sieht mir doch nicht so aus," warf Baumann bedenklich ein.

„Erst heut hat meine Nichte zu ihrem Bruder gesagt, wie lieb Wohlfart uns allen gewesen ist und was wir an ihm verloren haben. Wenn er dort Pflichten hat, er hat Pflichten auch hier, und seine hier sind älter."

„Ich will ihm schreiben," sagte Herr Baumann, „aber ich fürchte, verehrte Frau, es wird nicht viel nützen, denn gerade wenn es ihm schlecht geht, wird er den Pflug nicht verlassen, an den er die Hand gelegt hat um Anderer willen."

„Er ist nicht vom Pfluge, sondern von der Feder," rief die Tante ärgerlich, „und er gehört hierher. Das Andere ist

alles dummes Zeug. Wenn er hier seinen feinen Thee trinkt und sein gutes Auskommen hat, so thut er deswegen nicht weniger seine Pflicht. Und dasselbe sage ich Ihnen, Herr Baumann, daß Sie mir nicht wieder mit Ihren afrikanischen Ideen kommen."

Baumann lächelte in stolzer Ueberlegenheit. Aber als die Tante das Zimmer verlassen hatte, setzte er sich doch gehorsam hin und schrieb Anton die ganze Unterredung mit der Tante, und er schrieb ihm dazu, wie ernsthaft das Leben in der Handlung geworden war, und wie finster das Gesicht des Prinzipals alle Morgen dareinschaute, wenn er durch das vordere Comtoir ging.

Der Schnee auf dem Gute ist weggeschmolzen, im hochgeschwollenen Bach fluthet das Schneewasser, noch liegt die Landschaft still und farblos, der belebende Saft der Erde beginnt seinen ersten Kreislauf in den Stämmen der Bäume und treibt in den Sträuchen am Bach die ersten Blüthenkätzchen. Das Winterwasser hat die schlechte Brücke abgeworfen, und Anton steht in der Nähe des Schlosses am Wasser und beaufsichtigt die Arbeiter, welche neue Balken legen und Bohlen darauf nageln; Lenore sitzt auf einem abgehauenen Baumstamm ihm gegenüber und sieht zu, wie er das Holz mit dem Zollstabe mißt und der großen Säge die Bleistiftzeichen macht. „Das Aergste ist überstanden," ruft Lenore, „das Frühjahr kommt! Schon sehe ich im Geist die Bäume und den Rasen grünen, auch das finstere Haus soll in dem hellen Frühling lustiger aussehen als heut. Aber Ihnen will ich das Schloß zeichnen, wie es jetzt ist, Sie sollen sich erinnern, wie der erste Winter war, den wir in Ihrem Schutz hier verlebten."

Und Anton sieht mit leuchtendem Auge auf das schöne Mädchen vor ihm und zeichnet mit dem Bleistift das Profil ihres Gesichts auf ein neues Bret. „Sie treffen mich nicht," sagt Lenore, „Sie machen meinen Mund immer zu groß und

die Augen zu klein. Geben Sie mir den Stift, das verstehe ich besser, halten Sie still. Sehen Sie, das ist Ihr Gesicht, Ihr treuherziges Gesicht, ich kann's auswendig. — Hurrah, der Stadtbote!" ruft sie, wirft den Bleistift weg und eilt auf das Schloß zu. Anton folgt ihr, denn der Stadtbote, beladen mit einem schweren Pack, ist für die vom Schlosse das Schiff, welches durch den tiefen Sand steuert, um in das abgeschlossene Eiland die guten Dinge aus der Welt zu bringen. Am Hause wird dem Mann die Last abgenommen, Lenore ergreift vergnügt das Zeichenpapier, das sie in Rosmin bestellt hat. „Kommen Sie, Wohlfart, jetzt suchen wir den Punkt, von dem ich das Schloß am besten zeichnen kann, das Bild soll in Ihrer Stube an Stelle des alten hängen, das mich traurig macht, so oft ich es ansehe. Einst zeichneten Sie unser Haus, jetzt thue ich's für Sie. Ich will mir rechte Mühe geben, Sie sollen sehen, daß ich auch etwas kann."

So spricht sie fröhlich in Anton hinein, er aber hört nicht auf ihre Worte. Ungeduldig hat er den Brief Baumanns erbrochen, und während er liest, röthet sich sein Gesicht vor innerer Bewegung. Langsam, in tiefen Gedanken geht er in sein Zimmer hinauf und kommt nicht wieder herunter.

Lenore ergreift den Umschlag, welcher auf den Boden gefallen ist. „Das ist wieder die Hand seines Freundes aus der Handlung," sagt sie traurig; „so oft er einen Brief von dort erhält, wird er finster und kalt gegen mich." Sie wirft das Papier weit weg und eilt in den Stall, ihren Vertrauten, den Pony zu satteln.

6.

Es war Wochenmarkt in der kleinen Kreisstadt Rosmin. Seit uralter Zeit war der Markttag für die Landleute der Umgegend ein Fest von besonderer Bedeutung. Fünf Tage der Woche mußte der Bauer seinen Kohl bauen oder dem ge-

ſtrengen Herrn frohnen, am Sonntage war ſein Herz getheilt zwiſchen der Jungfrau Maria, ſeiner Familie und der Schenke, der Markttag trieb ihn über die Grenze ſeiner Feldmark hinein in die große Welt. Dann fühlte er ſich auch gegenüber den Fremden als ein ſchlauer Mann, welcher ſchafft und gebraucht. er ſah Bekannte wieder, die er ſonſt niemals getroffen, er erblickte neue Dinge aus der Fremde, er hörte von andern Städten und Ländern und genoß, was Andere für ihn erfunden hatten, in vollen Zügen. Und am Abend dieſes Tages flogen die Neuigkeiten aus der weiten Welt bis in das entfernte Walddorf, in jede Hütte, in jede einzelne Menſchenſeele des Kreiſes. So war es ſchon damals geweſen, als noch die Slaven allein auf dem Boden ſaßen, der Bauer leibeigen unter ſchmutzigem Strohdach, der Edelmann hoffärtig in ſeinem hölzernen Palaſt. Damals war ein offenes Feld geweſen, was jetzt Rosmin heißt; vielleicht ſtand eine Kapelle darauf mit einem gnädigen Bilde, oder ein paar mächtige Bäume noch aus der Heidenzeit, oder das Haus eines klugen Grundherrn, der weiter ſah als ſeine langbärtigen Genoſſen. Damals war der deutſche Kaufmann zum Markte über die Grenze gekommen mit ſeinen Wagen und Dienern, er hatte unter dem Schutz des Crucifixes oder eines ſlaviſchen Säbels ſeine Truhen geöffnet und die Werke des heimiſchen Fleißes, Tuche, buntfarbige Kleider, Zwickelſtrümpfe, Halsbänder von Glas und theuren Korallen, Heiligenbilder und Kirchengeräth, aber auch was den Gaumen erfreut, ſüße Backwaaren, fremden Wein und wohlriechende Citronen feil geboten, und hatte dagegen eingetauſcht, was die Landſchaft ihm entgegenbrachte: Wolfsfelle, Hamſterpelze, Honig, Getreide, Vieh und Anderes. Nicht lange, ſo ſchlug neben dem Kaufmann auch der Handwerker ſeine Werkſtatt auf, der deutſche Schuſter kam, und der Knopfmacher, der Blechſchmied und der Gürtler, die Zelte und Hütten verwandelten ſich allmählich in feſte Häuſer, die im Viereck um den großen Marktplatz aufſtiegen, auf dem viele hundert be-

ladene Polenwagen Raum haben mußten. Fest schlossen sich die fremden Ansiedler zusammen, sie kauften den Grund, sie kauften ein Stadtrecht von dem slavischen Grundherrn, sie gaben sich ein Statut nach dem Muster deutscher Städte. Die neuen Bürger bauten ihr Rathhaus in die Mitte des großen Vierecks und daran ein Dutzend Häuser für Kaufleute und Schenken, und der Marktring war geschlossen. Um die Hofräume, die Hintergebäude und Gassen wurde die Stadtmauer gezogen, und über die beiden gewölbten Thore nach dem Brauch der Heimat wohl auch die Wachtthürme gesetzt, unten hauste der Zöllner, oben der Wächter. Und mit Verwunderung erzählte man sich draußen in den Wäldern und auf der Haide, wie schnell die Männer mit fremder Sprache gewachsen waren, und daß jeder Landmann, der durch ihr Thor fuhr, ihnen ein Kupferstück bezahlen mußte als Brückengeld, ja der Edelmann, der allmächtige, mußte auch bezahlen. Manchen Slaven aus dem Umkreise warf sein Schicksal zu den Bürgern in die Stadt, er wurde heimisch unter ihnen, ein Handwerker, Kaufmann, Bürger wie sie. So war Rosmin entstanden, so viele deutsche Städte auf altem Slavengrund, und sie sind geblieben, was sie im Anfang waren, die Märkte der großen Ebene, die Stätten, wo polnische Ackerfrucht eingetauscht wird gegen die Erfindungen deutschen Gewerbfleißes, die Knoten eines festen Netzes, welches der Deutsche über den Slaven gelegt hat, kunstvolle Knoten, in denen zahllose Fäden zusammenlaufen, durch welche die kleinen Arbeiter des Feldes verbunden werden mit andern Menschen, mit Bildung, mit Freiheit und einem civilisirten Staat.

Noch immer ist der Markttag von Rosmin der große Tag für die Umgegend. Vom frühen Morgen an ziehen Hunderte von Korbwagen mit Ackerfrüchten nach der Stadt und hoch auf den Säcken sitzt der breitschultrige Bauer und die Bäuerin; aber nicht mehr peitscht der Leibeigene die abgetriebenen Gäule seines Gebieters, ein freigeborenes Slavenkind lenkt die statt-

lichen Pferde, deren Vater ſogar ein Hengſt des Königs iſt. Und wenn der Federwagen eines Edelmanns vorbeifährt, dann treibt auch der Burſch ſein Pferd zu ſchnellerem Lauf, und wenn er artig iſt, rückt er nur ein wenig an ſeinem Hut. Auf allen Straßen und Feldwegen zieht es der Stadt zu, die kleinen Leute fahren ihre Gänſe auf der Radder, und die Frau trägt im Korbe die Butter ihrer Kuh, Beeren und Pilze, und ganz unten auf dem Boden vielleicht einen heimlichen Haſen, den ihr Mann durch einen Wurf ſeines Stockes getötet hat. Vor allen Gaſthäuſern der Vorſtadt ſtehen Haufen abgeſpannter Wagen, an jeder Schenkthür drängen ſich die ein- und ausgehenden Leute. Auf dem Markt ſind die Getreidewagen dicht neben einander aufgefahren, der große Platz iſt bedeckt mit runden Säcken und Geſpannen, und Pferde von jeder Größe und in allen Farben ſtehen neben einander, an den guten Plätzen am Rande auch die Hoffuhren der Edelleute. Und in dem Viereck der hundert Wagen, zwiſchen den Knechten, Pferdeköpfen und Heubündeln windet ſich aalgleich der jüdiſche Factor hindurch, Getreideproben in jeder Taſche, in zwei Sprachen fragend und antwortend. Neben dem weißen Kittel und blauen Schnurrocke der Slaven und ihrem Hut mit der Pfauenfeder zeigt ſich das einförmige Dunkelblau des deutſchen Coloniſten. Dazwiſchen Soldaten aus der nächſten Garniſon, Stadtbewohner, Wirthſchaftsbeamte und feine Herren vom Landadel. An der Ecke des Marktes hält auf ſeinem großen Pferde hoch erhaben der Gensdarm, auch er iſt heut im Eifer, und ſeine Stimme klingt herriſch über das Gewirre der Wagen, welche die Einfahrt zur Straße verſtopft haben.

Ueberall in der Stadt ſind die Kaufläden weit geöffnet, und vor den Häuſern ſtellen die kleinen Händler auf Tiſchen und Tonnen ihre Waare aus. Bedächtig ſchreitet das Bäuerlein, gefolgt von den Weibern ſeiner Hütte, die Reihen der Schautiſche entlang, mit kurzem Befehl hält er die Frauen zuſammen, welche begehrlich ſtehen bleiben und die Köpfe

zuſammenſtecken, wo bunter Kattun, Tücher oder Halsbänder aufgehängt ſind, bis auch ſein künſtlicher Gleichmuth von einem Ausruf der Bewunderung durchbrochen wird, wenn er bei einem Tiſch voll Stahlwaaren ankommt, oder bei einem Pferdegeſchirr, oder einem großen Schinken im Fleiſchladen. Lange wird geprüft, bevor der Einkauf geſchieht, wohl fünf Minuten biegt er das geſtählte Blatt der Säge hin und her, bis der Kaufmann ihm gelangweilt das Stück aus der Hand nimmt, dann erſt entſchließt er ſich zum Kauf; faſt ebenſo lange klopft ſein Weib an den irdenen Töpfen herum, ob nicht an einer Stelle ein ſchnarrender Mißton den Sprung verräth. Der Genuß des Kaufens wird hier viel ſtärker empfunden als da, wo Tauſende mit einem Wort weggegeben werden. Immer wird ſtill gehalten, wenn ein bekannter Mann oder ein Blutsfreund aus einem andern Dorf den Kaufenden entgegenkommt. Dann entſteht ein lautes Begrüßen, die Frauen drängen ſich heran, die Neuigkeiten fliegen aus einem Mund in den andern, bis der ganze Trupp zuletzt gemeinſam ſeine Waarenſchau fortſetzt. Endlich halten die Ermüdeten vor dem Tiſche, wo durchgeſchnittene Würſte durch ihr marmorirtes Füllſel anmuthig locken, wo Semmelberge ſtehen, und wo der ewig wünſchenswerthe Häring in der Tonne liegt. Hier wird der letzte Einkauf gemacht und dann in ein Wirthshaus gezogen, die weiße Flaſche gefüllt, und da kein Platz auf den Bänken zu finden iſt, wird in einer Ecke des Hauſes niedergeſetzt und ein langſames Mahl gehalten. Die Flaſche geht im Kreiſe, die Wangen werden röther, die Geberden lebendiger, die Geſpräche lauter, die Männer fangen an ſich zu küſſen, alte Feinde ſuchen ſich auf, mit einander zu zanken. Weithin auf die Straße tönt aus jeder Schenkſtube das Geſumme und Geſchrei. Unterdeß, wer andere Gänge hat, beſorgt dieſe, wer eine Klage anzubringen hat, heut läuft er auf's Gericht, wer Steuern abzuliefern hat, heut pflegt er ſie zu zahlen; alle Behörden ſind heut in großer Thätigkeit, alle Schreiber

dehnen heut ihre Finger, um die Feder ſchnell über das Papier zu führen, alle Schulzen erſcheinen heut in den Aemtern, um zu melden und zu hören. Auch die Weinſtuben ſind gefüllt, und der Weinkaufmann Löwenberg macht heut die beſten Geſchäfte, er hat neben ſeinem Wein auch einen großen Handel mit Getreide und Wolle, er verleiht Gelder und iſt der Vertraute vieler Gutsherren. In ſeiner großen Vorderſtube ſitzen die Gäſte einzeln, deutſche Oberamtleute, ältere polniſche Gutsbeſitzer, vielleicht ein reicher deutſcher Bauer, der einen guten Viehhandel gemacht hat. In dem Hinterzimmer aber geht's höher zu, dort ſind die Edelleute des Kreiſes verſammelt, manches wüſte Geſicht mit ſtumpfen Zügen, aber auch der edle Schnitt des polniſchen Herrenantlitzes, kräftige Männer von adligem Weſen. Dort ſpringt der Kork des Champagners zur Decke, und neben den Geſchäften der Woche wird noch manches Andere verhandelt, was fremde Ohren nicht hören dürfen. Iſt's nicht Politik, ſo rollen vielleicht die Würfel auf den Tiſch oder ein Spiel Karten fliegt aus einer Taſche unter die Weingläſer; ſchnell fährt dann an der Ecke des Tiſches eine Gruppe zuſammen, es wird ſtill in der Stube und nur kurze Ausrufungen in franzöſiſcher Sprache werden gehört. So vergeht der Markttag als ein unaufhörliches Anrufen und Handeln, Erwerben und Genießen, unter Wagengeraſſel und Pferdelenken, bis der Abend ſeine graue Decke über den Marktplatz breitet; dann zieht die Bauerfrau ihren Mann am Rocke, ſie denkt an die irdenen Töpfe, welche ſo leicht zerſchlagen ſind, und an die kleinen Kinder, die jetzt nach der Mutter rufen. Dann fahren die Wagen wieder auf allen Straßen auseinander, der Bauerburſch trägt einen Strauß von Flittern auf ſeinem Hut, er klatſcht unaufhörlich mit der neugekauften Peitſche, und in trunkenem Muth treibt er ſeine Pferde zum raſenden Wettlauf mit andern Geſpannen. Auf allen Feldwegen ziehen die kleinen Leute in ihre Dörfer, die Frau hat die Töpfe auf den Rücken gebunden, ein ſchönes rothes Tuch

und ein Stück Pfefferkuchen für die Kinder liegen darin und neue Kochlöffel und Quirle ragen daraus hervor, und neben ihr schreitet der Mann unsicher und schwer, die stählerne Säge auf der Schulter, vergeblich bemüht die Würde eines Hausherrn vor den Fremden zu bewahren. Viel später fahren auch die Wagen der Herren vor das Weinhaus, die Kutscher müssen lange auf den Aufbruch warten, denn auch den Herren wird die Trennung schwer von dem Tisch der Trinkstube. Es wird stiller in der müden Stadt, der Kaufmann öffnet seine Schublade, zählt und sortirt mit seiner Frau das eingenommene Geld, und schlägt die falschen Silberstücke zornig mit einem Nagel vorn auf die Ladentafel, zur eindringlichen Warnung für alle unsichern Zahler. Jetzt führt auch der Gensdarm sein Pferd in den Stall, überzählt die Landstreicher, die Marktdiebstähle, die Händel, die er heut angezeigt, und hofft auf einen gnädigen Blick. Endlich macht der Nachtwächter seine Runde, er achtet sorglich auf die Schenkstuben, in denen noch immer einzelne Schreier sitzen, und sieht beim trüben Laternenlicht erstaunt auf den unsaubern Marktplatz, den sein Besen morgen von allem Schmutz befreien soll.

So war der Wochenmarkt von Rosmin immer gewesen. In dem letzten Winter war der Marktverkehr nicht geringer als sonst, aber es war eine Unruhe sichtbar in vielen Köpfen, am meisten bei den Herren. Beim Weinkaufmann sah man fremde Männer von kriegerischem Aussehen in die Hinterstube eintreten, dann wurde das Zimmer verschlossen. Auf den Straßen schritten junge Burschen in auffallender Tracht mit rothen viereckigen Mützen durch das Gedränge, sie schlugen zuweilen einen Landsmann auf die Schulter, riefen andere beim Namen und zogen sie aus dem Gedränge in eine Ecke. Wo sich ein Soldat sehen ließ in seiner Uniform, sahen die Leute auf ihn wie auf einen verkleideten Mann, Manche wichen ihm aus, Viele waren doppelt freundlich gegen ihn, Deutsche wie Polen. In den Schenken saßen die von den

deutſchen Dörfern geſondert und miſchten ſich nicht mit den Andern, und die Polniſchen von den Gütern des Herrn von Tarow tranken viel und fingen noch mehr Händel an als ſonſt. Der Vogt vom neuen Vorwerk hatte am letzten Markte in der ganzen Stadt keine neue Senſe finden können, und der Förſter beklagte ſich gegen Anton, daß er neulich in keinem Kaufladen mehr Pulver gefunden hatte, als ihm auf eine Woche reiche. Es ſchwebte etwas in der Luft, Niemand wollte ſagen, was es war.

Heut war wieder Markttag zu Rosmin, und Anton fuhr mit einem Knecht nach der Stadt. Es war einer der erſten Frühlingstage, die Sonne ſchien warm auf den Boden, der noch im winterlichen Schlummer balag. Anton dachte daran, daß jetzt die erſten Gartenblumen blühen müßten, und daß er und die Frauen im Schloß in dieſem Jahre keine ſehen würden, als etwa auf dem Vorwerk im Winkel hinter der Scheuer. Es war auch keine Zeit, ſich an Blumen zu freuen, überall waren die Herzen aufgeregt, und Alles, was durch ſo viele Jahre feſt geweſen war, ſchien zu wanken. Ueber große Länderſtrecken zog der politiſche Sturmwind, die Zeitungen erzählten alle Tage Unerwartetes und Furchtbares, ein großer Krieg ſchien im Anzuge, aller Beſitz, alle Bildung ſchien in Gefahr. Er dachte an die Verhältniſſe des Freiherrn, und welches Unglück für dieſen entſtehen mußte, wenn das Geld theuer wurde und der Grundbeſitz ſpottwohlfeil. Er dachte auch an die Firma in der Hauptſtadt, an ſeinen Platz im Comtoir, den er in der Stille noch immer als ſein Eigenthum betrachtete, und an den ſorgenvollen Brief, den ihm Herr Baumann geſchrieben, wie finſter der Prinzipal ſei, und wie zänkiſch die Collegen am Theetiſch in Herrn Baumanns Stube.

Aus ſolchen kummervollen Gedanken weckte ihn ein Geräuſch auf der Straße. Eine Reihe von Herrenwagen fuhr vorbei, in dem erſten ſaß Herr von Tarowski, der artig zu Anton herüber grüßte. Anton ſah erſtaunt, daß er ſeinen

Jäger auf dem Bedientensitz hatte, als zöge er zur Jagd. Noch drei Wagen rollten vorüber, alle mit Herren bis auf das Trittbret beladen, und hinter den Wagen jagte ein ganzer Trupp Reiter, der deutsche Inspector von Tarow mit darunter.

„Jasch," rief Anton dem Kutscher zu, „was war das, was die im zweiten Wagen zudeckten, als sie vorfuhren?"

„Flinten," antwortete der Kutscher kopfschüttelnd.

Der sonnige Tag nach langem Schnee- und Regenschauer lockte die Leute aus allen Höfen nach der Stadt, in kleinen Haufen zogen sie eilig vorwärts, wenig Frauen darunter, es war ein lautes Anrufen der verschiedenen Gesellschaften und ein Leben auf der Straße, wie sonst am Abend bei der Heimkehr. Vor dem ersten Wirthshaus an der Straße ließ Anton halten. Der Kutscher frug: „Es ist weit von hier nach dem Markte, wie wird es sein mit dem Aufladen des Hafers?"

„Bleib bei den Pferden," befahl Anton, „und geh nicht nach der Stadt; wenn ich etwas kaufe, lasse ich's herausschaffen zum Umladen." Eilig schritt er durch's Thor in das Gewühl der Gassen. Die Stadt war mit Menschen überfüllt, es wogte schon vom Thore an in hellen Haufen, kaum daß die Getreidewagen durchdrangen. Als Anton auf den Marktplatz kam, war er betroffen über das Aussehen der Männer. Ueberall erhitzte Gesichter, gespannte Züge, es waren nicht Wenige in Jägertracht unter dem Volke, und häufig sah man auf den Mützen eine fremde Cocarde. Vor dem Hause des Weinkaufmanns war das Gedränge am größten, dort standen die Leute Kopf an Kopf und sahen hinauf nach den Fenstern, an denen bunte Fahnen hingen, zu oberst polnische Farben, andere ausländische darunter. Noch sah Anton finster auf die Front des Hauses, da öffnete sich die Thür und auf die steinerne Treppe trat der Herr von Tarow und ein Fremder mit einer Schärpe um den Leib. Anton erkannte in ihm den Polen, der ihn einst mit Standrecht bedroht und vor einigen Monaten nach

dem Inſpector gefragt hatte. Ein junger Mann ſprang aus dem Haufen auf die unterſte Stufe, rief laut etwas in polniſcher Sprache und ſchwenkte die Mütze: ein lautes Geſchrei war die Antwort, dann wurde Alles ſtill. Der Tarowski ſprach einige Worte, von denen Anton nichts verſtand, hinter ihm raſſelten die Wagen und die Menge drängte ſich hin und her. Darauf begann der Herr mit der Schärpe eine mächtige Rede. Er ſprach lange, oft wurde er durch lautes Beifallsgeſchrei unterbrochen; als er geendet hatte, erſcholl ein betäubender Lärm, wilder polniſcher Zuruf. Die Thüren des Hauſes wurden weit geöffnet, die Menge wogte durcheinander wie ein unruhiges Meer. Ein Haufe ſtürzte fort und vertheilte ſich auf dem Markte, Andere ſprangen in das Haus; wer hineingeeilt war, kam nach wenig Augenblicken mit einer Cocarde an der Mütze, bewaffnet mit einem Senſenſpeer wieder heraus. Im Nu hatte ſich ein Haufe Senſenmänner und ein Trupp mit Feuergewehren vor dem Hauſe aufgeſtellt. Die Zahl der Bewaffneten wurde größer, kleine Abtheilungen Senſenmänner, von einzelnen Flintenträgern geführt, eilten von dem Hauſe weg nach allen Richtungen des Marktes. Hinter Anton klang Commandoruf und Befehl, er wandte ſich um und ſah einzelne bewaffnete Reiter, welche die aufgefahrenen Wagen mit ſtrengen Worten zur Abfahrt vom Markte trieben. Der Lärm und das Getümmel wurde ſtürmiſcher, mit ängſtlichem Zuruf hieben die Landleute auf ihre Pferde, die Verkäufer flüchteten mit ihren Waaren in die Häuſer, die Läden wurden geſchloſſen. Nach wenig Augenblicken hatte der Markt ein unheimliches Ausſehen. Die Wagen waren entfernt, an den Marktecken ſtanden einzelne Poſten von Senſenmännern, ihre langen Spieße blinkten hell in der Morgenſonne. Auf dem Platze ſelbſt wogte die unſichere Menge. Betäubt, erſchüttert, empört eilte Anton in dem Haufen fort, ſo kam er auf die andere Seite des Platzes. Dort lag das Steueramt, ſchon von Weitem kenntlich durch das Wappenbild des Staates,

das auf Holz gemalt neben dem Fenster hing. Dort drängten sich die Massen wieder; ein Posten von Sensenmännern stand vor dem Hause, aus der Ferne sah Anton, daß ein Mann eine Leiter ansetzte, zu dem Wappen hinaufstieg und mit einem Hammer auf das Schild pochte, bis es herabfiel auf den Boden. Als das Wappen auf die Steine schlug, ging durch die versammelte Menge ein leiser Ton wie ein Seufzen; es war still geworden, daß man jeden Laut hören konnte. Eine Rotte von trunkenem Gesindel stürzte sich mit wildem Jauchzen auf das Schild, ein Strick wurde daran gebunden, und mit Hohngeschrei wurde es in den Rinnstein und über die Straße geschleift.

Anton war außer sich, eine Fluth von stürmischen Leidenschaften drängte nach seinem Herzen. „Ihr Schurken!" rief er laut und rannte durch die Umstehenden auf die Bande zu. Da faßte ihn ein starker Arm um den Leib, und eine bebende Stimme sprach: „Nicht vorwärts, Herr Wohlfart, heut ist ihr Tag, morgen kommt unser Tag." Anton riß sich los und sah neben sich die große Figur des Schulzen von Neudorf, er sah sich im Augenblick umgeben von einer Anzahl dunkler Männergestalten. Es waren die blauen Röcke deutscher Bauern, Gesichter voll Zorn und Kummer, welche ihn wie mit einem Wall einschlossen. „Laßt mich heraus!" rief Anton noch immer außer sich. Wieder aber legte sich die schwere Hand des Schulzen auf seine Schulter, und mit nassen Augen sprach der Mann: „Schonen Sie Ihr Leben, Herr Wohlfart, es ist jetzt umsonst, wir haben nichts als unsere Faust, und sind die Minderzahl." Und von der andern Seite wurde seine Hand umfaßt wie von Schrauben, und der alte Förster stand schluchzend neben ihm und stöhnte: „Daß ich diesen Tag erleben muß, o die Schande, die Schande!" Dabei schüttelte er krampfhaft Antons Hand, schlug sich dann mit seinen Fäusten vor die Stirn und weinte laut wie ein Kind. Der wilde Schmerz des Alten gab Anton einen Theil seiner Ruhe wieder, er umschlang den Hals des Försters und hielt ihn fest

an ſich. Und wieder erſcholl in ihrer Nähe mißtönendes Geſchrei, und eine Stimme brüllte: „Durchſucht die Deutſchen! nehmt ihnen die Waffen, Niemand darf den Markt verlaſſen!“ Anton ſah ſich haſtig in dem Haufen um und rief: „Das dürfen wir nicht leiden, ihr Männer, daß wir hier in der deutſchen Stadt umſtellt werden wie Gefangene, und daß ſie unſer Wappen beſchimpfen, die Schändlichen!“

Von fern wirbelte eine Trommel. „Es iſt die Schützentrommel,“ ſagte der Schulz, „die Bürgerſchützen von Rosmin kommen zuſammen. Sie haben Gewehre.“

„Vielleicht iſt noch nicht Alles verloren,“ rief Anton wieder. „Ich kenne einige Leute hier, die zuverläſſig ſind. Faßt euch, mein Alter,“ tröſtete er den Förſter. „Die Deutſchen vom Lande ſollen nicht zerſtreut bleiben, ſo weiß Niemand, was wir thun können. Wir wollen wenigſtens mit einander den Markt verlaſſen, hier bei dem Brunnen ſammeln wir uns. Jeder geht und ruft ſeine Bekannten zuſammen. Und jetzt keine Zeit verloren! Ihr dorthin, Schulz, ihr kommt mit mir, Schmied von Kunau.“ Der Haufe fuhr nach zwei Richtungen auseinander, Anton von dem Förſter und dem Schmied gefolgt eilte noch einmal über den ganzen Markt. Nie hatte er eifriger geſucht, nie hatte Einer den Andern ſchneller verſtanden. Wo er einen Deutſchen fand, ein Blick des Auges, ein ſchneller Händedruck, das flüchtige Wort: „Die Deutſchen verſammeln ſich am Brunnen, erwartet uns,“ das trieb die Unſchlüſſigen ſchnell zu den Landsleuten.

Vor dem Hauſe des Weinkaufmanns hielt er mit ſeinen Gefährten in dem dichten Gedränge einen Augenblick an. Etwa funfzig Senſenmänner ſtanden vor dem Hauſe, daneben ein Dutzend Gewehre, noch waren die Thüren weit geöffnet, und Einzelne traten immer noch hinein, ſich Waffen zu holen. Die Menge war ſcheu zurückgewichen, es wogten hier Polen und Deutſche, Städter und Landleute durcheinander, Anton ſah, daß auch die polniſchen Bauern verſtört im Haufen ſtanden

Dort trat der Schulz von Anton aufgefordert vor die Leute. „Es geht dort drin gegen die Regierung," ſagte er, „es geht gegen uns Deutſche. Der bewaffneten Feinde ſind nicht viel, wir haben eben geſehen, wie der Bauer mit ihnen fertig wird. Wer ein ordentlicher Mann iſt, der bleibt hier und hilft den Bürgersleuten in der Stadt die Fremden hinausjagen. Die Schützen wollen Einen zu uns ſenden und uns ſagen, wie wir ihnen helfen können. Deswegen bleibt zuſammen, Landsleute."

Nach dieſen Worten riefen Viele: „Wir bleiben hier," Manchem auch kam die Sorge und er ſtahl ſich um das Haus und auf das Feld. Wer blieb, ſuchte eine Waffe, wo er ſie fand, ſchwere Holzknittel, Radſtangen, Heugabeln und was ſonſt in der Nähe aufzutreiben war.

„Ich kam her, mir Pulver und Schrot zu kaufen," ſagte der Förſter zu Anton, „jetzt habe ich eine Flinte, und das letzte Korn ſoll heut darauf gehen. wenn wir uns rächen können für den Schimpf an unſerm Vogel."

Unterdeß waren im Schloß die Stunden wie gewöhnlich verlaufen bis gegen Mittag. Der Freiherr ging, von ſeiner Gemahlin geführt, im Sonnenſchein um das Schloß herum; er grollte ein wenig, daß die Maulwurfshügel, an welche ſein Fuß ſtieß, noch immer nicht geebnet waren, und kam zu dem Schluß, daß kein Verlaß auf Beamte und Dienſtleute ſei, und Wohlfart noch vergeßlicher als alle andern. Bei dieſem Thema verweilte er mit mürriſchem Behagen. Die Baronin widerſprach ihm nur ſo viel, als möglich war ohne ſeine krankhafte Laune aufzuregen, und ſo ſetzte er ſich endlich im Freien auf einen Stuhl nieder, den ihm der Bediente nachtrug, und hörte friedlich ſeiner Tochter zu, welche mit Karl den Platz für eine kleine Baumpflanzung abſteckte. Niemand dachte Arges, Jeder war mit ſeiner nächſten Umgebung beſchäftigt.

Da flog die ſchlimme Kunde, daß etwas Schreckliches vorgehe, mit Eulenflügeln über die Erde. Auch zu der Wald-

inſel des Freiherrn kam ſie heran, ſie flatterte über die Kiefern und Birnbäume, über Getreidefelder und Anger bis auf das Schloß. Zuerſt kam ſie undeutlich, wie eine kleine Wolke am ſonnigen Himmel, dann wurde ſie größer, wie ein ungeheurer Vogel, der die Luft verfinſtert, ſie ſchlug mit ihren ſchwarzen Fittigen die Herzen aller Menſchen in Dorf und Schloß, ſie machte das Blut in den Adern ſtocken und trieb heiße Thränen über die Wangen.

Mitten in ſeiner Arbeit ſah Karl plötzlich auf und ſagte erſchrocken zum Fräulein: „Das war ein Schuß!"

Lenore ſah ihn betroffen an, dann lachte ſie über ihren eigenen Schreck und erwiederte: „Ich habe nichts gehört; vielleicht war's der Förſter."

„Der Förſter iſt in der Stadt," entgegnete Karl ernſt.

„Dann iſt's ein verdammter Wilddieb im Walde," rief der Freiherr ärgerlich.

„Es war ein Kanonenſchuß," behauptete der hartnäckige Karl.

„Das iſt nicht möglich," ſagte der Freiherr, „es ſteht kein Geſchütz auf viele Meilen in der Runde," aber er ſelbſt lauſchte mit geſpanntem Geſicht.

In dem Augenblick rief eine Stimme vom Wirthſchaftshofe her: „Es brennt in Rosmin." Karl ſah das Fräulein an, warf ſein Grabſcheit zu Boden und lief nach dem Hof; Lenore folgte. „Wer hat geſagt, daß Feuer in Rosmin iſt?" frug er die Knechte, welche zu ihrer Mittagskoſt über den Hof gingen. Keiner hatte gerufen, aber alle liefen erſchrocken aus dem Hof auf die Landſtraße und verſuchten nach Rosmin hinzuſehen, obgleich Jeder wußte, daß die Stadt über zwei Meilen entfernt war und keine Ausſicht dorthin.

„Es ſind vorhin Weiber gelaufen auf dem Weg nach Neudorf wie in der Angſt," ſagte der eine Knecht, und ein anderer rief: „Es muß gefährlich zugehn in Rosmin, denn man ſieht den Rauch über dem Walde ſtehn." Alle glaubten einen dunkeln Schatten über der Stelle zu ſehn, wo die Stadt lag,

auch Karl. Immer größer wurde die Aufregung ohne sichern Grund. Die Dorfleute traten auf der Straße zusammen. Alle sahen nach der Richtung von Rosmin und erzählten von dem Unglück, das über die Stadt gekommen sei. „Die Edelleute sind heut darin," rief der Eine, „sie haben die Stadt angezündet," und sein Nachbar hatte von einem Mann auf dem Felde gehört, daß heut ein Tag sei, an den alle Gutsherren denken sollten. Der Mann sah feindselig auf Karl und fügte hinzu: „Noch kann Manches kommen bis auf den Abend." Der Schenkwirth eilte herzu und rief Karl entgegen: „Wenn nur erst der heutige Tag vorbei wäre," und Karl entgegnete in derselben Gemüthsstimmung: „Ich wollte das auch." Keiner wußte recht, weshalb.

Seitdem kamen immer neue Schreckensbotschaften aus der Welt jenseit des Waldes. „Die Soldaten und Polen liefern einander eine Schlacht," hieß es. „Auch in Kunau brennt's," riefen einige Weiber, die vom Felde heimeilten. Endlich kam die Vogtin vom neuen Vorwerk außer Athem zu Lenore gelaufen: „Mein Mann schickt mich, weil er das Gehöft an diesem Angsttage nicht verlassen will. Er läßt fragen, ob Sie nichts vom Förster wissen, es ist Mord und Totschlag in der Stadt und die Leute sagen, der Förster schießt mitten darunter." „Wer sagt das?" fuhr der Freiherr auf. — „Einer, der über das Feld lief, hat es meinem Mann erzählt," rief die entsetzte Frau, „und es muß wahr sein, daß dort Alles durcheinander ist, denn als der Förster nach der Stadt ging, hatte er gar keine Flinte bei sich." Allen kam vor, als ob das Unglück deshalb wahr sein müßte. „Und heut Nacht hat es einen feurigen Schein gegeben auf dem Felde," klagte die Frau weiter, „unsre Stube wurde ganz hell, und mein Mann ist aufgesprungen und hinausgegangen. Da zog ein blaues Licht wie eine Schwefelflamme über den Wald nach Rosmin zu."

So schlug das Gerücht mit seinen Flügeln auf die Herzen der Menschen. Mit Mühe brachte Karl die Knechte dazu, daß

ſie mit ihren Geſpannen wieder auf's Feld zogen. Lenore ſtieg mit Karl auf den Thurm, um etwas Neues zu erſpähen. Ob eine Rauchwolke über der Stadt war, das wollte Karl nicht entſcheiden, aber an mehr als einer Stelle ſahen ſie hinter den Wäldern etwas wie Feuerſchein und Rauchwolken. Kaum waren ſie herab, ſo kam der eine Knecht mit den Pferden zurückgejagt und meldete, daß ihm ein Bauer aus dem andern Kreiſe, der auf dem Waldweg im Galopp durchgefahren war, geſagt habe, ganz Rosmin ſei angefüllt mit Senſenmännern und mit Leuten, welche rothe Fahnen in der Hand hielten, und alle Deutſchen im Lande würden erſchoſſen. Die Baronin rang die Hände und fing an zu weinen, und ihr Gemahl verlor darüber den letzten Schein von Ruhe, den er mühſam bewahrt hatte. Er ſchalt heftig auf Wohlfart, der an ſolchem Tage nicht zu Hauſe ſei, und ließ Karl zu ſich rufen, der, nicht weniger erſchrocken, ſich jetzt um Antons Schickſal ängſtigte. Er befahl ihm, Alles im Hofe zu verſchließen, gleich darauf forderte er ihn wieder, und verbot durch ihn dem Schenkwirth, heut den Dorfleuten Branntwein zu verkaufen, und immer wieder frug er ihm ab, was man gehört hatte. Lenore konnte die ſchwüle Unruhe im Schloß nicht ertragen, ſie ging unaufhörlich zwiſchen dem Schloß und dem Hof ab und zu und hielt ſich in Karls Nähe, in deſſen treuherzigem Geſicht noch der meiſte Troſt zu finden war; dabei ſah ſie immer wieder auf die Landſtraße, ob nicht etwas zu erblicken ſei, ein Wagen, ein Bote.

„Er iſt ruhig," ſagte ſie zu Karl, „er wird ſich einer ſo fürchterlichen Gefahr nicht ausſetzen;" ſie wünſchte eine tröſtende Antwort.

Karl aber ſchüttelte den Kopf: „Auf ſeine Ruhe iſt kein Verlaß; wenn's in der Stadt ſo ausſieht, wie die Leute ſagen, ſo iſt Herr Anton nicht der Letzte, der darunter fährt. Er wird nicht an ſich denken."

„Nein, das thut er nicht!" rief Lenore und rang die Hände.

So ging es fort bis gegen Abend. Karl hielt die Dienſtleute, welche alle vor dem Hofe ſtanden, ſtreng zuſammen, er ergriff ſeinen Karabiner, er wußte ſelbſt nicht, wozu, er ließ ſich ein Pferd ſatteln und band es wieder an die Krippe. Da kam der Wirth mit einem Knecht aus der Brennerei zum Schloß gerannt, der gutmüthige Mann rief ſchon von Weitem dem Fräulein entgegen: „Hier iſt eine Nachricht, eine ſchreckliche Nachricht von Herrn Wohlfart.“ Lenore fuhr auf den fremden Knecht zu. Der Menſch machte in polniſcher Sprache einen verwirrten Bericht von den Schrecken des Tages in Rosmin. Er hatte geſehen, daß auf dem Markte Polen und Deutſche auf einander geſchoſſen hatten, daß der Herr Rentmeiſter an der Spitze der deutſchen Bauern marſchirt war.

„Ich wußte das,“ rief Karl ſtolz.

Dann erzählte der Knecht, wie er ſelbſt geflüchtet ſei, gerade als alle Polen auf den Herrn gezielt hätten; ob er tot ſei oder noch lebe, das könne er nicht genau ſagen, denn er ſei in großer Angſt geweſen; aber er glaube wohl, der Herr müſſe tot ſein.

Lenore lehnte ſich an die Mauer, Karl fuhr verzweiflungsvoll mit den Händen nach ſeinem Haupt. „Satteln Sie den Pony!“ ſagte Lenore mit klangloſer Stimme.

„Sie wollen doch nicht ſelbſt bei Nacht durch den Wald, den weiten Weg nach der Stadt?“ rief Karl.

Ohne zu antworten eilte das tapfere Mädchen auf den Stall zu, Karl ſprang ihr in den Weg. „Sie dürfen nicht!“ ſchrie er, „die Frau Baronin wird vor Angſt um Sie den Tod haben, und was können Sie unter den wüthenden Männern ausrichten?“

Lenore blieb ſtehen. „So ſchaffen Sie ihn her,“ rief ſie halb bewußtlos, „bringen Sie ihn zu uns, lebendig oder tot.“

„Soll ich Sie an dieſem Tage allein laſſen?“ rief Karl wieder außer ſich.

Lenore riß ihm den Karabiner vom Arm und rief: „Fort, wenn Sie ihn lieben, ich werde an Ihrer Stelle wachen.“

Karl stürzte nach dem Hofe, riß das Pferd heraus und jagte auf der Straße nach Rosmin dahin.

Der Hufschlag des Pferdes verklang, es wurde wieder still, Lenore eilte mit hastigen Schritten vor dem Schlosse auf und ab. Ihr Freund war in tötlicher Gefahr, vielleicht war er verloren! und durch ihre Schuld, denn sie hatte ihn hierher getrieben. Sie fühlte eine heiße Sehnsucht nach seinem Anblick, nach dem Ton seiner Stimme. Was er ihr und den Eltern gewesen war, überdachte sie jetzt in ihrer Verzweiflung unaufhörlich. Es schien ihr unmöglich, ohne ihn die Zukunft in dieser Einsamkeit zu ertragen. Die Mutter sandte nach ihr, der Vater rief nach ihr zum Fenster hinaus, sie wies die Aufforderungen kurz ab, all ihr Empfinden war aufgegangen in dem Gefühl der reinen und innigen Neigung, welche zwischen ihr und dem Verlorenen erblüht war.

In der Stadt stand Anton mit den Landleuten wohl eine halbe Stunde erwartungsvoll vor dem rothen Hirsch. Immer noch zogen die verscheuchten Marktleute bei ihnen vorüber in die Dörfer, flüchtigen Fußes die meisten, aber Mancher blieb stehen und schloß sich ihnen an; oft auch wurde ein polnischer Gruß gehört, und mehre Polen traten zu Anton und frugen, ob er sie brauchen könne. Endlich kam, nicht auf der Straße, sondern von dem Garten des Wirthshauses her, der Schlosser in seiner grünen Uniform mit Epauletten, gefolgt von einigen Bürgerschützen.

Anton eilte auf ihn zu und rief: „Wie steht's?"

„Achtzehn Mann sind gekommen," sagte der Schlosser, „es sind die sichern Leute. Das Volk auf dem Markte verläuft sich, die im Weinhause sind nicht viel stärker geworden. Sie sind jetzt dabei, die Behörden abzusetzen. Unser Hauptmann hat Courage wie ein Teufel. Wenn Sie ihm helfen wollen, so ist er bereit, etwas zu wagen. Wir können von hinten hinein in Löwenbergs Haus, ich habe das Schloß zum Hinter-

thor ſelber gemacht und weiß Beſcheid, vielleicht iſt es gar nicht verſchloſſen. Wenn wir's geſchickt machen, können wir die Anführer drin überfallen, wir können ſie faſſen und ihre Waffen."

„Wir müſſen von vorn und hinten zu gleicher Zeit angreifen," entgegnete Anton, „dann haben wir ſie ſicher."

„Ja," ſagte der Schloſſer ein wenig verblüfft, „wenn Sie mit Ihren Leuten von vorn kommen wollten."

„Wir haben keine Waffen," rief Anton. „Ich will mit euch nach vorn, und der Förſter auch und vielleicht noch Einer oder der Andere; aber ein unbewaffneter Trupp gegen die Senſen und ein Dutzend Gewehre, das iſt unmöglich."

„Sehen Sie," verſetzte der ehrliche Schloſſer, „für uns iſt's auch ſchwer. Wer ſo gerade im erſten Schreck von Weib und Kind kommt, der iſt auch nicht in der Verfaſſung, ſich gleich als Scheibe hinzuſtellen. Unſere Leute haben ja guten Willen, aber die drüben ſind verzweifelte Menſchen. Und deswegen laſſen Sie uns ruhig hinten herum gehen; wenn wir ſie überraſchen, gibt's weniger Blutvergießen, und das iſt doch auch eine Hauptſache. Gewehre bringe ich nicht, nur einen Säbel für Sie."

Schweigend ſetzte ſich der Haufe in Bewegung, der Schloſſer führte. „Unſere Schützen haben ſich im Hauſe des Hauptmanns verſammelt," ſagte er, „dorthin können wir durch die Gärten, ohne daß die am Thor uns gewahr werden." Durch Gemüſegärten zogen ſie vorwärts, einige Male mußte der ganze Haufe über niedrige Zäune klettern, dann kreuzten ſie ſchnell den Weg, der um die Stadtmauer herum führte, überſchritten auf einigen Bretern den Bach und drangen durch eine Mauerpforte, welche ſie in den Hofraum eines Gerbers führte.

„Hier warten Sie," rieth der Schloſſer mit einiger Unruhe. „Der Gerber iſt einer von uns Schützen, aus der Hausthür tritt man auf dieſelbe Hintergaſſe, in welcher der

Eingang zu Löwenbergs Hofraum ist. Ich gehe zum Hauptmann melden, wir holen Sie ab.“

Nur wenige Minuten standen die Landleute unter den Haufen Lohe, als der Förster, der als Wache in der Hausthür stand, den Anmarsch der Schützen meldete. Auf der Hintergasse stießen die beiden Haufen zusammen, nur kurze Begrüßungen wurden ausgetauscht. Der Hauptmann, ein wohlbeleibter Fleischer, forderte Anton auf, neben ihm zu gehen und seinen Zug den Schützen anzuschließen. Schweigend rückten sie an das Hinterthor von Löwenbergs Hause, das Thor war nicht verschlossen und nicht besetzt, der Schlosser sah durch das Hintergebäude in den leeren Hofraum. Der Trupp hielt einen Augenblick an, der Förster eilte zu den Führern. „Wir sind mehr Leute, als in dem Hause nöthig sind,“ sprach er mit fliegender Eile. „Hier daneben ist eine breite Quergasse, die auf den Markt führt. Geben Sie mir den Trommler, einen Zug Schützen und die Hälfte von den Landleuten, wir laufen bis auf den Markt und besetzen mit Geschrei die Oeffnung der Quergasse. Die auf dem Markt werden dadurch gestört, sie müssen auf uns sehen, unterdeß dringen Sie ein und nehmen die ganze Bande gefangen. Sobald ich trommeln lasse, springt der Herr Hauptmann mit dem Hauptcorps durch den Hof in das Vorderhaus, die Thür halten Sie besetzt.“

„Mir ist's recht,“ sagte der dicke Hauptmann erhitzt und in der Aufregung, welche vor einem Angriff auch dem beherzten Mann die Brust beengt. „Nur vorwärts fort!“

Der Förster raffte sechs Schützen zusammen, winkte dem Schulz und einem Haufen der Landleute, und zog sich mit dem Haufen ohne großes Geräusch in die offene Seitengasse. Auch Anton fühlte das Blut an seine Schläfe hämmern in der Erwartung der nächsten Augenblicke. Endlich hörte man Trommelwirbel, gleich darauf ein lautes Hurrah. Wie Löwen sprangen die Bürger durch den Hof, der Hauptmann voran seinen Säbel schwingend, neben ihm Anton. So drangen sie

in den Hausflur, bevor Jemand auf sie achtete. Alles im Hause war an die Fenster und an die Thür gestürzt.

„Hurrah," rief der Hauptmann, „wir haben sie," und ergriff in dem Hausflur einen der Herren im Genick. „Keiner soll entrinnen. Schließt die Thür!" schrie er und hielt sein Opfer am Kragen fest, wie eine Kuh bei den Hörnern. Durch die Kraft von zehn Leibern wurde die Hausthür von innen zugedrückt und verschlossen, so daß die Eifrigen auch die Feinde, welche in der Thür standen, hinaus drängten. Darauf stürzten die Schützen in die Stube, ein Theil nach dem obern Stock. Wer von Herren in der Stube war, sprang zum Fenster hinaus. So kam es, daß die Bürger in der Weinstube nichts ergriffen als eine Namenliste, einen Haufen zusammengebundener Sensen, und in der Ecke ein halbes Dutzend Gewehre, welche den Edelleuten gehörten. Der Schlosser faßte sogleich die Gewehre und rannte mit Anton und einigen Anderen, die er anrief, wieder hinten zum Hause hinaus in die Quergasse zu dem Zuge, den der Förster führte. Sie fanden den Zug in bedenklicher Lage. Er war muthig hinter dem Förster vorwärts gestürmt bis an den Ausgang der Gasse. Die Trommel und das Hurrah, und gleich darauf der feindliche Angriff im Hause hatten die Gegner in Verwirrung gebracht. Die Sensenmänner waren von dem Hause weggeeilt, sie standen in ungeordneten Haufen mitten auf dem Markte, der Mann in der Schärpe, selbst ohne Gewehr, war beschäftigt, die Unbehilflichen aufzustellen. Dagegen war der Trupp mit Gewehren, Oekonomen, Jäger und einige junge Herren, den Anrückenden kühn entgegenmarschirt und hatte Front gegen sie gemacht. Vor der bewaffneten Schaar stutzten die Bürgerschützen und drängten an den Ausgang der Gasse zurück, der Förster stand allein mitten zwischen den feindlichen Parteien. In dieser Verlegenheit fing der Trommler wieder an aus Leibeskräften zu trommeln, die Polen hielten ihre Gewehre an die Backen, der Förster commandirte ebenfalls: „Legt an!" und beide Haufen blieben im Anschlage vor ein-

ander ſtehen, Jeder auf Augenblicke zurückgehalten durch die Scheu vor den furchtbaren Folgen, welche das erſte Commando haben würde. Da drang der Schloſſer mit ſeinen Begleitern vor, die Gewehre wurden blitzſchnell den Männern, welche darnach griffen, in die Hand gegeben, Anton und der tapfere Schloſſer ſprangen in die erſte Reihe der Bürgerſchützen. Ein blutiger Kampf auf dem Pflaſter ſchien unvermeidlich.

In dieſem Augenblick erſcholl aus dem Fenſter der Weinſtube die Stimme des Hauptmanns laut über den Marktplatz: „Mitbürger, wir haben ſie. Hier iſt der Gefangene. Es iſt der Herr von Tarow ſelber!“ Alles ſetzte die Gewehre ab und hörte nach der Stimme. Der Hauptmann hielt den Kopf des Gefangenen zum Fenſter hinaus, der, in ſein Schickſal ergeben, keinen Verſuch machte, ſich aus der unbequemen Lage zu befreien. „Und jetzt hört auf meine Worte. Alle Fenſter dieſes Hauſes ſind beſetzt, alle Straßen ſind beſetzt, wie dort auf dieſer Seite zu ſehen; ſobald ich einen Finger hebe, werdet ihr Leute alle zu Grund und Boden geſchoſſen.“

„Hurrah, Hauptmann,“ rief eine Stimme gerade gegenüber von den mittlern Häuſern des Marktes, und der Kaufmann, welcher dort wohnte, ſteckte ſeine Entenflinte zum Fenſter des erſten Stocks hinaus, neben ihm der Apotheker und der Poſtmeiſter, die Pächter der ſtädtiſchen Jagd.

„Guten Morgen, meine Herren,“ rief der Fleiſcher erfreut hinüber, denn eine kühne Sicherheit war auf ihn gekommen. „Ihr ſeht, Leute,“ fuhr er fort, „daß jeder Widerſtand nutzlos iſt, werft eure Senſen weg, oder ihr ſeid ſämmtlich Kinder des Todes.“ Eine Anzahl Senſen klirrte auf das Pflaſter.

„Und ihr, ihr Herren Jäger,“ fuhr der Hauptmann fort, „ſollt freien Abzug haben, wenn ihr eure Gewehre abgebt, denn wenn nur Einer von euch noch ein Geſicht ſchneidet, ſo ſoll dieſes Mannes Blut über euer Haupt kommen.“ Dabei ergriff er den Kopf des Tarowski, hielt ihn wieder zum Fenſter hinaus und zog ein großes Schlachtmeſſer aus ſeiner Uniform.

auch Karl. Immer größer wurde die Aufregung ohne ſichern Grund. Die Dorfleute traten auf der Straße zuſammen. Alle ſahen nach der Richtung von Rosmin und erzählten von dem Unglück, das über die Stadt gekommen ſei. „Die Edelleute ſind heut darin," rief der Eine, „ſie haben die Stadt angezündet," und ſein Nachbar hatte von einem Mann auf dem Felde gehört, daß heut ein Tag ſei, an den alle Gutsherren denken ſollten. Der Mann ſah feindſelig auf Karl und fügte hinzu: „Noch kann Manches kommen bis auf den Abend." Der Schenkwirth eilte herzu und rief Karl entgegen: „Wenn nur erſt der heutige Tag vorbei wäre," und Karl entgegnete in derſelben Gemüthsſtimmung: „Ich wollte das auch." Keiner wußte recht, weshalb.

Seitdem kamen immer neue Schreckensbotſchaften aus der Welt jenſeit des Waldes. „Die Soldaten und Polen liefern einander eine Schlacht," hieß es. „Auch in Kunau brennt's," riefen einige Weiber, die vom Felde heimeilten. Endlich kam die Vogtin vom neuen Vorwerk außer Athem zu Lenore gelaufen: „Mein Mann ſchickt mich, weil er das Gehöft an dieſem Angſttage nicht verlaſſen will. Er läßt fragen, ob Sie nichts vom Förſter wiſſen, es iſt Mord und Totſchlag in der Stadt und die Leute ſagen, der Förſter ſchießt mitten darunter." „Wer ſagt das?" fuhr der Freiherr auf. — „Einer, der über das Feld lief, hat es meinem Mann erzählt," rief die entſetzte Frau, „und es muß wahr ſein, daß dort Alles durcheinander iſt, denn als der Förſter nach der Stadt ging, hatte er gar keine Flinte bei ſich." Allen kam vor, als ob das Unglück deshalb wahr ſein müßte. „Und heut Nacht hat es einen feurigen Schein gegeben auf dem Felde," klagte die Frau weiter, „unſre Stube wurde ganz hell, und mein Mann iſt aufgeſprungen und hinausgegangen. Da zog ein blaues Licht wie eine Schwefelflamme über den Wald nach Rosmin zu."

So ſchlug das Gerücht mit ſeinen Flügeln auf die Herzen der Menſchen. Mit Mühe brachte Karl die Knechte dazu, daß

ſie mit ihren Geſpannen wieder auf's Feld zogen. Lenore ſtieg mit Karl auf den Thurm, um etwas Neues zu erſpähen. Ob eine Rauchwolke über der Stadt war, das wollte Karl nicht entſcheiden, aber an mehr als einer Stelle ſahen ſie hinter den Wäldern etwas wie Feuerſchein und Rauchwolken. Kaum waren ſie herab, ſo kam der eine Knecht mit den Pferden zurückgejagt und meldete, daß ihm ein Bauer aus dem andern Kreiſe, der auf dem Waldweg im Galopp durchgefahren war, geſagt habe, ganz Rosmin ſei angefüllt mit Senſenmännern und mit Leuten, welche rothe Fahnen in der Hand hielten, und alle Deutſchen im Lande würden erſchoſſen. Die Baronin rang die Hände und fing an zu weinen, und ihr Gemahl verlor darüber den letzten Schein von Ruhe, den er mühſam bewahrt hatte. Er ſchalt heftig auf Wohlfart, der an ſolchem Tage nicht zu Hauſe ſei, und ließ Karl zu ſich rufen, der, nicht weniger erſchrocken, ſich jetzt um Antons Schickſal ängſtigte. Er befahl ihm, Alles im Hofe zu verſchließen, gleich darauf forderte er ihn wieder, und verbot durch ihn dem Schenkwirth, heut den Dorfleuten Branntwein zu verkaufen, und immer wieder frug er ihm ab, was man gehört hatte. Lenore konnte die ſchwüle Unruhe im Schloß nicht ertragen, ſie ging unaufhörlich zwiſchen dem Schloß und dem Hof ab und zu und hielt ſich in Karls Nähe, in deſſen treuherzigem Geſicht noch der meiſte Troſt zu finden war; dabei ſah ſie immer wieder auf die Landſtraße, ob nicht etwas zu erblicken ſei, ein Wagen, ein Bote.

„Er iſt ruhig," ſagte ſie zu Karl, „er wird ſich einer ſo fürchterlichen Gefahr nicht ausſetzen;" ſie wünſchte eine tröſtende Antwort.

Karl aber ſchüttelte den Kopf: „Auf ſeine Ruhe iſt kein Verlaß; wenn's in der Stadt ſo ausſieht, wie die Leute ſagen, ſo iſt Herr Anton nicht der Letzte, der darunter fährt. Er wird nicht an ſich denken."

„Nein, das thut er nicht!" rief Lenore und rang die Hände.

So ging es fort bis gegen Abend. Karl hielt die Dienstleute, welche alle vor dem Hofe ſtanden, ſtreng zuſammen, er ergriff ſeinen Karabiner, er wußte ſelbſt nicht, wozu, er ließ ſich ein Pferd ſatteln und band es wieder an die Krippe. Da kam der Wirth mit einem Knecht aus der Brennerei zum Schloß gerannt, der gutmüthige Mann rief ſchon von Weitem dem Fräulein entgegen: „Hier iſt eine Nachricht, eine ſchreckliche Nachricht von Herrn Wohlfart.“ Lenore fuhr auf den fremden Knecht zu. Der Menſch machte in polniſcher Sprache einen verwirrten Bericht von den Schrecken des Tages in Rosmin. Er hatte geſehen, daß auf dem Markte Polen und Deutſche auf einander geſchoſſen hatten, daß der Herr Rentmeiſter an der Spitze der deutſchen Bauern marſchirt war.

„Ich wußte das,“ rief Karl ſtolz.

Dann erzählte der Knecht, wie er ſelbſt geflüchtet ſei, gerade als alle Polen auf den Herrn gezielt hätten; ob er tot ſei oder noch lebe, das könne er nicht genau ſagen, denn er ſei in großer Angſt geweſen; aber er glaube wohl, der Herr müſſe tot ſein.

Lenore lehnte ſich an die Mauer, Karl fuhr verzweiflungsvoll mit den Händen nach ſeinem Haupt. „Satteln Sie den Pony!“ ſagte Lenore mit klangloſer Stimme.

„Sie wollen doch nicht ſelbſt bei Nacht durch den Wald, den weiten Weg nach der Stadt?“ rief Karl.

Ohne zu antworten eilte das tapfere Mädchen auf den Stall zu, Karl ſprang ihr in den Weg. „Sie dürfen nicht!“ ſchrie er, „die Frau Baronin wird vor Angſt um Sie den Tod haben, und was können Sie unter den wüthenden Männern ausrichten?“

Lenore blieb ſtehen. „So ſchaffen Sie ihn her,“ rief ſie halb bewußtlos, „bringen Sie ihn zu uns, lebendig oder tot.“

„Soll ich Sie an dieſem Tage allein laſſen?“ rief Karl wieder außer ſich.

Lenore riß ihm den Karabiner vom Arm und rief: „Fort, wenn Sie ihn lieben, ich werde an Ihrer Stelle wachen.“

Karl stürzte nach dem Hofe, riß das Pferd heraus und jagte auf der Straße nach Rosmin dahin.

Der Hufschlag des Pferdes verklang, es wurde wieder still, Lenore eilte mit hastigen Schritten vor dem Schlosse auf und ab. Ihr Freund war in tötlicher Gefahr, vielleicht war er verloren! und durch ihre Schuld, denn sie hatte ihn hierher getrieben. Sie fühlte eine heiße Sehnsucht nach seinem Anblick, nach dem Ton seiner Stimme. Was er ihr und den Eltern gewesen war, überdachte sie jetzt in ihrer Verzweiflung unaufhörlich. Es schien ihr unmöglich, ohne ihn die Zukunft in dieser Einsamkeit zu ertragen. Die Mutter sandte nach ihr, der Vater rief nach ihr zum Fenster hinaus, sie wies die Aufforderungen kurz ab, all ihr Empfinden war aufgegangen in dem Gefühl der reinen und innigen Neigung, welche zwischen ihr und dem Verlorenen erblüht war.

In der Stadt stand Anton mit den Landleuten wohl eine halbe Stunde erwartungsvoll vor dem rothen Hirsch. Immer noch zogen die verscheuchten Marktleute bei ihnen vorüber in die Dörfer, flüchtigen Fußes die meisten, aber Mancher blieb stehen und schloß sich ihnen an; oft auch wurde ein polnischer Gruß gehört, und mehre Polen traten zu Anton und frugen, ob er sie brauchen könne. Endlich kam, nicht auf der Straße, sondern von dem Garten des Wirthshauses her, der Schlosser in seiner grünen Uniform mit Epauletten, gefolgt von einigen Bürgerschützen.

Anton eilte auf ihn zu und rief: „Wie steht's?"

„Achtzehn Mann sind gekommen," sagte der Schlosser, „es sind die sichern Leute. Das Volk auf dem Markte verläuft sich, die im Weinhause sind nicht viel stärker geworden. Sie sind jetzt dabei, die Behörden abzusetzen. Unser Hauptmann hat Courage wie ein Teufel. Wenn Sie ihm helfen wollen, so ist er bereit, etwas zu wagen. Wir können von hinten hinein in Löwenbergs Haus, ich habe das Schloß zum Hinter-

thor ſelber gemacht und weiß Beſcheid, vielleicht iſt es gar nicht verſchloſſen. Wenn wir's geſchickt machen, können wir die Anführer drin überfallen, wir können ſie faſſen und ihre Waffen."

„Wir müſſen von vorn und hinten zu gleicher Zeit angreifen," entgegnete Anton, „dann haben wir ſie ſicher."

„Ja," ſagte der Schloſſer ein wenig verblüfft, „wenn Sie mit Ihren Leuten von vorn kommen wollten."

„Wir haben keine Waffen," rief Anton. „Ich will mit euch nach vorn, und der Förſter auch und vielleicht noch Einer oder der Andere; aber ein unbewaffneter Trupp gegen die Senſen und ein Dutzend Gewehre, das iſt unmöglich."

„Sehen Sie," verſetzte der ehrliche Schloſſer, „für uns iſt's auch ſchwer. Wer ſo gerade im erſten Schreck von Weib und Kind kommt, der iſt auch nicht in der Verfaſſung, ſich gleich als Scheibe hinzuſtellen. Unſere Leute haben ja guten Willen, aber die drüben ſind verzweifelte Menſchen. Und deswegen laſſen Sie uns ruhig hinten herum gehen; wenn wir ſie überraſchen, gibt's weniger Blutvergießen, und das iſt doch auch eine Hauptſache. Gewehre bringe ich nicht, nur einen Säbel für Sie."

Schweigend ſetzte ſich der Haufe in Bewegung, der Schloſſer führte. „Unſere Schützen haben ſich im Hauſe des Hauptmanns verſammelt," ſagte er, „dorthin können wir durch die Gärten, ohne daß die am Thor uns gewahr werden." Durch Gemüſegärten zogen ſie vorwärts, einige Male mußte der ganze Haufe über niedrige Zäune klettern, dann kreuzten ſie ſchnell den Weg, der um die Stadtmauer herum führte, überſchritten auf einigen Bretern den Bach und drangen durch eine Mauerpforte, welche ſie in den Hofraum eines Gerbers führte.

„Hier warten Sie," rieth der Schloſſer mit einiger Unruhe. „Der Gerber iſt einer von uns Schützen, aus der Hausthür tritt man auf dieſelbe Hintergaſſe, in welcher der

Eingang zu Löwenbergs Hofraum iſt. Ich gehe zum Hauptmann melden, wir holen Sie ab.“

Nur wenige Minuten ſtanden die Landleute unter den Haufen Lohe, als der Förſter, der als Wache in der Hausthür ſtand, den Anmarſch der Schützen meldete. Auf der Hintergaſſe ſtießen die beiden Haufen zuſammen, nur kurze Begrüßungen wurden ausgetauſcht. Der Hauptmann, ein wohlbeleibter Fleiſcher, forderte Anton auf, neben ihm zu gehen und ſeinen Zug den Schützen anzuſchließen. Schweigend rückten ſie an das Hinterthor von Löwenbergs Hauſe, das Thor war nicht verſchloſſen und nicht beſetzt, der Schloſſer ſah durch das Hintergebäude in den leeren Hofraum. Der Trupp hielt einen Augenblick an, der Förſter eilte zu den Führern. „Wir ſind mehr Leute, als in dem Hauſe nöthig ſind,“ ſprach er mit fliegender Eile. „Hier daneben iſt eine breite Quergaſſe, die auf den Markt führt. Geben Sie mir den Trommler, einen Zug Schützen und die Hälfte von den Landleuten, wir laufen bis auf den Markt und beſetzen mit Geſchrei die Oeffnung der Quergaſſe. Die auf dem Markt werden dadurch geſtört, ſie müſſen auf uns ſehen, unterdeß bringen Sie ein und nehmen die ganze Bande gefangen. Sobald ich trommeln laſſe, ſpringt der Herr Hauptmann mit dem Hauptcorps durch den Hof in das Vorderhaus, die Thür halten Sie beſetzt.“

„Mir iſt's recht,“ ſagte der dicke Hauptmann erhitzt und in der Anfregung, welche vor einem Angriff auch dem beherzten Mann die Bruſt beengt. „Nur vorwärts fort!“

Der Förſter raffte ſechs Schützen zuſammen, winkte dem Schulz und einem Haufen der Landleute, und zog ſich mit dem Haufen ohne großes Geräuſch in die offene Seitengaſſe. Auch Anton fühlte das Blut an ſeine Schläfe hämmern in der Erwartung der nächſten Augenblicke. Endlich hörte man Trommelwirbel, gleich darauf ein lautes Hurrah. Wie Löwen ſprangen die Bürger durch den Hof, der Hauptmann voran ſeinen Säbel ſchwingend, neben ihm Anton. So drangen ſie

in den Hausflur, bevor Jemand auf sie achtete. Alles im Hause war an die Fenster und an die Thür gestürzt.

„Hurrah," rief der Hauptmann, „wir haben sie," und ergriff in dem Hausflur einen der Herren im Genick. „Keiner soll entrinnen. Schließt die Thür!" schrie er und hielt sein Opfer am Kragen fest, wie eine Kuh bei den Hörnern. Durch die Kraft von zehn Leibern wurde die Hausthür von innen zugedrückt und verschlossen, so daß die Eifrigen auch die Feinde, welche in der Thür standen, hinaus drängten. Darauf stürzten die Schützen in die Stube, ein Theil nach dem obern Stock. Wer von Herren in der Stube war, sprang zum Fenster hinaus. So kam es, daß die Bürger in der Weinstube nichts ergriffen als eine Namenliste, einen Haufen zusammengebundener Sensen, und in der Ecke ein halbes Dutzend Gewehre, welche den Edelleuten gehörten. Der Schlosser faßte sogleich die Gewehre und rannte mit Anton und einigen Anderen, die er anrief, wieder hinten zum Hause hinaus in die Quergasse zu dem Zuge, den der Förster führte. Sie fanden den Zug in bedenklicher Lage. Er war muthig hinter dem Förster vorwärts gestürmt bis an den Ausgang der Gasse. Die Trommel und das Hurrah, und gleich darauf der feindliche Angriff im Hause hatten die Gegner in Verwirrung gebracht. Die Sensenmänner waren von dem Hause weggeeilt, sie standen in ungeordneten Haufen mitten auf dem Markte, der Mann in der Schärpe, selbst ohne Gewehr, war beschäftigt, die Unbehilflichen aufzustellen. Dagegen war der Trupp mit Gewehren, Oekonomen, Jäger und einige junge Herren, den Anrückenden kühn entgegenmarschirt und hatte Front gegen sie gemacht. Vor der bewaffneten Schaar stutzten die Bürgerschützen und drängten an den Ausgang der Gasse zurück, der Förster stand allein mitten zwischen den feindlichen Parteien. In dieser Verlegenheit fing der Trommler wieder an aus Leibeskräften zu trommeln, die Polen hielten ihre Gewehre an die Backen, der Förster commandirte ebenfalls: „Legt an!" und beide Haufen blieben im Anschlage vor ein-

ander ſtehen, Jeder auf Augenblicke zurückgehalten durch die Scheu vor den furchtbaren Folgen, welche das erſte Commando haben würde. Da drang der Schloſſer mit ſeinen Begleitern vor, die Gewehre wurden blitzſchnell den Männern, welche darnach griffen, in die Hand gegeben, Anton und der tapfere Schloſſer ſprangen in die erſte Reihe der Bürgerſchützen. Ein blutiger Kampf auf dem Pflaſter ſchien unvermeidlich.

In dieſem Augenblick erſcholl aus dem Fenſter der Weinſtube die Stimme des Hauptmanns laut über den Marktplatz: „Mitbürger, wir haben ſie. Hier iſt der Gefangene. Es iſt der Herr von Tarow ſelber!“ Alles ſetzte die Gewehre ab und hörte nach der Stimme. Der Hauptmann hielt den Kopf des Gefangenen zum Fenſter hinaus, der, in ſein Schickſal ergeben, keinen Verſuch machte, ſich aus der unbequemen Lage zu befreien. „Und jetzt hört auf meine Worte. Alle Fenſter dieſes Hauſes ſind beſetzt, alle Straßen ſind beſetzt, wie dort auf dieſer Seite zu ſehen; ſobald ich einen Finger hebe, werdet ihr Leute alle zu Grund und Boden geſchoſſen.“

„Hurrah, Hauptmann,“ rief eine Stimme gerade gegenüber von den mittlern Häuſern des Marktes, und der Kaufmann, welcher dort wohnte, ſteckte ſeine Entenflinte zum Fenſter des erſten Stocks hinaus, neben ihm der Apotheker und der Poſtmeiſter, die Pächter der ſtädtiſchen Jagd.

„Guten Morgen, meine Herren,“ rief der Fleiſcher erfreut hinüber, denn eine kühne Sicherheit war auf ihn gekommen. „Ihr ſeht, Leute,“ fuhr er fort, „daß jeder Widerſtand nutzlos iſt, werft eure Senſen weg, oder ihr ſeid ſämmtlich Kinder des Todes.“ Eine Anzahl Senſen klirrte auf das Pflaſter.

„Und ihr, ihr Herren Jäger,“ fuhr der Hauptmann fort, „ſollt freien Abzug haben, wenn ihr eure Gewehre abgebt, denn wenn nur Einer von euch noch ein Geſicht ſchneidet, ſo ſoll dieſes Mannes Blut über euer Haupt kommen.“ Dabei ergriff er den Kopf des Tarowski, hielt ihn wieder zum Fenſter hinaus und zog ein großes Schlachtmeſſer aus ſeiner Uniform.

Er warf die Scheide auf die Straße und ſchwenkte das Meſſer ſo fürchterlich um das Haupt des Gefangenen, daß der brave Fleiſcher in dieſem Augenblicke wahrhaft gräßlich und wie ein Kannibale ausſah.

Da rief der Förſter begeiſtert: „Hurrah, wir haben ſie, vorwärts, marſch!“ Der Trommler fing an zu trommeln, und im Sturm drangen die Deutſchen vor. Auch die Schützen warfen ſich aus dem Hauſe hervor auf die Treppe und die Straße. Der Haufe der polniſchen Flintenträger gerieth in Unordnung, einige der Beherzten ſchoſſen ihre Gewehre ab, auch aus den Reihen der Angreifer fielen einzelne Schüſſe. Die übrigen Senſen fielen zuſammen und die Senſenmänner zerſtreuten ſich zuerſt in wilder Flucht, gleich darauf flohen die mit den Gewehren. Die Deutſchen ſtürmten ihnen nach, noch einige Schüſſe wurden abgefeuert, die Flüchtigen wurden rund um den Markt gejagt, Einzelne verſteckten ſich in den Häuſern, Andere liefen zum Stadtthor hinaus. Der Trommler ſchritt um den ganzen Marktplatz und ſchlug Alarm. Von allen Seiten kamen jetzt bewaffnete Bürger herzugerannt, auch die ſäumigen Schützen erſchienen einer nach dem andern. Der Hauptmann übergab ſeinen Gefangenen einigen handfeſten Leuten und rief, die Glückwünſche ſeiner Freunde mit der Hand abwehrend: „Der Dienſt vor Allem, meine Herren! Das Nöthigſte iſt, daß wir die Thore ſchließen und beſetzen. Wo iſt der Hauptmann unſerer Bundesgenoſſen?“

Anton trat herzu. „Herr Kamerad,“ ſagte der wackere Fleiſcher ſalutirend, „ich denke, wir ſammeln unſere Leute, wir halten eine Muſterung und theilen die Wachen ein.“

Die einzelnen Corps ſtellten ſich auf dem Markte auf, zuerſt die Schützen, daneben unter Anführung des Förſters die Landleute, auf der andern Seite eine Schaar Freiwilliger, die ſich fortwährend vergrößerte. Es war eine lange Reihe, und mit Stolz ſahen die von Rosmin, wie ſtark ſie waren. Der Hauptmann ließ ſchwenken und in Zügen vorbeimarſchiren.

Darauf wurde der Wachtdienst eingetheilt, die Thore besetzt und Ehrenwachen vor die Aemter gestellt, halb Bürger, halb Landleute. Die heruntergerissenen Wappen wurden gesäubert, einige Frauenhände trugen aus den Gärten der Stadt die ersten Blumen zusammen und schmückten die Wappenbilder mit Kränzen und Gewinden. In feierlichem Zuge wurden sie an das Steueramt und die Post getragen, die ganze Mannschaft marschirte auf, präsentirte das Gewehr, und der Hauptmann brachte eine Anzahl patriotischer Hochs aus, welche von vielen hundert Kehlen nachgerufen wurden. Anton stand zur Seite, und als er die Frühlingsblumen auf dem Wappen sah, fiel ihm auf's Herz, wie er heut Morgen gezweifelt hatte, ob er in diesem Jahre welche erblicken werde. Jetzt glänzten ihre Farben so lustig auf dem Schildzeichen seines Vaterlandes. Aber was hatte er seit dem Morgen erlebt!

Aus seinem Sinnen wurde er durch den Hauptmann geweckt, der ihn auf das Rathhaus in den Ausschuß einlud, welcher sich für die Sicherheit der Stadt gebildet hatte. So sah er sich auf einmal in der Rathsstube vor dem grünen Tisch mitten unter fremden Männern, als einer der ihrigen. Bald hatte er eine Feder in der Hand und schrieb einen Bericht über die Ereignisse des Tages an die Behörde. Der Ausschuß entwickelte große Thätigkeit, Boten wurden an das nächste Militärcommando abgesandt, die Häuser Verdächtiger wurden nach Flüchtlingen durchsucht, für die Landleute, welche sich bereit erklärt hatten, bis zum Abend in der Stadt zu bleiben, wurde durch freiwillige Beiträge der Bürger Speise und Trank besorgt, Streifwachen wurden nach allen Richtungen ausgeschickt, einzelne Gefangene verhört und die Nachrichten, welche jetzt aus der Nachbarschaft einliefen, gesammelt. Von allen Seiten kamen Meldungen. Aus mehren Dörfern waren polnische Banden auf dem Wege zur Stadt, in dem Nachbarkreise war in ähnlicher Weise ein Aufstand versucht worden, und dort war er geglückt, die Stadt war in den Händen der

polnischen Jugend, die Flüchtlinge erzählten von Plünderung, von Fanalen, welche durch das ganze Land brannten, von einem allgemeinen Aufstande der Polen und von dem Gemetzel, das sie unter den Deutschen anfangen wollten. Die Gesichter der von Rosmin wurden länger, die Siegesfreude, welche durch einige Stunden in dem Rathhaussaal geherrscht hatte, wich der Sorge um eine gefahrvolle Zukunft. Einige sprachen davon, daß die Stadt sich mit dem gefangenen Herrn von Tarow verständigen müsse, weil man der Bürger selbst nicht sicher sei, viele polnisch Gesinnte säßen innerhalb der Mauern, auch feindliche Gewehre wären noch versteckt. Doch wurden die Furchtsamen durch den kriegerischen Muth der Mehrheit überstimmt. Es ward beschlossen, die Nacht über in Waffen zu bleiben und die Stadt gegen fremde Banden zu halten, bis Militär einrücke.

So kam der Abend heran. Da verließ Anton, beunruhigt durch die zahlreichen Gerüchte von Plünderungen auf dem offenen Lande, den Sitzungssaal des Rathhauses und schickte den Schulz aus, um die Deutschen aus ihrer Gegend zum gemeinschaftlichen Abmarsch zu sammeln. Zwischen dem Schützenhauptmann und dem Schlosser schritt er unter dem Geraffel der Trommel und einem dreimaligen Hoch der Bürgerschützen mit seinen Leuten durch das Thor bis zu den letzten Häusern der Vorstadt. Dort an der hölzernen Brücke, welche über den Bach führt, nahmen die Städter und die vom Lande brüderlich Abschied.

„Ihr Wagen ist der letzte, der heute hinüber soll," sagte der Schlosser; „wir brechen hinter Ihnen die Bohlen von der Brücke und stellen einen Posten daneben." Der Hauptmann zog seinen Hut und sagte: „Im Namen der Stadt und einer löblichen Bürgerschützencompagnie bedanke ich mich für die freundliche Hilfe bei euch allen. Wenn eine schwere Zeit kommt, wie wir alle fürchten, so wollen wir Deutsche immer zusammenhalten."

„Das Wort ſoll gelten," rief der Schulz, und die Landleute riefen es nach.

So zogen die Landleute hinaus auf die dunkle Ebene. Anton ließ ſeinen Wagen langſam nachfahren und ging mit dem Haufen zu Fuß. Der Förſter zog einige junge Burſchen, welche die erbeuteten Gewehre trugen, aus dem Trupp und formirte ſie zu einer Art Vortrab. Der Schmied von Kunau, der jeden Mann aus dem Kreiſe kannte, ſtellte das vor, was der Förſter die Spitze nannte. Alle Gebüſche und unſicheren Stellen wurden ſorgſam abgeſucht, einzelne Leute, die ihnen aufſtießen, wurden angehalten und ausgefragt. Sie hörten vieles Gefährliche, fanden aber ihren Weg durch keinen Haufen verlegt. So ſchritten die Männer im ernſten Geſpräch vorwärts. Alle fühlten ſich gehoben durch ihr Thun an dieſem Tage, aber keiner verbarg ſich, daß dies erſt der Anfang ſei, und daß noch Schweres nachfolgen werde. „Wie ſollen wir vom Lande die Zeit ertragen?" ſagte der Schulz; „die in der Stadt haben ihre Mauern und wohnen dicht an einander, wir aber ſind der Rachgier jedes Böſewichts ausgeſetzt, und wenn ein halbes Dutzend Landſtreicher mit Flinten in das Dorf kommt, ſo ſind wir geliefert."

„Es iſt wahr," ſagte Anton, „vor den großen Schaaren können wir uns nicht hüten, und der Einzelne muß in ſolcher Zeit ertragen, was der Krieg ihm auferlegt, aber die großen Haufen, welche unter dem Commando von feſten Befehlshabern ſtehen, ſind für uns auch nicht das Schlimmſte. Das Aergſte ſind die Banden von ſchlechtem Geſindel, die ſich zuſammenrotten, die Brandſtifter und Plünderer, und gegen ſolche müſſen wir uns von heut ab zu vertheidigen ſuchen. Haltet euch morgen zu Hauſe, ihr von Neudorf und Kunau, und beſchickt mit euren Boten die andern Deutſchen in der Nähe, welche zu uns halten. Morgen bei guter Zeit komme ich zu euch hinüber, dort laßt uns berathen, ob wir etwas thun können für unſere Sicherheit."

So kamen die Männer an den Kreuzweg, wo der Weg nach dem Schloſſe abgeht durch den herrſchaftlichen Wald. Anton ſtand mit dem Schulzen und dem Schmied noch eine Weile in Berathung zuſammen, dann grüßten ſich die Drei wie alte Freunde, und jeder Hauſe eilte nach ſeinem Dorfe.

Anton beſtieg ſeinen Wagen und nahm den Förſter mit ſich, damit dieſer zur Nacht das Schloß bewachen helfe. Mitten im Walde wurden ſie durch ein lautes „Halt! wer da?“ angerufen.

„Karl!“ rief Anton erfreut. „Hurrah, hurrah, er lebt!“ ſchrie Karl außer ſich vor Freude und ſprengte an den Wagen. „Sind Sie auch unverwundet?“

„Ich bin es,“ erwiederte Anton, „wie ſteht's auf dem Schloſſe?“

Jetzt begann ein ſchnelles Erzählen. „Daß ich nicht dabei war!“ klagte Karl einmal um das andere.

Als ſie beim Schloß vorfuhren, flog eine helle Geſtalt auf den Wagen zu. „Fräulein Lenore!“ grüßte Anton herunterſpringend.

„Lieber Wohlfart!“ rief Lenore und faßte ſeine beiden Hände. Sie legte ſich einen Augenblick auf ſeine Schulter, und die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Anton hielt ihre Hand feſt und ſagte, indem er ihr mit zärtlicher Theilnahme in die Augen ſah: „Es kommt eine ſchreckliche Zeit, ich habe den ganzen Tag an Sie gedacht.“

„Da wir Sie wieder haben,“ verſetzte Lenore, „will ich Alles ruhig anhören; kommen Sie ſchnell zum Vater, er vergeht vor Ungeduld.“ Sie zog ihn die Treppe hinauf.

Der Freiherr öffnete die Thür und rief Anton auf den Gang entgegen: „Was bringen Sie?“

„Krieg, Herr Freiherr,“ antwortete Anton ernſt; „den häßlichſten aller Kämpfe habe ich geſehen, blutigen Krieg zwiſchen Nachbar und Nachbar. Das Land iſt im Aufſtand.“

Fünftes Buch.

1.

Die Güter des Freiherrn lagen in einer Ecke des Rosminer Kreises; nördlich hinter dem Walde das deutsche Bauerdorf Neudorf, und weiter ab im Osten Kunau. Durch einen breiten Strich Sand und Haideland waren diese Orte von polnischen Gütern getrennt, unter denen die des Herrn von Tarowski die nächsten waren. Im Westen und Süden des Gutes grenzten Kreise mit gemischter Bevölkerung, die Deutschen waren dort stark, reiche Grundherren und große Bauerdörfer saßen unter den Slaven. Im Norden hinter Neudorf und Kunau war ein polnischer Strich, viele kleine Rittergüter, zum Theil tief verschuldet, mit heruntergekommenen Familien.

„Von dort droht uns die größte Gefahr," sagte der Freiherr am Morgen nach dem Markttage zu Anton. „Die Bauerdörfer sind unsere natürlichen Feldwachen. Wenn Sie die Dorfleute dazu bringen, einen regelmäßigen Wachtdienst einzurichten, so müßten ihre Wachen die Kreisgrenze im Norden besetzen, wir würden dann versuchen, eine feste Verbindung mit ihnen zu unterhalten. Vergessen Sie die Fanale und Alarmhäuser nicht. Da Sie mit den Bauern schon so kameradschaftlich verkehrt haben, so werden Sie das am besten besorgen. Mir lassen Sie anspannen. Ich will in den nächsten Kreis fahren und versuchen, uns mit den Gutsbesitzern dort in eben solche Verbindung zu setzen. Den jungen Sturm nehme ich mit."

So ritt Anton nach Neudorf. Dorthin waren in der Nacht neue Unglücksbotschaften gekommen. Einige deutsche Dörfer waren von bewaffneten Banden besetzt, die Häuser nach Waffen

durchſucht, junge Leute mitgeſchleppt worden. Niemand arbeitete auf dem Felde, die Männer ſaßen in der Schenke oder ſtanden vor dem Hauſe des Schulzen, rathlos, jede Stunde einen Ueberfall erwartend. Antons Pferd wurde ſogleich von einem dichten Haufen umdrängt; als der Schulz die Männer in die Gemeindeſtube rufen ließ, war nach wenig Augenblicken die Gemeinde vollzählig verſammelt. Anton ſetzte ihr auseinander, was geſchehen könne, ihr Dorf vor dem Schrecken eines plötzlichen Ueberfalls zu ſchützen: Einrichtung einer Bauerwehr, regelmäßige Wachen an den Dorfwegen längs der Grenze, Lärmſtangen, Patrouillen, ein Alarmhaus im Dorfe, und Vorſichtsmaßregeln ähnlicher Natur, wie der Freiherr ſie ihm angegeben hatte. „Ihr werdet dadurch," fuhr er fort, „unſere, der Nachbarn, Hilfe in kurzer Zeit herbeirufen, ihr werdet im Stande ſein, euch gegen einen ſchwächern Feind gemeinſchaftlich zu vertheidigen, gegen einen ſtärkern ſchnell die Hilfe des Militärs herbeizurufen. Ihr werdet eure Weiber und Kinder, was euch von eurem Hausrath am liebſten iſt, vielleicht auch euer Vieh vor Plünderung und Mißhandlung retten. Es wird keine kleine Beſchwerde für euch ſein, die Wachen bei Tag und Nacht zu ſtellen, aber euer Dorf iſt groß. Vielleicht wird die Einrichtung in kurzer Zeit durch die Behörde befohlen, es iſt ſichrer für uns alle, wenn wir nicht darauf warten. Wir können ſchon in den nächſten Tagen wehrhaft ſein."

Seine eindringlichen Vorſtellungen und das Anſehn des verſtändigen Schulzen brachten die Gemeinde zu einem einmüthigen Beſchluß. Mit dem Schulzen und einigen vom Ortsvorſtande beritt er die Grenzen und beſtimmte die Punkte für Wachen und Alarmzeichen. Unterdeß entwarf der Schulmeiſter das Regiſter der Bauerwehr, verzeichnete die, welche zu Pferde, und die, welche zu Fuß Dienſt thun konnten, und ließ ſich angeben, was von Waffen im Dorfe war. Manche erklärten ſich bereit, ein Gewehr zu kaufen. Die jungen Leute des

Dorfes faßten die Sache mit Eifer an, die Hausfrauen packten vorſorglich in Kiſten und Bündeln das Werthvollſte ihrer Habe zuſammen. Von Neudorf fuhr Anton mit den Häuptern der Gemeinde hinüber nach Kunau; auch dort fand er guten Willen, ähnliche Einrichtungen wurden verabredet, und zuletzt beſprochen, daß die jungen Leute aus beiden Dörfern jeden Sonntag Nachmittag auf das Gut des Freiherrn ziehen ſollten, um dort in Gemeinſchaft zu exerciren.

Als Anton nach dem Schloß zurückkehrte, wurden die Vertheidigungsmittel des Gutes erwogen. Ein kriegeriſches Feuer entbrannte in der deutſchen Colonie. Jeder wurde davon ergriffen, auch die Friedfertigſten, der Schäfer und ſein Hund Krambow, welcher durch nächtlichen Vorpoſtendienſt und Patrouillen in einen Zorn gegen fremde Waden gerieth, den er ſonſt an ſeinem jüngern Gefährten oft beknurrt hatte. Aller Gedanken waren auf gefährliche Werkzeuge gerichtet, was das Gut von Mordwaffen beſaß, wurde hervorgeſucht. Ach, die Geſinnung war vortrefflich, aber die Schaar war klein, es fehlte an dienſtthuender Mannſchaft. Dagegen war der Stab ausgezeichnet. Da war zuerſt der Freiherr ſelbſt, zwar Invalide, aber für alle Theorie ſchätzbar, dann Karl und der Förſter, als Führer der Reiter und des Fußvolks, und Anton, nicht zu verachten in der Intendantur und im Feſtungsbau.

Der Freiherr verließ jetzt täglich ſein Zimmer, um in der Mittagſtunde Kriegsrath zu halten, er beſprach die Einübung der Bauerwehr, er hörte Berichte über die Bewegungen der Umgegend an und ſandte Boten nach den deutſchen Kreiſen. Ein Schimmer von militäriſchem Stolz glänzte auf ſeinem Geſicht, er ſchalt gutmüthig die Angſt ſeiner Gemahlin, ſprach ermunternde Worte zu den Deutſchen, welche ihm nahe kamen, und drohte allen Uebelgeſinnten im Dorf, ſie ſofort bis auf Weiteres einzuſtecken und auf Waſſer und Brot zu ſetzen. Dem ganzen Hof war es beweglich anzuſehen, als der blinde Herr hoch aufgerichtet mit einer Muskete in der Hand daſtand.

um dem Förſter einige Griffe zu zeigen, und dann das Ohr auf ihn zu hielt, um aus dem Anſchlag der Hand zu erkennen, ob der Andere ihn recht verſtanden. Auch Anton heftete eine Cocarde auf die Mütze, und ſeine Rede erhielt einen Anflug von militäriſcher Strenge; er trug ſeit dem Tage von Rosmin ungeheure Waſſerſtiefeln, und ſein Tritt fiel ſchwer auf die Stufen der Treppe. Er ſelbſt würde über ſich gelacht haben, wenn man ihn gefragt hätte, zu welchem Zweck er die Erhebung des Gemüths an den Beinen ausdrücke. Aber es frug ihn Niemand, Jeder erkannte, daß ſo etwas nothwendig war. Und vollends Karl! Er zeigte ſich nicht anders als in den Ueberreſten ſeiner Extrauniform, die er ſorgfältig aufgehoben hatte, in Mütze, Schnurrock und einem alten Soldatenmantel. Er kräuſelte ſeinen Schnurrbart und pfiff den ganzen Tag ſeine Soldatenlieder. Da von den zuchtloſen Menſchen des eigenen Dorfes am meiſten zu fürchten war, ſo lud er Alle, welche gedient hatten, in der Schenke zuſammen und hielt ihnen mit Hilfe des Förſters, der als Hexenmeiſter in großem Anſehen ſtand, eine mächtige Rede in Kalpak und Dolman, den Säbel an der Seite; er behandelte ſie als Kameraden, ſchlug auf den Säbel und rief: „Wir vom Militär wollen hier unter den Bauern Ordnung halten.“ Dann ließ er einige Quart Branntwein aufſetzen und ſang mit ihnen leidenſchaftliche Kriegslieder. Zuletzt theilte er neue Cocarden aus und nahm ſie als Landsknechte der Gutswehr in Pflicht. So befeſtigte er die rührigſten Leute wenigſtens für einige Zeit und erfuhr durch ſie, was von Verſchwörungsgedanken in der Schenke zu Tage kam.

Als am Tage darauf die Streitkraft des Gutes vor dem Schloſſe gemuſtert wurde, ſahen die Männer erſtaunt einander an. Sie alle waren durch die letzten Tage umgewandelt. Der Herr Rentmeiſter ſah aus wie ein wilder Mann, der aus einem fremden Sumpflande heranzieht, wo er tagtäglich bis an die Hüften im Waſſer watet. Und die vom neuen Vor-

werk kamen angezogen wie Geister aus einer untergegangenen Zeit. Der Förster mit seinem kurzgeschorenen Haar und dem langen Bart, in einem ausgewetterten Rock, mit dem finstern Gesicht voll Runzeln und seinen buschigen Augenbrauen glich einem alten Söldling aus Wallensteins Heer, der zweihundert Jahr im tiefen Walde geschlafen hat und jetzt wieder in die Welt schreitet, weil Unheil und Greuel mächtig werden. Und wenn verzweifelte Gedanken und trotziger Haß gegen den Feind zu einem Wallensteiner machen konnten, so war er auch, was er schien. Wie ein frommer Hussit marschirte der Schäfer neben ihm. Die breite Krempe des runden Hutes hing ihm bis auf den Rücken herunter, ein brauner Ledergurt umschlang seinen Leib, in der Hand hielt er einen Hakenstock, an den er eine glänzende Eisenspitze geheftet hatte. Sein phlegmatisches Gesicht und der sinnende Ausdruck seiner Augen machten ihn dem Waldmann so ähnlich als möglich.

Alles in Allem war die bewaffnete Mannschaft des Gutes nicht stärker als zwanzig Mann. Bei dieser kleinen Zahl brauchbarer Leute war es schwer, einen Wachtdienst im Schloß und im Dorfe einzurichten. Jedem Einzelnen mußten die größten Anstrengungen zugemuthet werden; indeß Niemand klagte darüber, Alle, auch die Gedienten aus dem Dorfe, waren zu jeder Art von kriegerischem Werk bereit.

Nachdem die Männer zusammengebracht waren, dachte man an die Sicherung des Schlosses. Um die Hinterseite des großen Gebäudes vor nächtlichem Einbruch zu schützen, ließ Anton einen Zaun aus starken Bohlen von einem Flügel bis zum andern ziehn. So wurde ein ziemlich großer Hofraum eingeschlossen und darin an die Mauer des Hauses ein offener Schoppen angelehnt, wo Flüchtlinge oder die Pferde der Einquartierung im Nothfall auf kurze Zeit ein Obdach finden konnten. Da der Unterstock des Hauses sich hoch über den Boden erhob, die Fenster desselben durch starke Holzverschläge geschützt waren, und da alle Eingänge des Hauses in dem

neuen Hofraum lagen, so war der Zugang für Unberufene so viel als möglich erschwert. Der Schloßbrunnen lag außerhalb des eingezäunten Hofes, mitten zwischen dem Wirthschaftshofe und dem Schlosse, deshalb wurde ein großer Wasserbottich in das Schloß gestellt und alle Morgen neu gefüllt.

Auch von Rosmin kam Nachricht. Der Schlosser erschien nach einigen Tagen auf wiederholte Bitten, um die Thüren in der Thurmhalle und im Hofzaun zu beschlagen und mit starken Riegeln zu versehen. Er brachte kriegerische Grüße von dem Bürgerhauptmann und die Nachricht, daß ein Commando Infanterie in die Stadt eingerückt sei. „Es sind der Soldaten nur wenige," sagte er, „und auch wir Schützen haben schweren Dienst."

„Und was habt ihr mit eurem Gefangenen gemacht?" frug Anton.

Der Schlosser fuhr sich hinter das Ohr und rückte seine Mütze, als er kleinlaut antwortete: „Also, Sie wissen noch nichts? Gleich in der ersten Nacht kam eine Botschaft von den Feinden: wenn wir ihnen nicht den Edelmann auf der Stelle wieder herausgäben, würden sie mit voller Macht anrücken und unsere Scheuern abbrennen. Ich sprach dagegen, und unser Hauptmann auch, aber wer eine Scheuer hatte, fing an zu lamentiren, und so kam's, daß sich die Stadt mit dem von Tarow verglichen hat. Er mußte sein Wort geben, daß er mit seinen Leuten nichts weiter gegen die Stadt unternehmen wollte; darauf haben wir ihn über die Brücke geführt und losgelassen."

„So ist er frei, der falsche Mann!" rief Anton entrüstet.

„Freilich," sagte der Schlosser, „er sitzt wieder auf seinem Gut und hat einen Haufen junger Herren um sich. Sie reiten mit ihren Cocarden über die Felder, gerade wie vorher. Der Tarowski ist ein schlauer Mann, der schließt Ihnen mit einem Federbart jedes Schloß auf, er wird mit allen Leuten fertig. Dem ist nichts anzuhaben."

Natürlich litt die Wirthschaft unter solchen Rüstungen. Zwar hielt Anton mit Strenge darauf, daß wenigstens das Nothwendigste gethan wurde, aber auch er fühlte, daß eine Zeit gekommen war, wo die Sorge um das eigene Wohl und Wehe schwindet über der Angst um das Größte, das der Mensch auf Erden besitzt. Die Gerüchte, welche jeden Tag drohender wurden, erhielten ihn und seine Umgebung in einer fortwährenden Aufregung und brachten zuletzt einen Zustand hervor, in dem der Seele die fieberhafte Spannung Gewohnheit ist. Man sah mit einer wilden Gleichgültigkeit in die Zukunft und ertrug das Unbehagen des Tages als etwas Natürliches.

Mehr aber, als die Männer des Gutes alle zusammen, wurde Lenore von dem allgemeinen Fieber ergriffen. Seit jenem Tage, wo sie den abwesenden Anton erwartet hatte, begann für sie ein neues Leben. Die Mutter trauerte und wollte verzweifeln über eine solche Zeit, das junge Herz der Tochter schlug kräftig dem Sturm entgegen, und die Aufregung wurde ihr ein wilder Genuß, dem sie sich leidenschaftlich hingab. Sie war den ganzen Tag im Freien, im rauhesten Wetter lief sie in ihren Halbstiefelchen zwischen dem Schloß und Wirthschaftshof auf und ab, als Adjutant des Vaters oder als Parteigänger auf eigene Faust. An der Thür der Schenke wurde sie in dieser Zeit so oft gesehen, wie der ärgste Schlemmer des Dorfes, denn täglich hatte sie von dem Wirth und seiner Frau etwas zu hören. Seit Karl den Husarenrock trug, behandelte sie ihn mit kameradschaftlicher Vertraulichkeit, und wenn er mit dem Förster verhandelte, so beugte auch Lenorens Haupt sich zur geheimen Berathung. Manche Stunde saßen die Drei im Kriegsrath zusammen, in Karls Stube oder auf dem Hofe; mit Achtung hörten die Männer auf den muthigen Rath des Fräuleins und verfehlten nicht, ihre Ansicht zu erbitten, ob es rathsam sei, dem Ignaz, Gottlieb oder Blasius

aus dem Dorfe ein Gewehr anzuvertrauen. Vergebens bat und ſchalt die Baronin die kriegsluſtige Tochter, vergebens verſuchte auch Anton ihr zu wehren. Denn ſo ſehr Anton ſelbſt im Eifer war, ſo wenig gefiel ihm dieſelbe Stimmung am Fräulein. Wieder erſchien ſie ihm zu dreiſt und heftig, und er deutete ihr das an; dann ſchmollte ſie ein wenig und ſuchte ihr kriegeriſches Intereſſe vor ihm zu verbergen, aber ſie änderte ſich deshalb nicht. Sie wäre ſo gern mit ihm nach Neudorf und Kunau gegangen, um auch bei den Nachbarn Krieg zu ſpielen, aber Anton, ſonſt über ihre Begleitung ſo glücklich, proteſtirte jetzt eifrig dagegen, und das Fräulein mußte auf ſeine Bitten am Ende des Dorfes umkehren.

An dem Tage, wo die erſte Uebung der Gutswehr ſein ſollte, kam Lenore mit einer Mütze und einem leichten Säbel aus dem Schloſſe, zog ihren Pony aus dem Stall und ſagte zu Anton: „Ich reite mit.“

„Thun Sie das nicht, Fräulein.“

„Ich will aber,“ entgegnete Lenore trotzig, „es fehlt Ihnen an Leuten, ich kann ſo gut Dienſt thun, wie ein Mann.“

„Aber liebes Fräulein,“ bat Anton weiter, „es iſt ſo auffallend.“

„Es iſt mir gleichgültig, ob es Jemandem auffällt,“ ſagte Lenore. „Ich bin ſtark, ich halte etwas aus, ich will nicht müde werden.“

„Aber vor den Knechten,“ ſtellte Anton vor; „Sie vergeben ſich etwas vor den Leuten.“

„Das iſt meine Sorge,“ erwiederte Lenore hartnäckig, „widerſprechen Sie nicht, ich will es und damit gut.“

Anton zuckte die Achſeln und mußte ſich's gefallen laſſen. Lenore ritt neben Karl und machte die kriegeriſchen Bewegungen mit, ſo viel der Damenſattel das erlaubte, aber Anton ſah aus der Reihe des Fußvolks unzufrieden nach der hellen Geſtalt hinüber. Sie hatte ihm nie ſo wenig gefallen. Wenn ſie wild mit den Andern vorſprengte, ihr Pferd herumriß und

mit dem Säbel in die Luft ſchlug, wenn ihr helles Haar ſich im Winde löſte und ihr Auge vor Kampfluſt ſtrahlte, ſo war ſie hinreißend ſchön. Aber was Anton beim leichten Spiel entzückt hätte, das kam ihm jetzt, wo dieſe Uebungen bitterer Ernſt waren, ſehr unweiblich vor, er mußte an eine Kunſtreiterin denken. Einſt hatte gerade dieſe Aehnlichkeit ſein ganzes Herz gefangen genommen, heut erkältete ſie ihm die Seele. Und als die Uebung vorüber war, und Lenore mit heißen Wangen in ſeiner Nähe hielt, damit er ſie anrede, da ſchwieg er, und Lenore ſelbſt mußte an ihn heranreiten und ihn lachend fragen: „Sie ſehen ſo mürriſch aus, mein Herr, wiſſen Sie, daß Ihnen das gar nicht gut ſteht?“

„Es gefällt mir nicht, daß Sie ſo wild ſind,“ erwiederte Anton. Lenore wandte ſich ſchweigend ab, übergab das Pferd einem Knecht und ging ärgerlich nach dem Schloß zurück.

Seit der Zeit verzichtete ſie auf die Theilnahme an den Uebungen, aber ſie fehlte niemals, wenn die bewaffnete Macht ſich verſammelte; dann ſah ſie ſehnſüchtig von Weitem zu. Und wenn Anton nicht zugegen war, ſuchte ſie doch heimlich mit Karl auf die Nachbardörfer zu reiten, oder ſie beſichtigte wohl auch auf ihren Spaziergängen aus eigener Begeiſterung die Fanale, ſie ſtrich allein durch Feld und Wald, mit einem Taſchenterzerol bewaffnet, und war glücklich, wenn ſie einen Wanderer anhalten und ausfragen konnte.

Auch darüber machte ihr Anton Vorſtellungen. „Die Gegend iſt unſicher,“ ſagte er; „wie leicht, daß Ihnen ein Strauchdieb etwas zu Leide thut. Und iſt's kein Fremder, ſo ſind's vielleicht gar Leute aus dem Dorfe.“

„Ich fürchte mich nicht,“ ſagte dann Lenore, „und die Männer aus unſerm Dorfe thun mir nichts.“ Und in der That wußte ſie mit dieſen beſſer fertig zu werden, als Anton und irgend ein Anderer. Sie allein wurde von Jedem, auch von dem Roheſten, ehrerbietig in polniſcher Weiſe gegrüßt; ſo oft ihre hohe Geſtalt durch die Dorfgaſſe ſchritt, neigten ſich

die Männer herab bis an ihre Knie, und die Weiber liefen an die Fenſter und ſahen ihr bewundernd nach.

Sie erlebte die Freude, daß die Leute ſelbſt ihr in Antons Gegenwart das ſagten. An einem Sonntag Abend, während die Bauern in der Schenke tranken, ſaßen Karl, der Förſter und der Schäfer als Wachtpoſten im Wirthſchaftshofe; denn der Sonntag war für die im Schloſſe am gefährlichſten. Karl hatte im Amtmannshaus eine Stube für militäriſche Zwecke eingerichtet, einige Bund Stroh zum Schlafen, einen Tiſch, Bänke und Stühle hineingeſetzt. Heute trug Lenore mit eigner Hand eine Flaſche Rum und Citronen aus dem Schloß zu den Wächtern hinüber und gab dem Amtmann den Rath, daraus einen Kriegspunſch zu kochen. Der Schäfer und der Waldmenſch zogen beglückt über dieſe Aufmerkſamkeit den Mund von einem Ohr zum andern, Karl ſprang herbei, ſetzte dem Fräulein einen Stuhl zurecht, der Förſter begann ſogleich eine ſchreckliche Geſchichte von einer Räuberbande aus dem Nachbarkreis, und ſo machte ſich's von ſelbſt, daß Lenore ſich auf einige Minuten niederſetzte und ihre Anſichten über den Lauf der Welt mit den Getreuen austauſchte. Da trat, gerade als der Punſch fertig war und von dem Fräulein ſelbſt in zwei Gläſer und einen Topf gegoſſen wurde, auch Anton herein. Er kam ihr ungelegen, das war wieder nichts für ihn. Indeß, er ſchalt nicht, ſondern wandte ſich zur Thür und winkte einen Fremden aus dem Hausflur herein. Ein ſchlanker Bauerbuſch in blauem Rock mit hellen Wollſchnüren, eine Soldatenmütze in der Hand, die weiten Leinwandhoſen in die Stiefeln geſteckt, trat ſtolz in das Zimmer. Da fiel ſein Auge auf das Fräulein. Wie der Blitz fuhr er zu ihren Füßen, küßte ihr das Knie, und blieb dann mit geſenktem Haupt, die Mütze in der Hand, die Augen auf den Boden geheftet, vor ihr ſtehen. Karl trat zu ihm. „Nun, Blaſius, was Neues aus der Schenke?"

„O nichts," erwiederte der Burſch in dem melodiſchen

Tonfall, mit dem der Pole ſein gebrochenes Deutſch ſpricht, „Bauer ſitzt und trinkt und iſt luſtig.“

„Sind Fremde hier, iſt Jemand von Tarow gekommen?“

„Nichts,“ ſagte Blaſius. „Niemand iſt da, als dem Wirth ſeine Muhme iſt gekommen, das Judenmädel, die Rebekka.“ Dabei ſah er unverrückt Lenore an, als die Herrin, der er ſeine Meldung zu machen habe. Lenore trat zum Tiſch, goß ein Glas voll und reichte es dem Burſchen. Glückſelig nahm der ſchmucke Junge das Glas, wandte ſich zur Seite, trank ohne abzuſetzen aus, ſetzte das leere wieder auf den Tiſch und neigte ſich wieder auf Lenorens Knie, Alles mit einem Anſtand, um den ihn ein Prinz hätte beneiden können. „Sie dürfen keine Furcht haben,“ redete er in plötzlicher Begeiſterung das Fräulein an, „Keiner im Dorfe thut Ihnen was, wer ſich gegen Sie wagt, den ſchlagen wir tot.“

Lenore erröthete und ſagte, auf Anton ſehend: „Du weißt, ich fürchte mich nicht, am wenigſten vor euch,“ und der Amtmann verabſchiedete den Kundſchafter mit dem Auftrag, in einigen Stunden wiederzukommen.

Beim Herausgehen ſagte Lenore zu Anton: „Wie gut ſeine Haltung iſt!“

„Er war bei der Garde,“ erwiederte Anton, „und iſt nicht der Schlechteſte im Dorfe, aber ich bitte Sie doch, ſich nicht zu ſehr auf die Ritterlichkeit des ehrlichen Blaſius und ſeiner Freunde zu verlaſſen. Ich habe heut wieder den ganzen Nachmittag Sorge um Ihr Ausbleiben gehabt und habe Ihnen gegen Abend Ihr Mädchen auf den Weg nach Rosmin entgegengeſchickt. Denn ein erſchrockener Handwerksburſch kam auf das Schloß gelaufen und erzählte, er ſei auf dem Wege von einer bewaffneten Frau angehalten worden und habe ihr ſein Wanderbuch vorzeigen müſſen. Nach ſeiner Erzählung hatte die Frau einen ungeheuren Hund ſo groß wie eine Kuh hinter ſich; er klagte, ſie hätte ſchrecklich ausgeſehen. Der Mann war ganz außer ſich.“

„Es war ein Haſe," ſagte Lenore verächtlich. „Als er mich mit dem Pony ſah, lief er davon wie vom böſen Gewiſſen gejagt. Da rief ich ihm nach und drohte ihm mit meinem Taſchenpuffer."

Unter ſolchen Vorbereitungen erwarteten die vom Gute täglich den Ausbruch der Empörung auch auf ihrer Waldinſel. Unterdeß verbreitete ſich die Glut des Aufſtandes wie ein Waldbrand über die ganze Provinz. Wo die Polen dicht an einander ſaßen, ſchlug die helle Flamme zum Himmel, an den Rändern flackerte das Feuer bald hier, bald da, wie der Brand im grünen Holze. An mancher Stelle wurde gelöſcht, eine Zeit lang blieb Alles ſtill, dann loderte die Flamme plötzlich wieder auf.

An einem Sonntag-Nachmittag war große Uebung der verbündeten Dörfer. Mit ihren Fahnen kamen die von Neudorf und Kunau heran, das Fußvolk an der Spitze, die Burſchen zu Pferde hinterher, vom Schloßhofe zog die kleine Reihe der berittenen Knechte, von Karl geführt, ihnen entgegen, außerdem einige Mann zu Fuß, denen der Förſter als Generaliſſimus der drei Heerſchaaren voranmarſchirte. Auch Anton hatte ſich unter das Commando des Förſters geſtellt. Als Lenore ihn aus dem Hauſe treten ſah, befahl ſie den Pony zu ſatteln.

„Ich will zuſehen," ſagte ſie zu Anton.

„Aber nur zuſehen, gnädiges Fräulein," bat dieſer.

„Schulmeiſtern Sie nicht," rief ihm Lenore nach.

Am Rande des Waldes war der Exercirplatz. Der Förſter hatte ſich aus alten Erinnerungen und nach mehrfachen Berathungen mit dem Freiherrn ein Commando gebildet, welches ungefähr ausreichte, die Leute zu dem zu bringen, was er wollte, und Karl führte ſeine Schwadron mit einem Feuer, welches die Mängel in der Führung und in den Leiſtungen erſetzen mußte. An der Seite war ein Kugelfang aufgeworfen, und Karl hatte mit dem Reſt ſeiner Oelfarbe eine Scheibe gemalt,

auf welcher ein Drache mit drei Schwänzen und sechs Beinen zwar rothes Feuer spie, aber wenn man von dieser Familienunart absah, wieder durch die Gutmüthigkeit versöhnte, mit der er sein großes Herz den Schützen darbot. Es wurde eine Zeit lang marschirt, geschwenkt, abgebrochen und zuletzt geladen. Lustig knallten die blinden Schüsse in den Wald. Lenore sah den Uebungen von Weitem zu; endlich konnte sie der Lust nicht widerstehen, die Schwenkungen der Reiter mitzumachen, sie trabte an die Züge heran und sagte leise zu Karl: „Nur ein paar Augenblicke."

„Wenn's aber Herr Wohlfart sieht?" frug Karl ebenso.

„Er wird's nicht sehen," erwiederte Lenore lachend. So stellte sie sich mit dem kleinen Pferd in die Reihe. Die Burschen sahen neugierig auf die schlanke Gestalt, welche neben ihnen trabte und als Vedette vorritt, wie sie. Bei der Bewunderung, mit welcher sie nach dem Fräulein schauten, exercirten sie schlecht, und Karl hatte viel zu tadeln. „Das Fräulein macht's am besten!" rief in der Pause einer der Neudorfer, die Bewunderer schwenkten die Hüte und brachten ihr ein Hoch aus. Lenore verneigte sich und zwang den Pony zu einigen anmuthigen Beinbewegungen. Aber die Freude dauerte nicht lange, denn Anton kam über das Feld herüber und trat neben das Fräulein. „Es ist wirklich nicht gut," sagte er leise, im Ernst erzürnt über ihre kriegerische Thätigkeit, „Sie setzen sich einer dreisten Bemerkung aus, die gewiß nicht böse gemeint ist, die Sie aber doch verletzen würde. Hier ist kein Ort für Ihre Reitkunst."

„Sie gönnen mir auch keine Freude," erwiederte Lenore aufgebracht und warf den Pony zur Seite.

So tummelte sie ihr Pferd allein, ließ es in der Nähe eines großen Birnbaums Volten machen und grollte in der Stille mit Anton. „Wie unzart, daß er mir das sagt," dachte sie, „der Vater hat Recht, er ist sehr prosaisch. Damals, als ich ihn zuerst sah, war es auch auf dem Pony, da gefiel

ich ihm beſſer, damals waren wir beide Kinder, aber ſein Weſen war rückſichtsvoller.“ Der Gedanke ſchoß ihr durch die Seele, wie glänzend, ſchön und leicht das Leben früher geweſen war, und wie herb die Gegenwart. Und während ſie darüber träumte, ließ ſie das Pferd eine Achte nach der andern machen.

„Nicht übel — aber mehr Fauſt, Fräulein Lenore,“ rief eine ſonore Männerſtimme neben ihr. Erſchrocken ſah Lenore zur Seite. An dem Baume lehnte die ſchlanke Geſtalt eines fremden Mannes, die Arme übereinander geſchlagen, auf dem edel geformten Geſicht ein ſpöttiſches Lächeln. Der Fremde ſchritt langſam auf ſie zu und griff an ſeinen Hut. „Es wird dem alten Herrn ſauer,“ ſagte er, auf das Pferd weiſend. „Hoffe, Sie kennen mich noch.“

Lenore ſah ihm ſtarr ins Geſicht, wie einer Erſcheinung, und glitt endlich in ihrer Verwirrung vom Pferde herunter. Ein Bild aus alter Zeit trat ihr leibhaftig entgegen, das kühle Lächeln, die elegante Geſtalt, die nachläſſige Sicherheit dieſes Mannes gehörten auch zu der Vergangenheit, an die ſie eben gedacht hatte. „Herr von Fink,“ rief ſie verlegen; „wie wird ſich Wohlfart freuen Sie zu ſehen.“

„Und ich,“ erwiederte Fink, „habe ihn ſchon aus der Ferne betrachtet, und wenn ich nicht aus gewiſſen untrüglichen Kennzeichen“ — hier ſah er wieder auf Lenore — „erkannt hätte, daß er es iſt, der dort als geharniſchter Mann durch den Sand watet, ich hätte es nicht für möglich gehalten.“

„Kommen Sie ſchnell zu ihm,“ rief Lenore, „Ihre Ankunft iſt die größte Freude, die ihm werden konnte.“

So ſchritt Fink neben ihr zu dem Schießplatz, wo jetzt die Männer ſich anſchickten, auf den Drachen zu zielen. Fink trat hinter Anton und legte die Hand auf ſeine Schulter. „Guten Tag, Anton,“ ſagte er.

Anton drehte ſich erſtaunt um und warf ſich an den Hals des Freundes. Heftige Fragen und kurze Antworten flogen

durcheinander. „Wo kommſt du her, du lieber Wiedergefundener?“ rief Anton endlich.

„Ziemlich auf geradem Wege von drüben,“ erwiederte Fink, in die Ferne weiſend; „ich bin erſt ſeit wenigen Wochen wieder im Lande. Der letzte Brief, den ich von dir erhielt, war aus dem vorigen Herbſt. Durch ihn wußte ich ungefähr, wo ich dich zu ſuchen hatte. Bei der Confuſion, die unter euch herrſcht, halte ich es für ein merkwürdiges Glück, daß ich dich gefunden. Da iſt auch Meiſter Karl,“ rief er, als Karl mit lautem Freudenrufe heranſprengte. „Jetzt iſt die halbe Firma verſammelt, und wir können auf der Stelle anfangen Comtoir zu ſpielen. Ihr freilich macht euch hier ein anderes Vergnügen.“ Er wandte ſich zu Lenoren und fuhr fort: „Ich habe mich dem Freiherrn vorgeſtellt und von der gnädigen Frau erfahren, daß ich die kriegeriſche Jugend im Freien finden würde. Jetzt möchte ich noch Ihre Fürſprache für mich erflehen. Ich kenne hier dieſen Mann ein wenig und würde gern einige Tage in ſeiner Nähe zubringen; ich fühle lebhaft, wie unbeſcheiden es iſt, in ſolcher Zeit ſelbſt von Ihrem gaſtfreien Hauſe die Aufnahme eines Fremden zu erbitten. Thun Sie um ſeinetwillen, der doch im Ganzen ein guter Junge iſt, ein Uebriges, und gönnen Sie mir die Freude hier bleiben zu dürfen, bis ich über die Façon der unerhörten Jagdſtiefeln ins Reine gekommen bin, die der Knabe auf ſeine Knie gezogen hat.“

Ebenſo artig erwiederte Lenore: „Mein Vater wird Ihren Beſuch ſtets für eine große Freude halten, in dieſer Zeit hat ein guter Freund doppelten Werth. Ich gehe unſern Leuten zu ſagen, daß ſie alle Stiefeln von Herrn Wohlfart in Ihrem Zimmer aufſtellen, damit Sie recht lange über ihre Façon nachdenken müſſen.“ Sie verneigte ſich und ſchritt, den Pony am Zügel führend, dem Schloſſe zu.

Fink ſah ihr nach und rief: „Beim Zeus! ſie iſt eine Schönheit geworden, die Haltung iſt tadellos, ſie verſteht

an, mich auszuzahlen und von ihrer Gesellschaft zu befreien. Du kannst denken, wie froh ich war. Uebrigens habe ich die Freiheit theuer erkauft und habe, nebenbei bemerkt, dort drüben das Renommée hinterlassen, der leibhaftige Teufel zu sein. Bah! es thut nichts, bin ich doch frei! — Jetzt aber habe ich dich aufgesucht aus zwei Gründen: erstens, um dich wieder zu sehen und mit dir zu plaudern, und zweitens, um mit dir Einiges von meiner Zukunft ernsthaft zu besprechen. Und, gerade herausgesagt, ich wünsche dich dafür zu werben. Du hast mir gefehlt die ganze Zeit. Ich weiß nicht, was ich in dir finde, denn im Grunde bist du ein trockner Bursch, und widerspenstiger, als mir manchmal recht ist. Aber trotz alledem empfand ich in der Fremde eine gewisse Sehnsucht nach dir. Ich habe mich auch mit meinem Vater auseinandergesetzt, es ist nicht ohne heiße Kämpfe und darauf folgende Kälte abgegangen. Darum wiederhole ich dir den alten Antrag: komm mit mir. An die See, nach England, über das Wasser, je nachdem. Wir wollen uns zusammensetzen und überlegen, was wir anfangen. Wir sind jetzt beide frei, und die Welt steht uns offen."

Anton schlug den Arm um den Hals des Freundes. „Mein lieber Fritz," rief er, „nimm an, daß alles Herzliche gesagt sei, was ich bei deinem edelmüthigen Antrag fühle. Aber du siehst, ich habe vorläufig hier Verpflichtungen."

„Nach dem, was du mir soeben offiziell mitgetheilt hast, schließe ich, daß sie nicht ewig dauern werden," entgegnete Fink.

„Das ist wahr, aber wir stehn doch nicht gleich. Sieh," sagte Anton, die Hand ausstreckend, „so reizlos diese Landschaft ist, und so unangenehm ein großer Theil der Menschen, welche hier leben, so sehe ich sie doch mit andern Augen an als du. Du bist viel mehr Weltbürger als ich, du wirst kein großes Interesse haben an dem Leben des Staates, von welchem diese Fläche und dein Freund Theile, wenn auch kleine, sind."

„Nein," ſagte Fink, verwundert auf Anton blickend, „ein großes Intereſſe habe ich nicht, und was ich jetzt von der Wirthſchaft hier bei euch höre und ſehe, das macht mir den Staat, als deſſen Bruchtheil du ſo viel Selbſtgefühl empfindeſt, durchaus nicht reſpectabel."

„Ich aber denke anders," unterbrach ihn Anton. „Wer nicht gezwungen wird, ſoll gerade jetzt nicht das Land verlaſſen."

„Was höre ich?" rief Fink.

„In einer wilden Stunde habe ich erkannt," fuhr Anton fort, „wie ſehr mein Herz an dem Lande hängt, deſſen Bürger ich bin. Seit der Zeit weiß ich, weshalb ich in der Landſchaft ſtehe. Um uns herum iſt für den Augenblick alle geſetzliche Ordnung aufgelöſt, ich trage Waffen zur Vertheidigung meines Lebens, und wie ich hundert Andere mitten in einem fremden Stamm. Welches Geſchäft auch mich, den Einzelnen, hierher geführt hat, ich ſtehe jetzt hier als einer von den Eroberern, welche für freie Arbeit und menſchliche Cultur einer ſchwächern Race die Herrſchaft über dieſen Boden abgenommen haben. Wir und die Slaven, es iſt ein alter Kampf. Und mit Stolz empfinden wir: auf unſerer Seite iſt die Bildung, die Arbeitsluſt, der Credit. Was die polniſchen Gutsbeſitzer hier in der Nähe geworden ſind — und es ſind viel reiche und intelligente Männer darunter — jeder Thaler, den ſie ausgeben können, iſt ihnen auf die eine oder die andere Weiſe durch deutſche Tüchtigkeit erworben. Durch unſere Schafe ſind ihre wilden Herden veredelt, wir bauen die Maſchinen, wodurch ſie ihre Spiritusfäſſer füllen; auf deutſchem Credit und deutſchem Vertrauen beruht die Geltung, welche ihre Pfandbriefe und ihre Güter bis jetzt gehabt haben. Selbſt die Gewehre, mit denen ſie uns zu töten ſuchen, ſind in unſern Gewehrfabriken gemacht, oder durch unſere Firmen ihnen geliefert. Nicht durch eine ränkevolle Politik, ſondern auf friedlichem Wege, durch unſere Arbeit, haben wir die wirkliche Herrſchaft über dieſes

Land gewonnen. Und darum, wer als ein Mann aus dem Volk der Eroberer hier steht, der handelt feig, wenn er jetzt seinen Posten verläßt."

„Du sprichst so stolz auf fremdem Grund," erwiederte Fink, „und daheim bei euch bebt der eigene Boden."

„Wer hat diese Provinz zu Deutschland gebracht?" frug Anton, die Hand ausstreckend.

„Die Fürsten eures Geschlechts, ich leugne es nicht," sagte Fink.

„Und wer hat die große Landschaft erobert, in der ich geboren bin?" frug Anton weiter.

„Einer, der ein Mann war."

„Ein trotziger Landwirth war's," rief Anton, „er und Andere seines Hauses. Mit dem Schwert oder durch List, durch Vertrag oder mit Ueberfall, auf jede Weise haben sie den Boden an sich gezogen, in einer Zeit, wo im übrigen Deutschland fast Alles tot und erbärmlich war. Als kühne Männer und gute Wirthschafter, die sie waren, haben sie ihren Boden verwaltet. Sie haben Gräben gezogen durch das Moor, haben Menschen hingepflanzt in leeres Gebiet und haben sich ein Geschlecht gezogen, hart, arbeitsam, begehrlich, wie sie selbst waren. Sie haben einen Staat gebildet aus verkommenen oder zertrümmerten Stämmen, sie haben mit großem Sinn ihr Haus als Mittelpunkt für viele Millionen gesetzt und haben aus dem Brei unzähliger nichtiger Souverainetäten eine lebendige Macht geschaffen."

„Das war," sagte Fink, „das thaten die Ahnen."

„Sie haben für sich gearbeitet, als sie uns schufen," fuhr Anton beistimmend fort, „aber wir haben jetzt Leben gewonnen, und ein neues deutsches Volk ist entstanden. Jetzt fordern wir von ihnen, daß sie unser junges Leben anerkennen. Es wird ihnen schwer werden, gerade ihnen, die gewöhnt sind, ihr zusammengebrachtes Land als eine Domaine ihres Schwertes zu betrachten. Wer mag sagen, wann der Kampf zwischen

ihnen und uns beendigt sein wird, lange vielleicht werden wir den häßlichen Erscheinungen fluchen, welche dieser Streit hervorruft. Wie er aber auch enden mag, davon bin ich überzeugt wie von dem Lichte dieses Tages, der Staat, den sie geschaffen, wird nicht wieder in die Trümmer zerschlagen werden, aus denen er herausgewachsen. Wenn du gelebt hättest, wie ich in den letzten Jahren, in verschiedener Thätigkeit, viel unter den kleinen Leuten, du würdest mir glauben. Noch sind wir als Volk arm, noch ist unsere Kraft schwach, aber wir arbeiten uns herauf, mit jedem Jahr wächst mit unserer Arbeit Intelligenz, Wohlstand und das Gefühl, daß Einer zum Andern gehört. Und in diesem Augenblick fühlen wir in dem Grenzlande uns zu einander wie Brüder. Wenn die weiter drinnen ärgerlich mit einander streiten, wir sind einig, und unser Kampf ist rein."

„Wohlan," sagte Fink Beifall nickend, „das war gesprochen, wie ein Deutscher immer sprechen wird. Je dürrer die Zeit, desto grüner die Hoffnung. Aus Allem sehe ich, Master Wohlfart, du hast keine Lust, jetzt mit mir zu gehen."

„Ich darf nicht," antwortete Anton bewegt; „du zürne mir deshalb nicht."

Fink sah finster vor sich hin. „Höre," begann er endlich, „wir haben seit unserer Trennung die Rollen getauscht. Als ich vor Jahren von dir fortging, war ich wie ein Gaul in der Wüste, der eine Quelle riecht, ich hoffte aus dem langweiligen Leben bei euch herauszukommen in fröhliches Grün, und was ich fand, war ein garstiger Sumpf. Und jetzt komme ich ermüdet zu dir und sehe dich keck mit Tod und Teufel Karten spielen. Du bist frischer, als du warst. Das kann ich von mir nicht rühmen. Vielleicht kam's deshalb so, weil du eine Heimat hast, und ich keine. — Jetzt aber genug der Weisheit, komm, belehre mich, auf welche Weise du hier deinen Krieg führst. Stelle mich den Squattern vor, und zeige mir wo möglich einen Quadratfuß Land auf dieser reizenden

Besitzung, wo man nicht bis an die Knöchel in den Sand versinkt."

Anton führte den Freund zu den Landleuten, dann durch den Wald bis zu den ausgestellten Posten der Nachbardörfer, er zeigte ihm die Reihe der Lärmstangen und die Allarmhäuser, und erklärte ihm die Maßregeln, welche getroffen waren, das Schloß vor einem plötzlichen Ueberfall zu schützen. Fink ging mit Feuer in die Einzelheiten ein und sagte endlich: „Die Hauptsache habt ihr doch durchgesetzt, ihr erhaltet Ordnung unter euren Leuten und guten Muth."

Unterdeß rüstete man im Schloß für den fremden Gast. Der Freiherr ließ durch den Bedienten nachsehen, ob ein genügender Vorrath von weißem und rothem Wein im Keller war, und schalt auf den Knecht, der einen Schaden am Reitzeug nicht hatte ausbessern lassen; die Baronin befahl ein Kleid hervorzusuchen, das sie seit der Ankunft auf dem Gute nicht mehr angesehen hatte; auch Lenore dachte mit geheimem Bangen an den Uebermüthigen, der ihr schon in der Tanzstunde so gründlich imponirt hatte, und den sie seit dieser Zeit oft wie ein Traumbild vor sich gesehen hatte. Im untersten Geschoß war die Aufregung nicht geringer, außer flüchtigen Geschäftsbesuchen war dies der erste Gast. Die treue Köchin beschloß, eine künstliche Mehlspeise zu wagen, dazu fehlten ihr aber in diesem unglücklichen Lande die wichtigsten Stoffe; sie dachte daran, einige Hühner aus dem Wirthschaftshofe zu schlachten, dagegen aber empörte sich Suska, eine kleine Polin, die Vertraute Lenorens, sie vergoß Thränen über den entschlossenen Charakter der Köchin und drohte das Fräulein zu rufen, bis die Köchin zur Besinnung kam und einen barfüßigen Jungen in der größten Eile nach der Försterei schickte, um von dort etwas Außergewöhnliches zu erlangen. Gegen Spinneweben und Staub wurde ein schneller Streifzug angestellt, und ein Zimmer neben Anton eingerichtet. Der kleine Divan

Lenorens, der Sammtſtuhl und Teppich ihrer Mutter wurden hineingetragen, um die Familie repräſentiren zu helfen.

Fink ahnte wenig von der Unruhe, welche ſeine Ankunft verurſachte, er zog neben Anton über die Felder in einer heitern Stimmung, wie er ſie lange nicht empfunden hatte. Er erzählte von ſeinen Erlebniſſen, von den raffinirten Geldgeſchäften und von dem rieſigen Wachsthum der neuen Welt. Und Anton hörte mit Freude, daß aus den Scherzen des Freundes eine tiefe Empörung über die Schlechtigkeit, die er erlebt hatte, hervorbrach. „Es iſt ein mächtiges Leben dort," ſagte er, „aber ich habe in dem Gewühl erſt recht deutlich empfunden, daß ihr hier auch etwas werth ſeid." So kamen ſie in das Schloß zurück, ſie wechſelten ihre Kleidung, Anton warf einen erſtaunten Blick auf die Ausſtattung des Gaſtzimmers, bald wurden ſie durch den Bedienten zur Baronin hinübergeladen. Jetzt, wo die Sorge der Einrichtung überſtanden war und die Lampen ihren milden Glanz über die Zimmer breiteten, fühlte die Familie ſich durch den Beſuch des reichen Lebemanns doch heiter angeregt. Es war wieder wie ſonſt in ihrem Hauſe, der leichte Ton der flatternden Unterhaltung, die zarte Rückſicht, welche Jedem das Gefühl zu geben weiß, daß er das Behagen des Andern erhöhe, es waren die alten Formen, die ſie gewöhnt waren, zuweilen auch derſelbe Geſprächſtoff. Und Fink löſte die Aufgabe, welche dem Gaſt am erſten Abend eines Familienbeſuches wird, mit einer Fertigkeit, die dem Schelm wohl zu Gebote ſtand, ſo oft er wollte. Allen gab er das Gefühl, wie angenehm ihre Häuslichkeit ſei. Er behandelte den Freiherrn mit der achtungsvollen Vertraulichkeit eines jüngern Standesgenoſſen, die Baronin mit Ehrerbietung, Lenore mit einfacher Offenheit. Gern richtete er das Wort an dieſe und ſchnell hatte er ihre Befangenheit überwunden. Die Familie fühlte, daß er einer der Ihrigen war, es war eine ſtille Freimaurerei unter ihnen. Auch Anton frug ſich, wie es möglich ſei,

daß Fink, der neue Gast, ganz als ein alter Freund des Hauses erscheine, und er selbst als ein Fremder. Und wieder kam Etwas von dem Respect in seine Seele, den er als Jüngling vor Allem gehabt hatte, was elegant, vornehm und exclusiv erschien. Aber diese Empfindung war nur noch ein leichter Schatten, der über sein klares Urtheil hinflog.

Als Fink aufbrach, versicherte der Freiherr mit aufrichtiger Wärme, wie gern er ihn als Gast recht lange bei sich halten möchte, und selbst die Baronin sagte nach seiner Entfernung, die englische Art kleide ihn gut, und er mache den Eindruck eines großen Herrn. Lenore dachte nicht über sein Wesen nach, aber sie war redselig geworden, wie lange nicht. Sie begleitete die Mutter in das Schlafzimmer, setzte sich noch auf eine Fußbank neben das Bett der Ermüdeten und fing lustig an zu plaudern, nicht von dem Gast, aber von Vielem, was sie sonst interessirte, bis die Mutter ihre Stirn küßte und ihr sagte: „Jetzt ist es genug, mein Kind; geh zu Bett und träume nicht."

Fink streckte sich behaglich auf dem Divan aus. „Diese Lenore ist ein prächtiges Weib," rief er vergnügt. „Einfach, offen, kurz ab, nichts von der weichlichen Schwärmerei eurer Mädchen. — Setze dich noch eine Stunde neben mich, wie sonst, Anton Wohlfart, freiherrlicher Rentmeister in einer slavischen Sahara. Höre, du bist in einer so abenteuerlichen Lage, daß mir vor Verwunderung noch immer die Haare zu Berge stehn. Du hast mir früher bei meinen Streichen manches liebe Mal als verständiger Schutzgeist beigestanden; jetzt steckst du selbst mitten in der Tollheit, und da ich gegenwärtig den Vorzug genieße, bei gesunden Sinnen zu sein, so verbietet mir mein Gewissen, dich in dieser Confusion zu verlassen."

„Fritz, lieber Freund," rief Anton freudig.

„Schon gut," sagte Fink. „Ich wünsche also die nächste Zeit in deiner Nähe zu bleiben. Ueberlege, wie sich das

machen läßt. Mit den Frauen wirſt du wohl fertig werden, aber der Freiherr?“

„Du haſt gehört,“ erwiederte Anton, „auch er hält für einen günſtigen Zufall, daß gerade jetzt ein Ritter wie du in ſein einſames Schloß zieht; es iſt nur“ — er ſah ſich bedenklich im Zimmer um, „du wirſt vorlieb nehmen müſſen.“

„Hm, ich verſtehe,“ nickte Fink, „ihr ſeid genaue Leute geworden.“

„So iſt es,“ ſagte Anton; „wenn ich den gelben Sand am Walde in Säcke füllen und als Weizen verkaufen könnte, ich müßte viele Säcke verkaufen, um in unſere Caſſe einen kleinen ſicheren Beſtand zu bringen.“

„Da du dich hier als Caſſenführer eingedrängt haſt, konnte ich mir denken, daß die Caſſe leer ſein würde,“ verſetzte Fink trocken.

„Ja,“ fuhr Anton fort, „meine Hauptcaſſe iſt ein alter Toilettenkaſten, und ich verſichere dich, es würde mehr hineingehen, als darin iſt. Ich fühle jetzt manchmal einen unbeſiegbaren Neid gegen Herrn Purzel und ſeine Kreide im Comtoir. Wenn ich nur einmal das Glück hätte, eine Reihe grauleinener Beutel zu erblicken, an Banknoten und an eine Mappe mit Actien wage ich gar nicht zu denken.“

Fink pfiff einen Marſch. „Du armer Junge! Es ſind aber doch große Güter und eine geordnete Wirthſchaft, ſie müſſen entweder bringen oder koſten; wovon lebt ihr denn?“

„Das,“ ſagte Anton, „iſt ein Geheimniß der Frauen, welches ich kaum verrathen darf. Unſere Pferde kauen Diamanten.“

Fink zuckte mit den Achſeln. „Aber wie iſt es möglich, daß die Rothſattel ſo zurück gekommen ſind?“

Mit Schonung ſchilderte Anton den Verfall des Freiherrn. Dann ſprach er mit Begeiſterung von den Frauen, von der würdigen Reſignation der Baronin, der geſunden Kraft Lenorens.

„Ich sehe," versetzte Fink, „daß es noch schlechter steht, als ich annahm. Und wie ist es möglich, daß du selbst eine solche Wirthschaft erträgst? Die Vögel auf den Bäumen sind ja Rentiers gegen euch."

„Wie die Sachen einmal liegen," fuhr Anton fort, „gilt es, bis zu ruhiger Zeit sich durchzuschlagen, zunächst bis zur Subhastation des Familiengutes. Die Gläubiger werden jetzt nicht drängen, und die Gerichte sind fast ganz außer Thätigkeit. Der Freiherr kann ohne große Capitalien diesen Besitz nicht behaupten, er kann ihn jetzt nicht aufgeben, sonst wird das Wenige verwüstet, was einen Verkauf in Zukunft möglich macht, und die Familie hat kein Obdach für ihr Haupt. Alle meine Versuche, sie in diesen unruhigen Wochen zur Abreise aus dieser Provinz zu bewegen, waren vergeblich, sie sind wie Verzweifelte entschlossen, hier ihr Schicksal zu erwarten. Der Stolz des Freiherrn sträubt sich gegen eine Rückkehr in den Kreis, in dem er einst gelebt, und die Frauen wollen ihn nicht verlassen."

„So schicke sie doch wenigstens nach einer größern Stadt in der Nähe und setze sie nicht dem Anfall jedes betrunkenen Bauerhaufens aus."

„Ich habe gethan, was ich konnte, in dem Punkte bin ich machtlos," entgegnete Anton finster.

„Dann, mein Sohn, laß dir sagen, daß dein kriegerischer Apparat nicht sehr ermuthigend ist. Mit dem Dutzend Leute, das du in diesem Dorfe erst zusammenblasen mußt, wirst du schwerlich eine Rotte Spitzbuben abhalten. Du kannst damit nicht den Hofraum vertheidigen, ja nicht einmal die Flucht der Frauen decken. Habt ihr keine Aussicht, Militär zu erhalten?"

„Keine," erwiederte Anton.

„Ein recht gemüthlicher, trostreicher Zustand!" rief Fink. „Und bei alledem habt ihr Felder bestellt, und die kleine Wirthschaft schnurrt in ihrer Ordnung ab. Ich habe mir von Karl erzählen lassen, wie das Gut aussah, als er her-

kam, und was ihr bis jetzt gebessert habt. Ihr habt euch respectabel benommen. Das hätte kein Amerikaner und kein anderer Landsmann durchgesetzt, in so verzweifelter Lage lobe ich mir den Deutschen. Die Frauen sowohl als eure junge Wirthschaft müssen besser geschützt werden. Miethe dir zwanzig Männer mit tüchtigen Fäusten, sie sollen dieses Haus bewachen."

„Du vergißt, daß wir zwanzig müßige Brodesser ebenso wenig beköstigen können, wie der Kauz auf dem Thurme."

„Sie sollen arbeiten," rief Fink; „ihr habt hier eine Bodenfläche, bei der hundert Hände nützliche Beschäftigung finden. Hast du keinen Sumpf zu entwässern und Gräben zu ziehen? Dort unten breitet sich ja eine Reihe trauriger Wasserlachen."

„Das ist Arbeit für eine andere Jahreszeit," wendete Anton ein, „der Grund ist jetzt zu naß."

„Laß einige hundert Morgen Waldland besäen oder bepflanzen. Hält der Bach im Sommer aus?"

„Ich höre, ja," erwiederte Anton.

„So laß sie irgend Etwas schaffen."

„Vergiß nicht," sagte Anton lächelnd, „wie schwer es sein wird, zuverlässige Arbeiter, die noch außerdem kriegerische Anlagen haben, gerade jetzt in unserer berüchtigten Gegend zu werben."

„Zum Henker mit deinen Bedenklichkeiten!" rief Fink, „schicke den Karl in eine deutsche Gegend auf Werbung, er schafft dir Leute genug."

„Wir haben kein Geld, du hörst's ja. Der Freiherr ist gar nicht im Stande, eine größere Melioration durchzuführen, die sich erst in einiger Zeit bezahlt macht."

„Dann laß mich's thun," versetzte Fink.

„Du wirst einsehen, Fritz, daß dies unmöglich ist; der Freiherr kann von seinem Gast ein solches Opfer nicht annehmen."

„Ihr zahlt mir's zurück, wenn ihr Geld habt," beredete Fink.

„Es ist unsicher, ob wir jemals im Stande sein werden die Rückzahlung zu leisten."

„Nun denn, so braucht er's nicht gerade zu wissen, was die Leute kosten."

„Er ist blind," antwortete Anton mit leisem Vorwurf, „und ich stehe in seinem Dienst und bin verpflichtet, ihm Rechnung abzulegen. Er freilich wird ein Darlehn von dir nach einigen Cavalierbedenken wohl annehmen, denn seine Ansichten über seine Lage wechseln mit der Stimmung. Die Frauen aber machen sich solche Täuschungen nicht. Du würdest sie durch jede Stunde deiner Gegenwart demüthigen, wenn sie die Empfindung hätten, daß sie deinem Vermögen eine Erleichterung ihres Lebens danken.

„Und das größere Opfer, das du ihnen gebracht, haben sie doch angenommen," sagte Fink ernster.

„Vielleicht halten sie meine bescheidene Thätigkeit für kein Opfer," erwiederte Anton erröthend. „Sie haben sich gewöhnt, mich als Rechnungsführer, als Beamten des Freiherrn in ihrer Nähe zu sehen. Du bist ihr Gast, ihr Selbstgefühl wird sie veranlassen, dir das Bedenkliche ihrer Lage nach Kräften zu verhüllen. — Um dir das Zimmer wohnlich einzurichten, haben sie die eigenen Stuben geplündert, der Divan, auf dem du liegst, ist aus der Schlafstube des Fräuleins."

Fink sah den Divan neugierig an und legte sich wieder zurecht. „Da es mir nicht gefällt, auf der Stelle abzureisen," sagte er, „so wirst du die Güte haben, mir einen Weg anzugeben, auf dem ich mit Anstand hier bleiben kann. Erzähle mir schnell Einiges über die Hypotheken und Aussichten des Gutes. Nimm an, ich wäre ein unglücklicher Käufer dieses Paradieses."

Anton berichtete.

„Das wenigstens ist so verzweifelt nicht," sagte Fink; „jetzt höre meinen Vorschlag. In der bisherigen Weise darf das hier nicht fortgehen, diese knappe Wirthschaft ist zu ungesund

für alle Betheiligten, zumeiſt für dich. Die Güter mögen furchtbar verwüſtet ſein, aber es ſcheint mir wohl möglich, etwas daraus zu machen. Ob ihr die Leute ſeid, das Gut zu behaupten, will ich nicht entſcheiden; wenn du Luſt haſt, noch einige Jahre deines Lebens dran zu ſetzen und dich fernerhin für die Intereſſen Anderer zu ſacrificiren, ſo iſt auch das nicht unmöglich, vorausgeſetzt, daß ihr in ruhigerer Zeit das nöthige Betriebscapital ſchaffen könnt. Unterdeß gebe ich einige, vielleicht fünf tauſend Thaler, und der Freiherr gibt mir dafür Hypothek auf dieſes Gut. Dieſe Anleihe wird euch nicht viel ſchlechter ſtellen, und ſie wird euch leichter machen, dies verrückte Jahr zu überſtehen."

Anton ſtand auf und ging unruhig in der Stube umher. „Es geht nicht," rief er endlich aus, „wir können deinen hochherzigen Antrag nicht annehmen. Sieh, Fritz, im vorigen Jahr, ehe ich hier dieſe Menſchen ſo genau kannte als jetzt, habe ich lebhaft gewünſcht, daß unſer Prinzipal ein Intereſſe an den Verhältniſſen des Barons nehmen möchte; ich wäre damals ſehr glücklich geweſen, wenn du mir daſſelbe Anerbieten gemacht hätteſt. Wie ich jetzt den Freiherrn und ſeine Lage kenne, halte ich es für ein Unrecht gegen dich und gegen die Frauen, deinen Antrag anzunehmen."

„Soll der Divan aus Lenorens Schlafſtube durch die Tabaksaſche eurer Einquartierung beſchmutzt werden? Jetzt thu' ich's, ſpäter werden es die polniſchen Senſenmänner thun."

„Wir müſſen es durchmachen," erwiederte Anton traurig.

„Trotzkopf," rief Fink, „du ſollſt mich doch nicht los werden. Jetzt mache, daß du hinaus kommſt, halsſtarriger Tony."

Seit dieſer Unterredung erwähnte Fink ſein Anleiheproject nicht weiter, dagegen hatte er den nächſten Tag mehre vertrauliche Unterredungen mit dem Huſaren. Und am Abend ſagte er zum Freiherrn: „Darf ich Sie für morgen um Ihr Reitpferd bitten? Es iſt ein alter Bekannter von mir. Ich

möchte über Ihre Felder reiten. Zürnen Sie nicht, gnädige Frau, wenn ich morgen Mittag nicht erſcheine."

„Er iſt reich, er kommt her, um zu kaufen," ſagte ſich der Freiherr im Stillen. „Dieſer Wohlfart hat ſeinem Freund gemeldet, daß hier ein Geſchäft zu machen iſt, die Speculation fängt an, nur vorſichtig!"

2.

Es war ein ſonniger Morgen im April. Einer von den ſchönen Tagen, wo eine feuchte Wärme die Knospen der Bäume entfaltet und das Menſchenherz zu ſchnelleren Schlägen treibt. Lenore ging mit Hut und Sonnenſchirm aus dem Schloſſe nach dem Hofe und ſchritt in dem Rinderſtall die Reihe der gehörnten Häupter entlang. Mit großen Augen ſah das Volk der Kühe nach ihr hin, alle erhoben die breiten Mäuler, zuweilen brüllte eine luſtige Kuh und erbat etwas Gutes aus ihrer Hand. „Iſt Herr Wohlfart hier?" frug Lenore den Amtmann, der am Stall vorüber eilte.

„Er iſt im Schloſſe, gnädiges Fräulein."

„Sein Beſuch iſt doch wohl bei ihm?" frug ſie weiter.

„Herr von Fink iſt ſchon dieſen Morgen nach Neudorf geritten, der hat keine Ruhe in der Stube, er iſt am liebſten zu Pferde. Der wäre ein Huſarenoffizier geworden!"

Als Lenore ſo erfahren hatte, wohin Herr von Fink geritten war, ging ſie, um dem Gaſt nicht zu begegnen, langſam in anderer Richtung über den Bach und die Aecker dem Walde zu. Sie ſah nach dem blauen Himmel und auf die ſproſſende Erde. In dem klaren Morgenlicht glänzten die Winterſaat und die grünen Spitzen des Graſes ſo fröhlich, daß ihr das Herz lachte. Auf den Weiden am Bach lag der Frühling wie ein durchſichtiger Hauch, die goldgelben Ruthen ſtrotzten von Saft, und aus den geſchwollenen Knospen brachen die erſten Blätter hervor. Auch der Sand war ihr heut kein

Aerger, ſie ſchritt mit leichtem Fuß über den breiten Gürtel, der den Wald umgab, und eilte auf dem Fußwege durch die Kiefern dem Förſterhauſe zu. Im Walde tummelte ſich mit Geſchrei und Brummen die kleine Thierwelt. Wo eine Gruppe Laubbäume unter den Nadeln ſtand, tönte jedesmal der kräftige Schlag des Finkenhahns, oder das eifrige Gezwitſcher eines neuvermählten Paares kleiner Waldvögel, welche mit einander zankten, auf welchem Zweig ſie ihr Neſt in dieſem Jahr erbauen wollten. In ihrem ſchwarzen Küraß ſchnurrten die Käfer um die Knospen der Birke, zuweilen ſummte eine wilde Biene, die früh aus dem Winterſchlaf aufgeflogen war; auch die braunen Schmetterlinge flatterten ſchon über den Beerenſtrauch, und wo der Grund tiefer war, leuchteten im Schatten die weißen Sterne der Anemone und gelbe Himmelſchlüſſel. Lenore nahm den Strohhut ab und ließ die warme Luft um ihre Schläfe ziehn, mit tiefen Zügen athmete ſie den Duft des Waldes ein, der um die jungen Stämme der Föhren ſchwebte. Oft ſtand ſie ſtill und horchte auf die Stimmen in ihrer Nähe, ſie ſah in das zarte Laub der Bäume und ſchlug mit der Hand auf die weiße Rinde einer Birke, ſie ſtand an dem murmelnden Quell vor dem Förſterhauſe und fuhr liebkoſend in die kleinen Fichten am Zaun, welche gedrängt und regelmäßig wie Bürſtenhaare ſtanden. Ihr war, als hätte ſie den Wald noch nie ſo lebendig geſehen. Die Hunde im Hofe des Förſters bellten wüthend, ſie hörte den Fuchs mit ſeiner Kette raſſeln und ſah hinauf zu dem Dompfaff, der in ſeinem Bauer auf- und abſprang und wie die großen Herren, die Hunde, zu bellen verſuchte.

„Still, Hector, ſtill, Bergmann," rief Lenore an die Pforte klopfend. Der ſtürmiſche Ruf der Hunde verwandelte ſich in freundliche Begrüßung. Als ſie die Pforte öffnete, kam ihr Bergmann, der Dachshund, breitbeinig entgegen und wedelte unmäßig mit ſeinem Schwanz, und Hector umſprang ſie in kühnen Sätzen und roch nach ihrer Taſche, ſelbſt der Fuchs

kroch in ſeine Hütte zurück, legte den Kopf lauſchend auf ſeinen Futtertrog und blinzelte ſie ſchlau an. An der andern Seite des Zaunes aber ſah ſie einen Pferdekopf über die Fichten ragen, — gerade er, den ſie vermeiden wollte, war in dieſer Einſamkeit. Sie ſtand einen Augenblick unſchlüſſig, und war im Begriff ſich ſtill wieder zu entfernen, als der Förſter auf die Thürſchwelle trat und ſie begrüßte. Jetzt konnte ſie nicht mehr zurück; ſie folgte dem Alten nach ſeiner Stube. In der Mitte des Zimmers ſtand Fink, hell beleuchtet von dem gelben Sonnenſtrahl, der durch die kleinen Scheiben fiel. Er trat ihr artig entgegen. „Ich ging aus, das Handwerk zu grüßen," ſagte er auf den Förſter deutend, „und bin gerade dabei, mich über Ihren trotzigen Vaſallen und ſeine heimliche Wohnung zu freuen." Der Förſter rückte einen Stuhl, Lenore mußte ſich ſetzen, Fink lehnte ihr gegenüber an der braunen Holzwand und ſah ſie mit unverhohlener Bewunderung an. „Sie ſind ein mächtiger Gegenſatz zu dem alten Knaben hier und dieſem Raume," ſagte er ſich umſehend. „Ich bitte, winken Sie nicht mit Ihrem Sonnenſchirm, alle dieſe ausgeſtopften Vögel erwarten nur Ihren Befehl, um wieder lebendig zu werden und ſich zu Ihren Füßen niederzulaſſen. Dort der Reiher hebt ſchon ſeinen Kopf in die Höhe."

„Es iſt nur der Schein von der Sonne," ſagte der Förſter beruhigend.

Lenore lachte. „Dieſe Ausreden kennen wir," rief Fink. „Ihr ſeid mit im Complot, ihr ſeid der Gnom dieſer Königin. Wenn hier keine Zauberei getrieben wird, will ich alle Tage meines Lebens verſchlafen. Ein Zeichen mit dieſem Stabe, und die Deckbalken dieſes großen Vogelbauers klappen zurück und Sie fliegen mit Ihrem Gefolge aus der Hütte hinaus in das Sonnenlicht. Es iſt kein Zweifel, in dem Gipfel der Föhren draußen iſt Ihre Reſidenz, die luftige Halle, in welcher Ihr Thron ſteht, mächtige Herrin dieſer Hütte, blondlockige Göttin des Frühlings."

„Mein Troſt iſt nur," ſagte Lenore etwas verwirrt, „daß nicht ich es bin, die Sie zu ſolchen Erfindungen veranlaßt, ſondern die Freude an der Erfindung ſelber. Ich bin nur zufällig der unwürdige Gegenſtand Ihrer Laune, Sie ſind der Dichter."

„Pfui, wie können Sie mir ſo etwas nachſagen," rief Fink; „ich ein Dichter! Außer einigen luſtigen Matroſenliedern, deren Text ein gütiges Geſchick ewig von Ihrem Ohr fern halten möge, kenne ich kein einziges Gedicht auswendig. Was ich von Poeſie ſchätze, ſind nur einige Bruchſtücke der ältern Schule, zum Beiſpiel: „Hurre, hurre, hop, hop, hop," in einem Gedicht, welches, wenn ich nicht irre, Ihren Namen trägt. Und ſelbſt an dieſer claſſiſchen Zeile habe ich noch auszuſetzen, daß ſie mehr den harten Trab eines Bauergaules, als den Carrierelauf eines Geiſterpferdes ausdrückt. Indeß man muß es mit den Herren von der Schreibſtube nicht ſo genau nehmen. Außer dieſer Zeile wird wenig Dichterarbeit in mir aufzufinden ſein. Etwa noch der anſprechende Reim des großen Schiller: „Potz Blitz, das iſt ja die Guſtel von Blaſewitz." In dieſer Stelle liegt viel Wahrheit."

„Sie ſpotten über mich," ſagte Lenore gekränkt.

„Wahrhaftig nicht," betheuerte Fink. „Wenn es Ihnen Freude macht, will ich gern noch einige poetiſche Kleinigkeiten einiger Dichter gelten laſſen, vorausgeſetzt, daß ich ſie nur ſelten leſen darf. Wie kann man in unſerer Zeit Gedichte leſen oder gar machen, wenn man alle Tage ſelbſt welche erlebt. Seit ich wieder in dieſem alten Lande bin, vergeht kaum eine Stunde, wo ich nicht etwas ſehe oder höre, woran ſich in hundert Jahren die Herren von der Feder berauſchen werden. Glorioſe Stoffe für jede Art von Kunſtgeſchäft. Hätte ich das Unglück ein Poet zu ſein, ſo müßte ich jetzt vor Begeiſterung hinausſtürzen und Kopf über zum Fuchs in die Hütte ſpringen, um dort in ſicherer Entfernung von der Leidenſchaft ein leidenſchaftliches Sonett zu machen, während mich

der Fuchs in die Beine beißt. Da ich aber kein Mann von der Feder bin, ſo ziehe ich vor, das Schöne, das ich hier ſehe, zu genießen und nicht in Reime zu ſetzen.“ Und wieder ſah er bewundernd auf das Fräulein.

„Lenore,“ rief eine grämliche Stimme aus der Tiefe des Zimmers. Lenore und Fink ſahen ſich erſtaunt um.

„Er hat's gelernt,“ ſagte der Förſter auf den Raben weiſend, „er lernt ſonſt nichts mehr, und ſitzt da, grimmig gegen alle Creatur, aber das hat er doch gelernt.“

Der Rabe am Ofen bog ſeinen Hals und ſah mit ſcharfen Augen auf die beiden Gäſte, er bewegte den Schnabel und ſchien ſtill in ſich hinein zu ſprechen, bald nickte er mit dem Kopf, bald ſchüttelte er ihn.

„Schon fangen die Vögel an zu reden,“ rief Fink zu dem Raben tretend, „die Stubendecke wird ſogleich in die Höhe gehen, und ich werde allein zurückbleiben und mit Bergmann und Hector Ihnen traurig nachſehen. Nun, Hexenmeiſter, kocht das Waſſer?“

Der Förſter ſah in den Ofen. „Es kocht tüchtig,“ ſagte er, „aber was thun wir jetzt?“

„Wir bitten das Fräulein um Hilfe,“ erwiederte Fink. „Ich habe vor,“ ſagte er zu Lenoren gewandt, „mit Ihrem Familientrapper durch den Wald bis nach der Brennerei zu ziehn, und von da weiter; hier habe ich mitgebracht, was mir auf Reiſen als Frühſtück und Mittagseſſen dient.“

Er holte einige Tafeln Chocolade hervor. „Wir wollen daraus etwas machen, was einem Tranke ähnlich ſieht. Wenn Sie nicht verſchmähen, uns bei unſerm Unternehmen Geſellſchaft zu leiſten, ſchlage ich vor, daß wir dieſe Chocolade ſo gut als möglich mit dem Waſſer zu verbinden ſuchen. Es wäre reizend von Ihnen, wenn Sie eine Anſicht darüber ausſprächen, wie wir das anfangen ſollen.“

„Haben Sie ein Reibeiſen oder einen Mörſer?“ frug Lenore lachend den Förſter.

„Dieſe Geräthe habe ich nicht," erwiederte der Waldmenſch.

„Aber einen Hammer," frug Fink, „und einen reinen Bogen Papier?" Der Hammer wurde ſchnell gebracht, der Bogen Papier fand ſich nach längeren Forſchungen. Fink übernahm das Geſchäft die Chocolade zu zerſchlagen, der Förſter holte friſches Waſſer aus dem Quell, Lenore ſpülte einige Gläſer aus, und Fink klopfte eifrig auf dem Tiſch herum. „Dies iſt antediluvianiſches Papier," ſagte er pochend, „lederartig, noch aus der Zeit, wo es keine Papiermaſchinen gab; es muß einige Jahrhunderte in dieſer verzauberten Hütte gelegen haben." Lenore ſchüttete die zerſtampfte Maſſe in den Topf mit Waſſer und brachte ſie durch einen Quirl in Bewegung. Dann ſetzten ſie ſich alle drei an den Tiſch des Förſters und tranken mit großem Behagen aus den Gläſern ihrer Hände Werk.

Goldig drangen die Lichtſtrahlen in das Zimmer, ſie ſuchten die helle Geſtalt des ſchönen Mädchens und das kräftige Antlitz des Mannes ihr gegenüber, dann fielen ſie auf die Wand, wo ſie den Kopf des Reihers mit buntem Glanz ſchmückten und die Flügel des Habichts. Der Rabe ſchloß ſein Selbſtgeſpräch, er flatterte von ſeinem Sitz auf, hüpfte vor die Füße des Fräuleins und krächzte dort von Neuem: Lenore, Lenore!

Friedlich unterhielt ſich Lenore mit dem Gaſt, der Förſter gab zuweilen ein kluges Wort dazu. Sie ſprachen von der Landſchaft und den Menſchen darin.

„Wo ich die Polen in fremden Ländern geſehen," ſagte Fink, „habe ich mich immer gut mit ihnen vertragen. Jetzt thut mir leid, daß die Spannung hier ſo ſchwer macht, ſie in ihrer Heimat aufzuſuchen, denn freilich lernt man die Menſchen am beſten kennen, wenn man ſie in ihren Pfählen ſieht."

„Es muß ein großes Glück ſein, ſo vieles Verſchiedene zu ſehen," rief Lenore.

„Nur im Anfange fällt das Verſchiedene mächtig in die Seele. Wenn man allerlei Volk beobachtet hat, ſo iſt die letzte Empfindung, daß die Menſchen einander überall ſehr ähnlich ſind. Etwas Unterſchied in der Hautfarbe und andern Zuthaten, aber Liebe und Haß, Lachen und Weinen findet der Reiſende allerwegen, und dieſe Dinge ſehen überall ziemlich gleich aus. Es ſind jetzt zwanzig Wochen, da war ich eine halbe Erde von hier entfernt in der Holzhütte eines Amerikaners auf öder Grasſteppe. Es war nicht anders als hier. Wir ſaßen an einem dicken Holztiſch wie dieſer, und mein Wirth ſah dem alten Herrn hier ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern. Und gerade wie hier fiel das Licht der Winterſonne durch die kleinen Fenſter. — Und wenn die Männer noch mehr haben, was ſie unterſcheidet, die Frauen vollends ſind in der Hauptſache überall dieſelben. Nur in einer Kleinigkeit ſind ſie verſchieden."

„Und was iſt dieſes?" frug der Förſter.

„Etwas mehr oder weniger reinlich," ſagte Fink nachläſſig, „das iſt der ganze Unterſchied."

Lenore erhob ſich empört, mehr über den Ton, als die Worte. „Es wird Zeit, daß ich zurückgehe," ſagte ſie kalt und band den Strohhut auf.

„Da Sie aufſtehen, verſchwindet der Glanz aus der Stube," rief Fink.

„Es iſt nur eine kleine Wolke vor die Sonne gelaufen," ſagte der Förſter zum Fenſter tretend, „dieſe macht den Schatten."

„Unſinn," entgegnete Fink, „der Strohhut macht ihn, der das Haar des Fräuleins verſteckt, von den goldenen Locken ging das Licht aus."

Sie traten aus dem Hauſe, der Förſter verſchloß die Pforte, in entgegengeſetzter Richtung entfernten ſie ſich von der Hütte.

Lenore eilte nach Hauſe, der Zeiſig ſang, die Amſel pfiff, ſie achtete nicht darauf. Sie ſchalt ſich, daß ſie die Schwelle

des Förſterhauſes betreten hatte, und doch konnte ſie nicht aufhören daran zu denken. Der Fremde machte ſie unruhig und unſicher. War er frech, weil ihm nichts heilig war? War er nur ſo übermüthig ſicher? Mußte ſie ihm zürnen, oder war das Gefühl von Angſt nur die Thorheit eines unerfahrenen Mädchens? Das frug ſie ſich unaufhörlich, ach und ſie fand keine Antwort!

Als Anton gegen Abend dem Schäfer eine Beſtellung auftragen wollte, war weder Karl noch ein Bote zu finden, und da die Herde in keiner großen Entfernung vom Schloſſe trieb, ſo ging Anton ſelbſt in dem Wege, welcher nach dem Brennereigute führte, auf den Schäfer zu. Er war nicht wenig verwundert, als er auf den letzten Aeckern an der Straße ſeinen Freund Fink zu Pferde entdeckte, Karl und den Vogt geſchäftig in ſeiner Nähe. Fink ritt wie ein Kunſtreiter kurze Strecken im Galopp, die Andern trugen ſich mit ſchwarz- und weißbemalten Stangen, die ſie in den Boden ſteckten und wieder herausriſſen. Und dabei ſah Karl durch ein kleines Fernrohr, das er über ſeine Stange befeſtigt hatte.

„Fünfundzwanzig Galoppſprünge," rief Fink.

„Zwei Zoll Fall," ſchrie Karl von hinten.

„Fünfundzwanzig, zwei, ſteht," ſagte der Vogt und ſchrieb die Zahlen in ſeine Brieftafel.

„Kommſt du auch herangeſchlichen?" rief Fink dem Freunde lachend zu. „Wart' eine Weile, wir ſind ſogleich fertig." Noch eine Anzahl Galoppſprünge, Blicke durch das Fernrohr und Notizen in der Brieftafel, dann nahmen die Männer ihre Stangen zuſammen, Fink ergriff die Brieftaſche des Vogts und rechnete eifrig. Endlich gab er die Taſche mit einem Lächeln zurück und ſagte: „Komm weiter herauf, Anton, jetzt will ich dir etwas zeigen. Stelle dich mit dem Geſicht gegen Norden auf den Bach und das Schloß zu. Dann bildet der Bach, wenn du ihn als gerade Linie anſiehſt, eine Sehne,

die von Weſt nach Oſt läuft, der Rand des Waldes hinter dir einen Kreisbogen. Wald und Bach begrenzen einen Kreisabſchnitt."

„Das iſt deutlich," ſagte Anton.

„In alter Zeit lief der Bach anderswo," fuhr Fink fort, „hier längs dem Walde in der Bogenrundung, das alte Flußbett iſt noch zu erkennen. Wenn man am Waldesrand in der alten Waſſerrinne hinaufgeht, kommt man dort oben im Weſten zu dem Punkt, wo das alte Bett von dem gegenwärtigen abgeht. Es iſt der Punkt, wo eine ſchlechte Brücke über den Bach führt und das Waſſer in ſeinem jetzigen Bett einen Fall von mehr als einem Fuß hat, ſtark genug, die beſte Mühle zu treiben. Die verfallenen Gebäude eines Vorwerks ſtehen daneben."

„Ich kenne den Punkt gut genug," ſagte Anton.

„Unterhalb des Dorfes krümmt ſich das alte Flußbett vom Walde ab, wieder dem Bache zu. Es umſchließt eine mächtige Fläche, über fünfhundert Morgen, wenn ich mich auf die Sprünge dieſes Gauls verlaſſen kann. Dieſes ganze Stück Land hat einen Abfall von dem alten Flußbett nach dem neuen. Es ſind nur einige Morgen Wieſen und wenig erträgliches Ackerland darin, das meiſte iſt Sand und Weideland, wie ich höre der ſchlechteſte Theil eurer Gutsfläche."

„Das alles gebe ich zu," ſagte Anton neugierig.

„Jetzt merke auf. Wenn man den Bach wieder in ſein altes Bett zurückführt und ihn zwingt, im Bogen zu laufen ſtatt in der Sehne, ſo kann man mit dem Waſſer, das jetzt zu eurer Schande unnütz in die Welt fließt, die ganze Fläche von fünfhundert Morgen berieſeln und den dürren Sand in grünes Wieſenland verwandeln."

„Du biſt ein Schlaukopf," rief Anton aufgeregt durch die Entdeckung.

„Was koſtet euch der Morgen im Durchſchnitt?" frug Fink.

„Dreißig Thaler."

„Und ebensoviel höchstens betragen bei diesem Boden die Kosten der Wiesenanlage. Macht zusammen sechzig Thaler, also drei Thaler jährliche Zinsen; dazu schlage an Unterhaltungskosten, Abgaben u. s. w. für den Morgen jährlich zwei Thaler, so hast du fünf Thaler Kosten. Rechnest du dagegen vom Morgen zwanzig Centner Heu zum halben Thaler, so erhältst du vom Morgen fünf Thaler Reinertrag, also bei fünfhundert Morgen zweitausend fünfhundert jährlichen Gewinn. Um diesen zu erhalten, ist ein Anlagecapital von höchstens fünfzehntausend Thalern nöthig. Das war's, Anton, was ich dir erzählen wollte."

Anton stand überrascht. Es war nicht zu verkennen, daß die Zahlen, welche Fink hingeworfen hatte, nicht ganz aus der Luft gegriffen waren, weder die Kosten, noch die Erträge. Und die Aussicht, welche eine solche Anlage dem Gute eröffnete, beschäftigte ihn so, daß er lange in tiefem Schweigen neben dem Freund vorwärts schritt. „Du zeigst mir in der Wüste Wasser und grüne Wiesen," rief er endlich bekümmert, „das ist grausam von dir, denn nicht der Freiherr wird im Stande sein diese Verbesserung zu machen, sondern ein Fremder. Fünfzehntausend Thaler!"

„Vielleicht werden's auch zehn thun," sagte Fink spottend. „Ich habe dir dies Luftbild nur vor die Augen geführt, um dich für deinen Trotz von gestern Abend zu strafen. Jetzt laß uns von Anderm reden."

Am Abend rief der Freiherr mit wichtiger Miene seine Frau und Lenore: „Kommt nach meiner Schlafstube, ich habe euch etwas mitzutheilen." Er setzte sich dort in seinem Lehnstuhl zurecht und sagte mit größerem Behagen, als er seit langer Zeit an den Tag gelegt hatte: „Es war leicht zu merken, daß dieser Besuch Finks nicht ganz zufällig war, und nicht durch Freundschaft für Herrn Wohlfart veranlaßt, wie die jungen Männer sich den Schein gaben. Ihr waret

beide klüger als ich; ich habe doch Recht gehabt, der Beſuch hat einen Grund, der uns näher angeht als unſern Rechnungsführer.“ Die Baronin warf einen erſchreckten Blick auf ihre Tochter, aber Lenorens Augen waren ſo groß auf ihren Vater gerichtet, daß die Mutter ſich wieder beruhigte.

„Und was glaubt ihr wohl, hat den Herrn aus der Fremde hierher geführt?“ fuhr der Freiherr fort. Die Frauen ſchwiegen. Endlich ſagte Lenore: „Vater, Herr von Fink iſt von alter Zeit mit Wohlfart eng befreundet, ſie haben einander ſeit mehren Jahren nicht geſehen. Es iſt ſo natürlich, daß Fink eine flüchtige Bekanntſchaft mit dir benützt, um einige Wochen bei ſeinem nächſten Freunde zuzubringen. Wozu wollen wir einen andern Grund für ſeine Anweſenheit ſuchen?“

„Du ſprichſt, wie die Jugend ſolche Verhältniſſe auffaßt. Die Menſchen werden weniger durch ideale Empfindungen und mehr durch Eigennutz regiert, als deine junge Weisheit annimmt.“

„Eigennutz?“ frug die Baronin.

„Was iſt dabei zu erſtaunen?“ fuhr der Freiherr ironiſch fort; „Beide ſind Kaufleute, Fink hat auch ſo viel von den Reizen des Handels kennen gelernt, daß er nicht umhin kann ein gutes Geſchäft zu machen, wo ſich eine Gelegenheit dazu findet. Ich will euch ſagen, wie er hergekommen iſt. Unſer vortrefflicher Wohlfart hat ihm geſchrieben: Hier iſt ein Gut, und dieſes Gut hat einen Herrn, der gegenwärtig verhindert iſt, die Wirthſchaft ſelbſt zu überſehen. Es iſt ein Geſchäft hier zu machen, du haſt Geld, komm her. Ich bin dein Freund, es wird wohl etwas für mich abfallen.“

Die Baronin ſah ſtarr auf ihren Gemahl, Lenore aber ſprang auf und rief mit der Energie eines tiefgekränkten Herzens: „Vater, ich will nicht hören, daß du ſo von einem Manne ſprichſt, der uns nie etwas Anderes gezeigt hat als die größte Uneigennützigkeit. Seine Freundſchaft für uns geht ſo weit, daß er die Entbehrungen dieſes einſamen Aufenthaltes

und das Peinliche, das ſeine Stellung vielen Andern verleiden würde, mit einer grenzenloſen Langmuth erträgt."

„Seine Freundſchaft?" ſagte der Freiherr; „auf einen ſo hohen Vorzug haben wir niemals Anſpruch gemacht."

„Wir haben es gethan," rief Lenore in auflodernbem Eifer. „In einer Zeit, wo die Mutter Niemanden fand, der uns beigeſtanden hätte, da war es Wohlfart, der treu zu uns hielt. Er allein hat von dem Tage an, wo der Bruder ihn bei uns einführte, bis zu dieſer Stunde für uns geſorgt und dich vertreten."

„Nun," lenkte der Freiherr ein, „ich ſage ja nichts gegen ſeine Thätigkeit, ich gebe gern zu, daß er die Rechnungen in Ordnung hält, und für einen geringen Gehalt viel Fleiß beweiſt. Wenn du das Treiben der Menſchen mehr verſtändeſt, würdeſt du meine Worte ruhiger aufnehmen. Zuletzt iſt kein Unrecht bei dem, was er gethan," ſetzte er gedrückt hinzu. „Mir fehlt es gegenwärtig an Capitalien, und ich bin, wie ihr wißt, auch ſonſt verhindert. Was iſt dagegen zu ſagen, wenn Andere mir Vorſchläge machen, die ihnen Vortheil bringen und mir keinen Schaden?"

„Um Gottes willen, Vater, was für Vorſchläge? Es iſt unwahr, daß Wohlfart irgend ein anderes Intereſſe dabei hat, als dein eigenes."

Die Mutter forderte durch eine Handbewegung Lenore auf, zu ſchweigen. „Will Fink dir das Gut abkaufen," ſagte ſie, „ſo werde ich dieſen Entſchluß als ein Glück für dich ſegnen, als das größte Glück, das dir gerade jetzt widerfahren kann, geliebter Oscar."

„Von Kaufen war vorläufig nicht die Rede," erwiederte der Freiherr, „ich würde mich auch unter den jetzigen Ausſichten bedenken müſſen, das Gut ſo ſchnell wegzugeben. Fink hat mir einen andern Vorſchlag gemacht. Er will mein Pächter werden."

Lenore ſank lautlos in einen Stuhl.

„Er will mir fünfhundert Morgen von der Gutsfläche abpachten, um dieſelben in Kunſtwieſen zu verwandeln. Ich kann nicht leugnen, daß er offenherzig und als Ehrenmann mit mir geſprochen hat. Er hat mir mit Zahlen bewieſen, wie groß ſein Vortheil ſein würde, er hat ſich erboten, den Pachtbetrag für die erſten Jahre auf der Stelle zu zahlen, ja er hat ſich erboten, dies Pachtverhältniß nach fünf Jahren aufzulöſen und mir die Wieſen zu übergeben, wenn ich ihm die Koſten der Anlage zurückerſtatte."

„Großer Gott!" rief Lenore, „du haſt dieſen edelmüthigen Vorſchlag doch zurückgewieſen?"

„Ich habe Bedenkzeit verlangt," erwiederte der Freiherr behaglich. „Das Anerbieten iſt, wie geſagt, auch für mich nicht gerade nachtheilig; indeß wäre es doch unvorſichtig, einem Fremden durch fünf Jahre ſo große Vortheile einzuräumen, da Hoffnung iſt, daß ich ſelbſt in einem Jahre über Summen verfügen kann, um dieſe Anlagen für unſere eigene Rechnung zu machen."

„Du würdeſt ſie niemals ſelbſt machen, mein geliebter, armer Mann," rief die Baronin unter Thränen, ſie umſchlang den Hals ihres Gemahls und hielt ihre Hand über ſeine Augen. Der Freiherr ſank vernichtet zuſammen und legte wie ein Kind ſein Haupt an ihre Bruſt.

„Ich muß wiſſen, ob Wohlfart von dieſem Plane weiß und was er dazu ſagt," rief Lenore entſchloſſen; „wenn du erlaubſt, Vater, ſchicke ich ſogleich hinüber und laſſe ihn holen." Da der Freiherr keine Antwort gab, klingelte ſie dem Bedienten und verließ das Zimmer, dieſen vor der Thür zu erwarten.

Fink ſaß in Antons Stube, eifrig beſchäftigt den Freund auszuſchelten. „Seit du nicht mehr Cigarren rauchſt, iſt dein beſſerer Genius von dir gewichen, nachdem er ſich alle Haare über deine Ungemüthlichkeit ausgerauft hat. Jetzt iſt er im Himmel unter den pſalmirenden Engeln durch eine Tour auf-

fällig und unſer Herrgott muß von Zeit zu Zeit den Hofmarſchall fragen: „Wer iſt denn dieſer unglückliche Genius mit der Perrücke?“ Dann antwortet Raphael: „Der Cavalier war früher dem Scheuſal Anton Wohlfart zugetheilt.“ Dann frägt der Herr: „Weshalb hat er dieſen verlaſſen?“ und Raphael muß antworten: „Weil der Unſelige die Trabuco's abgeſchworen hat.“ Und der Herr wird zornig ſprechen: „Fort mit Maſter Anton zur Hölle; ſeine Seele ſoll in ein Rübenblatt eingenäht und dort alle Tage von kleinen Speiteufeln verraucht werden.“

„Biſt du in Amerika Mitglied einer frommen Gemeinde geworden, daß du im Himmel ſo genau Beſcheid weißt?“ frug Anton von ſeiner Rechnung aufſehend.

„Schweig!“ ſagte Fink; „ſonſt hatteſt du doch noch einige Stunden, wo du zu faulenzen verſtandeſt, jetzt verführſt du eine ewige Buchrechnung, und beim Tantalus, um nichts und wieder nichts.“

Der Bediente trat ein und lud Anton zum Freiherrn. Als Anton an der Thür war, rief Fink ihm nach: „Apropos, ich habe dem Freiherrn angeboten, die fünfhundert Morgen von ihm zu pachten. Zwei ein halb Thaler Pachtgeld für den Morgen; nach fünf Jahren Rückgabe der Wieſen gegen Erſtattung der Anlagekoſten, Zahlung baar oder in Hypothek. Jetzt geh, mein Junge.“

Als Anton bei dem Freiherrn eintrat, ſaß die Baronin an der Seite ihres Gemahls und hielt ſeine Hand in der ihren, Lenore ging unruhig im Zimmer auf und ab. „Haben Sie von dem Vorſchlage gehört, den Herr von Fink meinem Vater gemacht hat?“ frug ſie.

„In dieſem Augenblick hat er mir davon geſagt,“ erwiederte Anton. Der Freiherr verzog den Mund.

„Und was iſt Ihre Meinung, darf mein Vater das Anerbieten annehmen?“

Anton ſchwieg. „Für das Gut iſt es vortheilhaft,“ ſagte

er endlich mit innerer Ueberwindung. „Die Anlage könnte die beſte Hilfe für dieſe Beſitzung werden.

„Nicht das will ich wiſſen," entgegnete Lenore ungeduldig, „ſondern ob Sie als unſer Freund den Rath geben, dieſen Vorſchlag anzunehmen."

„Nein," ſagte Anton.

„Ich wußte, daß Sie ſo ſprechen würden," rief Lenore und trat hinter den Stuhl ihres Vaters.

„Sie ſagen nein, und weshalb, wenn's beliebt?" frug der Freiherr.

„Die gegenwärtige Zeit, welche Alles in Frage ſtellt, ſcheint mir wenig geeignet für eine ſo große Speculation. Außerdem glaube ich, daß Fink bei ſeinem Anerbieten durch Rückſichten geleitet wurde, welche vielleicht ihm ſelbſt Ehre machen, die aber Ihnen, Herr Baron, die Annahme ſeiner Vorſchläge erſchweren müſſen."

„Sie werden mir erlauben, ſelbſt darüber zu entſcheiden, was ich annehmen darf und was nicht," erwiederte der Freiherr. „Das Unternehmen wäre als Geſchäft für beide Parteien vortheilhaft."

„Das muß ich einräumen," ſagte Anton.

„Und wie man die gegenwärtige politiſche Lage anſieht, iſt Sache der perſönlichen Auffaſſung. Wer ſich dadurch in ſeinen Unternehmungen nicht ſtören läßt, verdient doch wohl mehr Lob als der, welcher in einer unbeſtimmten Furcht das Nützliche zu thun verſäumt."

„Auch das muß ich zugeben."

„Würde dies Unternehmen die Folge haben, daß Herr von Fink in unſerer Gegend ſeinen dauernden Aufenthalt nähme?" frug die Baronin.

„Das glaube ich nicht, gnädigſte Frau; die Arbeiten ſelbſt wird er jedenfalls einem Techniker übertragen, ſein lebhafter Geiſt wird ihn ſchnell genug wieder in die Welt treiben. Was ihn beſtimmt, dem Herrn Baron ſein Anerbieten zu

machen, das kann ich nur muthmaßen. Ich glaube, daß großen Antheil daran die Verehrung hat, welche er gegen Ihr Haus empfindet, und der Wunsch, Ihnen und vielleicht auch mir in diesen unruhigen Tagen mit einigem Recht nahe zu sein. Gerade das, was Andern jetzt diese Gegend verleidet, die Gefahr, das hat für sein kühnes Herz viel Lockendes."

„Und würde Ihnen nicht lieb sein, den Freund hier zu behalten?" frug die Baronin weiter.

„Ich habe dies bis heut noch nicht gehofft," erwiederte Anton. „In früherer Zeit war zuweilen meine Aufgabe, ihn von schnellen Entschlüssen zurückzuhalten, bei denen er um einer Laune willen Vieles auf das Spiel setzte."

„Sie halten es also für vorschnell," sagte der Freiherr, „daß Ihr Freund mir einen solchen Antrag gemacht hat?"

„Sein Antrag ist gewagt für ihn selbst," antwortete Anton nachdrücklich, „und es ist etwas darin, Herr Freiherr, was mir auch in Ihrem Interesse nicht gefällt, obgleich ich in Verlegenheit käme, wenn ich aussprechen sollte, was es ist."

„Wir danken Ihnen," sagte der Freiherr, „und wollen Sie nicht weiter bemühen, die Sache hat ja keine Eile." Anton verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Lenore stand schweigend am Fenster, ein langer Blick folgte dem Abgehenden. „Ich kann nicht aussprechen, was es ist," wiederholte sie Antons letzte Worte, und ein Heer von ängstlichen Bildern und Ahnungen flog durch ihre Seele. Sie zürnte der Schwäche ihres Vaters, sie war empört über Fink, der es wagte, ihnen Wohlthaten anzubieten. Ob der Vater annahm, ob er ablehnte, ihr aller Verhältniß zu dem Gast war ein anderes geworden. Sie waren ihm verpflichtet, er war ihnen kein Fremder mehr, er selbst hatte sich als Vertrauter in ihre stillen Leiden eingedrängt. Sie dachte an das Zucken seines Mundes, an seine zusammengezogenen Augenbrauen, sie hörte, wie er spottete über den Vater und über sie. Keck war er in ihr Haus getreten und nach wenigen

Tagen faßte er gleichgültig wie im Scherz nach den Zügeln, um ihr Schickſal nach ſeinem Willen zu lenken. Seiner übermüthigen Laune ſollten die Eltern vielleicht die Rettung verdanken. Heut hatte ſie noch mit ihm, dem glänzenden Mann aus der großen Welt, ſcherzen können, er war ein Gaſt, mit dem man auf gleichem Fuße ſteht, wie ſollte ſie ihn anſehen von morgen ab? Von morgen war er ein großer Herr für ſie, und ihr Vater in Wahrheit ſein Untergebener. Ihr Stolz bäumte hoch auf gegen ſein Weſen, deſſen Macht ſie in dieſer Stunde ſo lebhaft fühlte; ſie nahm ſich vor, ihn mit Kälte zu behandeln; ſie grübelte über die Worte, die er zu ihr ſprechen könnte, und über ihre Antworten, und immer flog ihre Seele um das Bild des mächtigen Fremden, wie der aufgeſcheuchte Vogel um den Feind ſeines Neſtes.

„Was wirſt du thun, Oscar?“ frug die Baronin.

„Der Vater darf nicht annehmen,“ rief Lenore mit Energie.

„Und was iſt deine Meinung?“ ſprach der Freiherr zu ſeiner Frau gewandt.

„Wähle, was dich am erſten von dieſem Gute befreit, was die Sorge von dir nimmt, den Trübſinn, die Unſicherheit, die dich jede Stunde im Stillen quälen. Laß uns in die Ferne ziehen, wo die Leidenſchaften weniger häßlich ſind, weit weg aus dieſem Lande. In den engſten Verhältniſſen werden wir ruhiger ſein als hier.“

„Du räthſt alſo, ſeinen Vorſchlag anzunehmen,“ ſagte der Freiherr. „Wer den Theil gepachtet hat, übernimmt wohl auch das Ganze.“

„Und zahlt uns eine Penſion,“ rief Lenore.

„Du biſt ein thörichtes Mädchen,“ ſagte der Vater; „ihr regt euch beide auf, das iſt unnütz. Der Vorſchag iſt zu bedeutend, um ihn kurz von der Hand zu weiſen oder im Sprunge anzunehmen. Ich will mir das Nähere überlegen. Dein Wohlfart wird Gelegenheit haben, die Bedingungen zu prüfen,“ fügte er in beſſerer Laune hinzu.

„Höre, mein Vater, auf das, was Wohlfart dir ſagt, und ehre auch, was er verſchweigt.“

„Ja, er ſoll gehört werden,“ ſchloß der Freiherr, „und jetzt gute Nacht, ihr beiden, ich werde mir's überlegen.“

„Er wird annehmen,“ ſagte Lenore im Zimmer der Baronin, „er wird annehmen, weil Wohlfart abgerathen hat, und weil der Andere ihm Geld gibt. Mutter, warum haſt du ihm nicht geſagt, daß wir Frauen dieſem Fremden nicht mehr ins Geſicht ſehen können, wenn er uns in unſerm eignen Hauſe die Almoſen zutheilt?“

„Ich habe keinen Stolz, ich habe keine Hoffnung mehr,“ klagte die Mutter leiſe. —

Als Anton langſam in ſein Zimmer zurückkehrte, rief Fink ihm luſtig entgegen: „Wie ſteht's, Procuriſt, darf ich Pächter werden, oder will der Baron die Anlage ſelbſt machen? Er hatte große Luſt dazu. In dieſem Fall erhebe ich Anſpruch auf Finderlohn: freie Station für mich und mein Pferd, ſo lange ſie hier Krieg ſpielen.“

„Er wird deinen Vorſchlag annehmen,“ erwiederte Anton, „obgleich ich ihm abgerathen habe.“

„Du?“ frug Fink; „ja, das ſieht dir ähnlich. Wenn eine ertrinkende Maus ſich an einen Holzklotz klammert, du hältſt ihr eine Rede über das Drückende moraliſcher Verpflichtungen und ſchleuderſt ſie ins Waſſer zurück.“

„Du biſt nicht ſo unſchuldig wie ein Holzklotz,“ verſetzte Anton wider Willen lachend.

„Höre,“ fuhr Fink fort, „ich habe keinen Ueberfluß an Sentimentalität, aber in dieſem Fall würde ich es doch nicht für freundſchaftlich halten, wenn du mich mit einer Strafrede erbauen wollteſt. Iſt dir's denn ſo unangenehm, daß ich dir helfe, eine verrückte Zeit durchzumachen?“

„Ich kenne dich lange genug, du Schelm,“ ſagte Anton, „um zu wiſſen, daß deine Freundſchaft für mich an deinem Anerbieten viel Antheil hat.“

„Wirklich?“ ſpottete Fink; „und wie groß war dieſer Antheil? Es iſt eine nichtsnutzige Zeit, mag man ſo tugendhaft handeln, als nur irgend möglich, man wird ſo lange ſecirt, bis die Tugend ſich unter dem Meſſer der Bosheit in Egoismus verwandelt.“

Anton ſtreichelte ihm die Wange. „Ich ſecire nicht,“ ſagte er. „Du haſt ein großartiges Anerbieten gemacht, und ich bin nicht mit dir unzufrieden, wohl aber mit mir. In der erſten Freude über deine Ankunft habe ich dir über die Verhältniſſe des Freiherrn und über den ſtillen Kummer der Frauen mehr mitgetheilt, als ſich mit meiner Pflicht vertrug, ich ſelbſt habe dich in die Geheimniſſe dieſes Hauſes eingeweiht, und du haſt dieſes Wiſſen auf deine behende Weiſe in Anſpruch genommen. So habe ich ſelbſt dich mit der Familie verflochten und deine Capitalien mit dieſem unruhigen Lande. Daß dies ſo plötzlich geſchehen, iſt gegen mein Gefühl, und daß meine Unvorſichtigkeit die Veranlaſſung gegeben, das ärgert mich.“

„Natürlich,“ lachte Fink; „für dich iſt der ſüßeſte Genuß, wenn du dir um deine Umgebung Sorge machen kannſt.“

„Zweimal iſt mir begegnet,“ fuhr Anton fort, „daß ich, deſſen Vorſicht du ſo oft verſpotteſt, über die Lage der Familie ohne Beruf mit Freunden geſprochen habe. Das erſte Mal erbat ich Hilfe für die Rothſattel, ſie wurde mir verweigert, und dieſer Vorgang hat mich mehr als etwas Anderes aus dem Comtoir und in dies Haus getrieben. Jetzt führt meine zweite Indiscretion die nicht mehr erbetene Hilfe in das Haus: was wird die Folge ſein?“

„Daß ſie dich wieder aus dem Hauſe und in das Comtoir wirft,“ lachte Fink. „Hat man je einen ſo ſpitzfindigen Hamlet in Thranſtiefeln geſehen? — Wenn ich nur dahinter kommen könnte, ob du einen ſolchen logiſchen Ausgang in der Stille erſehnſt oder fürchteſt?“ Er zog ein Geldſtück aus der Taſche: „Kopf oder Schrift, Anton? — Blond oder Schwarz? Werfen wir!“

„Du bist nicht mehr in Tennessee, du Seelenverkäufer!“ erwiederte Anton wider Willen lachend.

„Es sollte ehrliches Spiel sein,“ sagte Fink gleichmüthig, das Geldstück wieder einsteckend. „Ich wollte dir die Wahl lassen. — Denke in Zukunft daran.“

3.

Der Freiherr nahm an. In der That war schwer, dem Anerbieten Finks zu widerstehen, selbst Anton mußte zugeben, daß eine Zurückweisung kaum erfolgen konnte, nachdem es einmal im Ernst ausgesprochen war. Allerdings kam der Freiherr zu seiner Einwilligung nicht auf der geraden Linie, in welcher der gemeine Menschenverstand sonst irdischen Interessen nachgeht. Seine Seele machte mehre Quersprünge. Immer wieder fiel ihm ein, daß er einen ansehnlichen Gewinn aus seinem Gute für einige Jahre einem Fremden lassen sollte; und wenn er sich seufzend die Unmöglichkeit eingestanden hatte, diesem Verluste zu entgehen, so fiel ihm wieder ein, wie zudringlich es von dem Fremden sei, am dritten Tage nach seiner Ankunft einen solchen Antrag zu machen, und wie Lenorens fortgesetztes Widerstreben doch einen Grund habe. Dann erschien er sich armselig, unselbständig und unter Antons Vormundschaft, und kam erbittert bis zu dem Gedanken, die Sache aufzugeben. Aber nach solchen Wallungen schwankte er zuletzt doch immer wieder auf die Straße seines Vortheils zurück. Er wußte sehr wohl, welche Hilfe die vorausbezahlte Pacht für das laufende Jahr sein mußte, er ahnte, daß die Anlage in einigen Jahren den Werth des Gutes um die Hälfte erhöhen könnte. Ja, er gab zu, daß Fink selbst in den Unruhen dieses Jahres ein wünschenswerther Bundesgenosse sei. Gegen die Frauen beobachtete er ein hartnäckiges Stillschweigen, Lenorens wiederholte Versuche, ihn zu bestimmen, wies er mit einem auffallenden Anflug von

guter Laune ab; sein ganzes Wesen war in dieser Periode der Ueberlegung gehobener.

Nach einigen Tagen rief er den alten Diener und sagte im engsten Vertrauen: „Gib Acht, Johann, ob Herr Wohlfart im Laufe des Tages einmal ausgeht und Herr von Fink allein in seinem Zimmer ist, dann melde mich bei ihm und hole mich ab.“ Als er ganz in der Stille bei Fink eingeführt worden war, sagte er ihm in verbindlicher Weise, daß er seinen Vorschlag annehme und ihm überlasse, gelegentlich mit dem Anwalt in Rosmin den Contract zu entwerfen.

„Abgemacht,“ rief Fink, ihm die Hand schüttelnd; „haben Sie aber auch bedacht, Herr Freiherr, daß ich durch Ihre freundliche Einwilligung in die Lage kommen kann, noch auf Wochen, vielleicht auf Monate die Gastfreundschaft Ihres Hauses in Anspruch zu nehmen? Denn ich halte meine Gegenwart für wünschenswerth, wenigstens bis die Arbeit in Gang kommt.“

„Es wird mir eine große Freude sein,“ erwiederte der Freiherr aufrichtig, „wenn Sie in unserm noch nicht eingerichteten Haushalt vorlieb nehmen. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen einige Zimmer in diesem Flügel wohnlich zu machen und ganz zu Ihrer Disposition zu stellen. Haben Sie einen Diener, an den Sie gewöhnt sind, so bitte ich, ihn kommen zu lassen.“

„Einen Diener nicht,“ sagte Fink, „wenn Sie Ihrem Johann gestatten wollen, meine Zimmer in Ordnung zu halten. Aber etwas Besseres habe ich, wovon ich mich nicht lange trennen möchte, ein Halbblut, das noch im Stalle meines Vaters steht.“

„Sollte es nicht möglich sein, das Pferd herzuschaffen?“

„Wenn Sie das erlauben,“ sagte Fink, „bin ich Ihnen sehr dankbar.“

So besprachen die Beiden im besten Einvernehmen ihre Verbindung, und der Freiherr verließ Finks Zimmer mit dem Gefühl, daß er doch einen klugen Streich gemacht habe.

„Die Sache ist in Richtigkeit," sagte Fink zu dem eintretenden Anton. „Jetzt lamentire nicht, sondern finde dich darein, das Unglück ist einmal geschehen. In zwei Zimmer auf der Ecke dieses Flügels werde ich mich einquartieren, die Einrichtung besorge ich selbst. Morgen fahre ich nach Rosmin und von dort weiter. Ich bin einem geschickten Mann auf der Spur, der das Technische der Anlage leiten soll; den Mann und einige Arbeiter bringe ich mit. Kannst du mir unsern Karl auf acht Tage überlassen?"

„Er ist hier schwer zu entbehren, indeß, wenn es sein muß, werde ich ihn zu vertreten suchen. Laßt mir nur ein Bündel mit weisen Lehren zurück."

Am nächsten Morgen reiste Fink in Begleitung des Husars ab, und die alte Ordnung im Schloß kehrte zurück. Die kleine Gutswehr hielt regelmäßig ihre Uebungen, Patrouillen wurden gemacht wie früher; arge Gerüchte wurden eifrig erzählt und angehört; einmal kam die Meldung, daß auf der nächsten Landstraße ein Haufe Sensenmänner marschire, ein ander Mal betrat ein Trupp feindlicher Reiter die Feldmark, ritt aber, ohne das Dorf zu berühren, auf dem Waldwege vorüber. Auch Militär erschien als Einquartierung auf einzelne Nächte, kleine Abtheilungen, welche weiter ins Land hinein zogen. Die Offiziere waren willkommene Gäste des Schlosses, sie erzählten von dem Kampf der Leidenschaften jenseit der Wälder und beruhigten die Frauen durch das muthige Versprechen, daß dem Aufstand ein schnelles Ende bereitet werde. Nur Anton empfand die schwere Last, welche selbst durch die kleinen Truppenmärsche auf das Gut gelegt wurde.

Fast vierzehn Tage waren vergangen, Fink und Karl wie verschwunden. An einem sonnigen Tage war Lenore bei ihrer Pflanzung beschäftigt, sie ließ durch einen Arbeiter Löcher für die Wurzelballen kleiner Waldbäume ausgraben. Schon bildete ein halbes Hundert von Fichten und jungen Birken ein

anſpruchloſes Gebüſch, das zur Zeit einem Rebhuhn mehr Schatten gab, als einem Menſchen. In ihrem Strohhut, einen kleinen Spaten in der Hand, erſchien Lenore dem vorübereilenden Anton ſo anmuthig, daß er ſich nicht verſagen konnte, ſtehen zu bleiben und ihr zuzuſehen.

„Halte ich Sie endlich, treuloſer Herr," rief ihm Lenore zu. „Seit acht Tagen haben Sie ſich gar nicht um meine Bäume gekümmert, ich habe Alles allein begießen müſſen. Hier iſt Ihr Spaten, kommen Sie und helfen Sie mir Löcher graben."

Anton ergriff gehorſam den Spaten und begann tapfer den Raſen auszuſtechen. „Ich habe im Walde junge Wachholder geſehen, vielleicht können Sie die brauchen."

„An den Rändern," antwortete Lenore verſöhnt.

„Ich hatte in den letzten Tagen mehr zu thun als ſonſt," fuhr Anton fort, „Karl fehlt uns überall."

Lenore ſtieß ihren Spaten tief in die Erde und beugte ſich herab, den aufgeworfenen Boden anzufühlen. „Hat Ihr Freund immer noch nicht geſchrieben?" frug ſie gleichgültig.

„Ich weiß nicht, was ich denken ſoll," ſagte Anton, „der Poſtenlauf iſt nicht unterbrochen, denn andere Briefe ſind angekommen. Faſt fürchte ich, daß den Reiſenden ein Unglück zugeſtoßen iſt."

Lenore ſchüttelte den Kopf. „Können Sie ſich denken, daß Herrn von Fink ein Unglück zuſtößt?" frug ſie weitergrabend.

„Es iſt ſchwer zu denken," ſagte Anton lachend, „er ſieht nicht aus, als ob er ſich ein boshaftes Schickſal leicht über den Kopf wachſen ließe."

„Das meine ich auch," erwiederte Lenore trocken.

Anton ſchwieg eine Weile. „Es iſt merkwürdig, daß wir mit einander noch nicht über die Veränderung geſprochen haben, welche durch Finks Hierbleiben entſteht," ſagte er endlich nicht ohne Zwang, denn er empfand undeutlich, daß zwiſchen Lenore und ihn ſelbſt eine Befangenheit gekommen war, ein leichter

Schatten auf goldgrünem Raſen, von dem man nicht weiß, woher er fällt. „Sind Sie auch nicht unzufrieden mit ſeiner Anſiedelung?“ Lenore wandte ſich ab und ließ einen Zweig durch ihre Finger gleiten. „Sind Sie zufrieden?“ frug ſie zurück.

„Ich für meinen Theil kann mir die Anweſenheit des Freundes wohl gefallen laſſen,“ ſagte Anton.

„Dann thu' ich's auch,“ verſetzte Lenore aufſehend. „Aber es iſt doch auffallend, daß auch Herr Sturm nicht geſchrieben hat. Vielleicht kommen ſie gar nicht wieder,“ rief ſie aus.

„Für Karl leiſte ich Bürgſchaft,“ ſagte Anton.

„Aber für den Andern? Der ſieht aus, als ob er veränderlich wäre wie eine Wolke.“

„So iſt er nicht,“ erwiederte Anton; „wenn er Schwierigkeiten zu bekämpfen hat, erwacht alle Energie ſeines Lebens; nur was ihm keine Mühe macht, das langweilt ihn.“

Lenore ſchwieg und grub eifrig weiter.

Da hörte man aus dem Wirthſchaftshofe das Geſumm von fröhlichen Stimmen, die Leute liefen von ihrem Mittagstiſch auf die Landſtraße, „Herr Sturm kommt,“ rief ein Knecht den Grabenden zu. — Ein ſtattlicher Zug bewegte ſich durch das Dorf nach dem Schloſſe. Voran ſchritt ein halbes Dutzend Männer in gleicher Tracht; ſie trugen graue Jupen, breitkrempige Filzhüte, die an einer Seite aufgeſchlagen und mit einem grünen Buſch verziert waren, auf der Schulter eine leichte Jagdflinte, an der Seite ein Matroſenmeſſer. Hinter ihnen kam eine Reihe beladener Wagen, der erſte voll von Schaufeln, Grabſcheiten, Hacken und Erdkarren, welche wohlgeordnet in einander geſetzt waren, dahinter andere Wagen mit Mehlſäcken, Kiſten, Kleiderbündeln und eingepackten Möbeln. Den Zug ſchloß wieder eine Anzahl Männer in grauer Uniform und denſelben Waffen. In der Nähe des Schloſſes ſprang Karl mit einem Fremden von dem letzten Wagen herab. Karl ſtellte ſich an die Spitze des Zuges, ließ die Wagen an

der Front des Schloſſes auffahren, ordnete die Männer in zwei Reihen und commandirte mit einigem Erfolg: „Präſentirt das Gewehr!“ Hinter dem Zuge galoppirte Fink auf ſeinem Pferde heran.

„Willkommen!“ rief Anton dem Freunde entgegen.

„Sie bringen eine Armee mit Bagage,“ lachte Lenore ihn begrüßend; „ziehen Sie immer mit ſo ſchwerem Gepäck ins Feld?“

„Ich bringe ein Corps, das von heut ab in Ihrem Dienſt ſtehen ſoll,“ erwiederte Fink vom Pferde ſpringend. „Es ſcheinen ordentliche Leute,“ ſagte er zu Anton gewandt, „ſie ſollen den Stamm bilden für meine Arbeiter. Doch hat es Mühe gemacht, ſie zuſammenzufinden. Hände ſind jetzt rar, und doch wird nichts gearbeitet. Wir haben in deiner Heimat getrommelt und gelockt wie Werbeoffiziere. Zur Arbeit allein wären ſie ſchwerlich gekommen. Die grauen Jacken und die Jägerhüte haben's ihnen angethan. Einige gediente Männer ſind darunter, dein Huſar weiß ſie zuſammenzuhalten, wie ein geborener General!“

Der Freiherr und ſeine Gemahlin traten in die offene Halle. Die Arbeiter brachten auf Karls Commando ein dreimaliges Hoch aus, dann zogen ſie auf die vordere Seite des Hauſes und lagerten ſich in der Sonne.

„Hier ſind Ihre Pioniere, mein Chef,“ ſagte Fink nach den erſten Begrüßungen zum Freiherrn. „Da Ihre Güte mir erlaubt hat, für die nächſte Zeit Ihr Hausgenoſſe zu werden, ſo habe ich auch das Recht gewonnen, etwas für die Sicherung Ihres Schloſſes zu thun. Es ſieht bedenklich aus in dieſer Provinz. In Rosmin ſelbſt hält man ſich keinen Tag für ſicher. Ihre Einrichtung einer Bauerwehr iſt auch dem Feind nicht entgangen und hat ſeine Aufmerkſamkeit auf Ihr Haus gelenkt.“

„Es iſt mir eine Ehre,“ unterbrach der Freiherr, „dieſen Herren zu mißfallen.“

„Gewiß," ſtimmte Fink höflich bei. „Um ſo mehr haben Ihre Verehrer die Verpflichtung, für Ihre und Ihrer Familie perſönliche Sicherheit zu wachen. Noch ſind Sie kaum ſtark genug, dies Schloß gegen abgeſchmackte Einfälle Ihrer Ortsangehörigen zu ſchützen. Das Dutzend Arbeiter, welches ich herbringe, könnte eine Schutzwache für Ihr Haus bilden, die Leute haben Waffen und wiſſen zum Theil damit umzugehen. Ich habe die Arbeiter auf ein Reglement verpflichtet, welches ſo viel militäriſchen Anſtrich hat, daß es helfen kann, ſie in Ordnung zu halten. Sie ſollen täglich einige Stunden weniger arbeiten und ſich in dieſer Zeit einexerciren, Patrouillen machen und, ſoweit Ihnen, Herr Freiherr, dies wünſchenswerth erſcheint, eine regelmäßige Verbindung mit der Umgegend erhalten. Unterhalt und Beköſtigung der Leute liegen natürlich mir ob, ich habe vorläufig für die erſten Wochen geſorgt. Mein Wunſch iſt, ihnen ein leichtes Haus auf dem Felde zuſammenzuſchlagen; bis dahin aber wird es nöthig ſein, die Männer nahe bei einander zu halten, wo möglich in der Nähe des Schloſſes. Und deshalb bitte ich Sie um Quartier auch für dieſe Leute."

„Alles, was Sie wünſchen, lieber Fink," rief der Freiherr fortgeriſſen von dem unternehmenden Geiſt des Jüngern; „was wir von Räumlichkeiten haben, ſtelle ich zu Ihrer Verfügung."

„Dann erlaube ich mir den Vorſchlag," begann Anton, „im Schloß ein Zimmer des untern Stocks als Wachtſtube einzurichten. Dort werden die Waffen und Werkzeuge der Leute aufbewahrt, und jede Nacht ziehen einige dorthin auf Poſten. Die übrigen müſſen in dem Wirthſchaftshof untergebracht werden. Dadurch werden die Männer gewöhnt, dies Schloß als ihren Sammelplatz zu betrachten."

„Vortrefflich," ſagte Fink, „wenn nur die Damen der Unruhe, welche dadurch auch in das Schloß kommt, nicht zu ſehr zürnen."

„Die Frau und Tochter eines alten Soldaten werden die

Maßregeln, welche für ihre Sicherheit getroffen werden, mit dem größten Dank aufnehmen," erwiederte der Freiherr mit Würde.

So wurde von allen Seiten bereitwillig zugegriffen, die neue Colonie anzusiedeln. Die befrachteten Wagen wurden abgeladen, der Techniker und die Arbeiter fanden ein nothdürftiges Unterkommen auf dem Wirthschaftshofe.

Die erste Thätigkeit der Arbeiter war, Leinwand und Strohseile von Möbeln abzuwickeln und diese in die Zimmer ihres neuen Brodherrn zu tragen. Die Dienerschaft vom Schlosse stand herum und sah neugierig auf den einfachen Hausrath. Ein Stück aber erregte so laute Verwunderung, daß auch Lenore zu der Gruppe trat. Es war ein kleines Sopha von abenteuerlichem Aussehen. Die Polster waren überzogen mit dem Fell eines großen Raubthieres, gelbbrauner Grund mit regelmäßigen schwarzen Flecken. Zur Rücklehne und den Seitenkissen waren drei ungeheure Katzenköpfe in Polster verwandelt, das Gestell war, statt von Holz, von kunstvoll geschnitztem Elfenbein.

„Wie allerliebst!" rief Lenore aus.

„Wenn das Ding Ihnen nicht mißfällt," sagte Fink gleichgültig, „so schlage ich einen Tausch vor. In meinem Zimmer steht ein kleiner Divan, in dem sich's so bequem ruht, daß ich ihn gern behalten möchte. Erlauben Sie den Leuten, dies Ungethüm in einem andern Zimmer des Schlosses niederzusetzen, und überlassen Sie mir dafür den Divan."

Lenore fand bei dieser kurzen Weise nicht sogleich eine Antwort, sie verbeugte sich zu stummer Einwilligung. Und doch war sie unzufrieden mit sich, daß sie den Tausch nicht im Augenblick ablehnte. Als sie in ihr Zimmer kam, fand sie das Katzensopha darin aufgestellt. Darüber ärgerte sie sich noch mehr, sie rief Suska und den Diener, das Möbel in eine andere Stube zu tragen, aber Beide protestirten und erhoben großen Lärm, als sie behaupteten, das prächtige Thier stehe nirgend besser als in dem Zimmer des gnädigen Fräu-

leins, bis endlich Lenore, um nicht Aufſehen zu verurſachen, Beide hinaustrieb und ſich leidend in den Tauſch ergab. So ruhte jetzt Lenorens ſchöner Leib auf den Jaguarfellen, die Fink in fernen Wäldern erbeutet hatte.

Am nächſten Tage begann die neue Thätigkeit. Der Wieſenbauer zog mit ſeinen Inſtrumenten auf das Feld, die Arbeiter wurden an ihr Werk geſtellt. Karl ſuchte Tagelöhner in den deutſchen und polniſchen Orten, auch im Dorfe waren einige Leute willig, nach wenig Tagen wurde ein halbes Hundert Arbeiter auf dem gepachteten Land beſchäftigt. Nebenbei bemerkt, nicht ohne viel Störung, die Leute waren unruhig und zerſtreut, und die Arbeiter aus den nächſten Dörfern kamen unregelmäßiger, als wünſchenswerth war; aber der Stamm hielt doch feſt und Finks Einrichtung bewährte ſich, vielleicht deshalb, weil ſowohl er als Karl die Leute zu bändigen wußten, er ſelbſt durch ſtolze Energie, Karl durch gute Laune, mit der er lobte und ſchalt. Die militäriſchen Uebungen zu leiten, kam der Förſter unermüdlich aus ſeinem Walde hervor, das Schloß wurde alle Nächte durch Wachen beſetzt, die Patrouillen nach den Nachbardörfern pünktlich verſehen. Der kriegeriſche Geiſt verbreitete ſich von dem Schloſſe über die ganze deutſche Umgegend. Schnell lebte in der Schaar mit aufgekrempten Hüten ein Corpsgeiſt auf, der die Handhabung der Disciplin erleichterte, und Fink wurde von fremden Leuten überlaufen, welche ihn baten, ſie ebenfalls mit einem Anzuge und einer Flinte, mit guter Koſt und Löhnung zu verſehen und in ſeine Garde aufzunehmen.

„Die Wachtſtube iſt in Ordnung," ſagte Fink zu Anton, „in die Fenſterverſchläge des Unterſtocks laß noch Schießlöcher ſchneiden."

So trug man im Schloß die Laſten der Zeit mit neuem Muth. In das Leben jedes Einzelnen kam durch den Gaſt ein neuer Zug, auch die Wirthſchaft empfand ſeine Gegenwart,

und der Förſter war ſtolz, einem ſolchen Herrn die Honneurs des Waldes zu machen. Fink war viel mit Anton auf dem Felde, und dieſer wie Karl gewöhnten ſich, ihn um Rath zu fragen. Er kaufte zwei derbe Wagenpferde, wie er ſagte, für die eigene Bequemlichkeit und für die Wieſen, aber er ließ ſie tüchtig in der Wirthſchaft arbeiten und lachte den Freund aus, als dieſer ein beſonderes Conto für die beiden Roſſe einrichtete und ihnen alle Wochen ihre Anzahl Pferdetage gut ſchrieb. Anton ſelbſt war glücklich, den Freund in der Nähe zu haben. Etwas von der fröhlichen alten Zeit war wiedergekommen, jene Abende, wo die beiden Jünglinge mit einander geplaudert hatten, wie nur junge Männer vermögen, bald in kindlicher Tollheit, bald weiſe über die höchſten Dinge. In Vielem hatte ſich Fink verändert, er war ruhiger geworden und, wie Anton in der Sprache des Comtoirs ſich ausdrückte, ſolider. Aber er war freilich noch mehr als früher geneigt, andere Menſchen für ſeine wechſelnden Intereſſen zu benutzen und auf ſie herunter zu ſehen, wie auf ein Spielzeug. Seine Lebenskraft war noch dieſelbe. Wenn er den Morgen bei ſeinen Wieſenarbeitern geſtanden, mit dem Förſter den Wald durchſtreift hatte, wenn er am Nachmittag auf ſeinem Pferde, trotz Antons Vorſtellungen, meilenweit in das unſichere Land hinein geritten war, um Nachrichten zu holen oder Verbindungen anzuknüpfen, und wenn er auf dem Rückwege die Poſten des Guts und der Bauerdörfer beſichtigt hatte, dann war er noch Abends am Theetiſch der Baronin ein heiterer Geſellſchafter, der unermüdlich aushielt, und oft durch Antons Winke erinnert werden mußte, daß die Kraft der Hausfrau nicht ſo unzerſtörbar war als ſeine eigene. Den Freiherrn hatte er bald vollſtändig überwunden. Gegen die gallige Laune, welche dem armen Herrn zur Gewohnheit geworden war, zeigte er nicht die mindeſte Nachſicht, er geſtattete ihm keine bittere Bemerkung, keinen Ausfall gegen Wohlfart oder gegen die eigene Tochter, ohne ihm ſein Unrecht auf der Stelle fühlbar zu machen. So

ſetzte er durch, daß der Gutsherr wenigſtens in ſeiner Gegenwart ſich gewaltig zuſammennahm. Dagegen that er ihm auch manchen Gefallen, der ihm ſelbſt bequem war. Er half ihm dazu, eine Partie Whiſt zu ſpielen, indem er ihm den Rath gab, ſich in die Karten kleine Zeichen zu ſtechen, die er mit dem Finger fühlen konnte; er führte Lenore zu dem Whiſttiſch und brachte ihr die Anfänge des Spiels bei. Wie von ſelbſt machte ſich's, daß Wohlfart zur Partie herangezogen wurde. So half er dem Freiherrn über langſame Stunden weg und bewirkte, daß ſein Freund von jetzt ab faſt alle Abende in der Familie zubrachte und noch nicht zu Bett war, wenn Fink die Laune hatte, ein Nachtgeſpräch zu halten und in Geſellſchaft ein Glas Cognacpunſch und eine letzte Cigarre zu genießen.

Nur die Frauen des Schloſſes ſchienen die Vortheile nicht zu empfinden, welche Finks Anweſenheit allen Uebrigen brachte. Die Baronin erkrankte. Es war keine heftige Krankheit, und doch kam ſie plötzlich. Noch am Nachmittag hatte ſie heiter mit Anton geſprochen und ihm einige Briefe abgenommen, die der Briefbote für den Freiherrn gebracht. Am Abend erſchien ſie nicht am Theetiſch; der Freiherr ſelbſt betrachtete ihr Unwohlſein als vorübergehend. Sie klagte über nichts als Schwäche; der Arzt, welcher ſich von Rosmin auf das Gut wagte, wußte ihre Krankheit nicht zu nennen. Lächelnd wies ſie alle Arznei zurück und ſprach ſelbſt die feſte Zuverſicht aus, daß die Abſpannung vorübergehen werde. Um Lenore und ihren Gemahl nicht an das Krankenzimmer zu feſſeln, äußerte ſie zuweilen den Wunſch, an den Familienabenden Theil zu nehmen, ſie vermochte dann nicht auf dem Sopha zu ſitzen und legte ihr Haupt auf das Kiſſen der Lehne.

So war ſie die ſtille Geſellſchafterin der Andern, ihr Auge ſah unruhig auf den Freiherrn und prüfend auf Lenore, bis beide am Spieltiſch ſaßen, dann lehnte ſie ſich in die Kiſſen zurück und ſchien auszuruhen wie von einer Arbeit.

Anton betrachtete die Kranke mit inniger Theilnahme Wenn er im Spiel einen Rubber zu pauſiren hatte, verſäumte er nie, leiſe zum Sopha zu treten und nach ihrem Befehl zu fragen. Es war ihm eine Freude, wenn er ihr ein Glas Waſſer überreichen oder einen Auftrag ausrichten konnte. Immer ſah er mit Bewunderung in das feine Antlitz, das noch jetzt, bleich und abgeſpannt, die ſchönen Umriſſe zeigte. Es war ein ſtilles Einverſtändniß zwiſchen ihm und der Kranken. Sie ſprach mit ihm noch weniger als mit den Andern. Denn wenn ſie in der Nähe ihres Gemahls oft in munterm Ton das Wort ergriff und den Erzählungen ihres Gaſtes mit den Augen und dem Haupte folgte, ſo bemühte ſie ſich nicht, vor Anton ihre Schwäche zu verbergen. Sie ſank dann in ſich zuſammen, oder ſtarrte theilnahmlos in das Zimmer hinein, aber wenn ſie ihn anſah, war es mit dem ruhigen Vertrauen, das man einem alten Hausgenoſſen ſchenkt, vor dem man Geheimniſſe nicht mehr zu hüten hat. Vielleicht war es, weil die Baronin den Werth ſeines Gemüths vollkommen zu würdigen wußte, vielleicht weil ſie ihn ſeit dem Tage, wo er ihr ſeine Dienſte anbot, bis zu dieſer Stunde immer als einen zuverläſſigen Diener ihres Hauſes angeſehen hatte. Aber wäre auch dieſe Auffaſſung unſerm Helden bemerkbar geworden, ſie hätte ſeine ritterliche Treue gegen die Edelfrau nicht erſchüttert. So wie ſie war, erſchien ſie ihm fertig und in ihrer Art vollkommen, als ein Bild, welches das Herz eines Jeden erfreut, der ihm nahe tritt. Er konnte den ſtillen Verdacht nicht los werden, daß eine Einwirkung von außen, vielleicht ein Schreiben, das er ſelbſt am Tage ihrer Erkrankung übergeben, die Veränderung ihrer Geſundheit hervorgebracht habe; denn damals war auf einem Briefe die Adreſſe von einer zitternden Hand geſchrieben, der Brief hatte ein bösartiges Ausſehen gehabt, und Anton hatte ahnend empfunden, daß er Unwillkommenes enthalten müſſe. An einem Abend, als die Andern am Spieltiſch ſaßen, war der Kopf der Kranken

von dem seidenen Kissen herunter geglitten. Als Anton das Kissen zurecht gerückt, und die Kranke ihr Haupt mit Mühe wieder darauf gelegt hatte, sah sie ihn dankend an und sagte ihm leise, wie schwach sie sei. „Ich wünsche noch einmal allein mit Ihnen zu reden," fuhr sie nach einer Pause fort, „nicht jetzt, aber die Zeit wird kommen," und dabei sah sie mit einem tiefen Ausdruck von Schmerz in die Höhe, daß Anton voll trüber Befürchtungen wurde.

Weder der Freiherr noch Lenore hatten große Sorge. „Mama hat schon einige Mal an solcher Schwäche gelitten," sagte Lenore, „immer war die Sommerluft ihre beste Heilung, ich hoffe Alles von der Zeit, wo es wärmer wird." Lenore selbst war nicht unbefangen genug, ihre Umgebung mit scharfen Augen anzusehen, auch sie hatte sich verändert. Manchen Abend saß sie stumm am Theetisch und fuhr auf, wenn das Wort an sie gerichtet wurde, an andern war sie ausgelassen heiter. Sie vermied Fink, sie mied aber auch Antons Nähe, Beiden gegenüber war sie befangen. Ihre blühende Gesundheit schien erschüttert, die Mutter selbst trieb sie oft aus der Krankenstube ins Freie; dann ließ Lenore ihr Pferd satteln und ritt allein hinaus in den Wald, wo sie stundenlang umhertrabte und zuletzt nicht darauf achtete, wenn der erzürnte Pony, ohne ihren Befehl abzuwarten, sie nach dem Hofe zurückbrachte. Anton sah diese Veränderung mit stiller Trauer. Er fühlte tief, daß es anders wurde zwischen Lenore und ihm, aber er vermied mit ihr darüber zu sprechen, und verschloß in seinem Herzen, was er empfand.

Es war ein schwüler Nachmittag im Mai. Ueber den Wäldern hingen dunkle Gewitterwolken, und die Sonne warf ihre Strahlen heiß auf das trockene Land: da kam der Mann, der als Patrouille nach den Bauerdörfern ausgeschickt war, eilig nach der Wachtstube des Schlosses zurück und meldete, fremdes Volk laure im Kunauer Wald, die Kunauer ließen

fragen, was zu thun sei. Fink gab den Arbeitern das Lärmzeichen und sandte Botschaft zum Förster und nach dem neuen Vorwerk. Während die Arbeiter das Geräth dem Schlosse zutrugen und die Knechte mit ihrem Gespann vom Felde heimritten und sich für den Aufbruch rüsteten, jagte ein Reiter von Kunau mit der Nachricht heran, eine polnische Bande sei in ein Gehöft des Dorfes eingebrochen, die Landleute ließen um Hilfe bitten.

Alle Männer waren in der muthigen Aufregung, welche ein Alarm hervorruft, wenn er die Aussicht auf Abenteuer bringt.

„Behalte einige der Arbeiter zurück," sagte Fink zu Anton, „und übernimm die Wache im Schloß und im Dorfe, den Förster schicke mit der Gutswehr nach Kunau, ich reite mit dem Amtmann und den Knechten voraus." Er sprang nach dem Stall des Schlosses und sattelte selbst sein Pferd, während Karl neben ihm das Reitpferd des Barons für sich hinausführte. „Achten Sie auf die Wolken, Herr von Fink," sagte Karl, „nehmen Sie Ihren Mantel mit, es gibt ein tüchtiges Gewitter. Heut Nacht regnet's Hafer für das Gut." Fink rief nach seinem Plaid, und die kleine Schaar rasselte auf Kunau zu.

Als sie in den Wald kamen, merkten sie, wie stickend die Schwüle war, selbst die rasche Bewegung der Pferde vermochte nicht das unbehagliche Gefühl zu bannen. „Sehen Sie die Unruhe in den Thieren," sagte Karl, „mein Pferd spitzt die Ohren, es ist etwas im Walde." Die Reiter hielten still. „In dem Gebüsch trabt Jemand, dort rasselt's in den Aesten." Das Pferd, welches Karl ritt, fuhr mit dem Kopf auf das Gehölz zu und schnaubte laut.

„Es ist ein Bekannter, Einer von uns," versetzte Fink auf das Pferd blickend.

Die Zweige des jungen Holzes fuhren auseinander, auf ihrem Klepper kam Lenore herausgesprengt und verlegte den Reitern den Weg. „Halt, wer da?" rief sie lachend.

„Alle Wetter, das Fräulein!“ ſchrie Karl.

„Die Loſung!“ gebot Lenore martialiſch.

Fink ritt vor, ſalutirte und ſagte leiſe: „Potz Blitz, das iſt ja die Guſtel von Blaſewitz.“

Lenore erröthete und lachte. „Paſſirt,“ ſagte ſie; „ich reite mit.“

„Natürlich,“ rief Fink, „nur vorwärts!“ Der Pony warf nach Leibeskräften ſeine Beine neben dem großen Pferde des Gaſtes durcheinander. So kamen ſie nach Kunau und hielten vor dem Alarmhauſe. Dort war die Bauerwehr aufgeſtellt, der Schmied als Befehlshaber kam ihnen ſorgenvoll entgegen.

„Was in unſerm Holze ſteckt, iſt verwettertes Volk,“ rief er, „bewaffnete Polacken. Heut in der hellen Mittagsſtunde iſt ein Haufe von zehn Männern mit Flinten an des Leonhard Hof gekommen, der dort hinausliegt auf den Wald zu, ſie haben die Hofthüren beſetzt, dann iſt der Anführer mit ſeiner Bande in die Stube getreten, wo die Leute gerade um den Tiſch ſaßen, und hat Geld verlangt und das Kalb aus dem Stall. Es war ein ſchändlicher Kerl mit einer langen Flinte, er hatte eine Pfauenfeder auf dem Hut und die rothen Schnüre auf dem Rock, wie ein echter Klopiez. Der Bauer hat ſich geweigert das Geld zu geben, da haben ſie ihm ein Gewehr an den Kopf geſetzt, bis ſein Weib in der Angſt zu dem Kaſten gelaufen iſt und den Kerlen einen Säckel mit Geld hingeworfen hat. Darauf haben ſie das Kalb aus dem Stall geriſſen und vier Gänſe aus dem Hofe, und ſind mit ihrem Raube wieder nach dem Wald gezogen. Vier Männer mit Flinten haben ſie im Hofe ſtehen laſſen als Wache, ſo daß Niemand heraus konnte, bis die andern mit den geſtohlenen Sachen im Walde waren. Zuletzt haben zwei von dem Raubvolk ihre Gewehre in das Dach abgeſchoſſen, dann ſind auch die vier weggelaufen. Das Dach fing an zu glimmen, aber wir haben's glücklich gelöſcht.“

„Seitdem sind Stunden vergangen," sagte Fink, „die Schurken sind über alle Berge."

„Ich glaub's nicht," erwiederte der Schmied. „Den Leonhard habe ich mit unsern Berittenen sogleich um den Wald herumgeschickt an die Grenze, damit sie aufpassen, wenn das Räubervolk sich aus dem Walde schleicht. Und eine Frau aus Neudorf, die im Wald war, hat noch vor zwei Stunden polnische Leute gesehen, auf der Grenze nach dem Neudorfer Wald, gerade da, wo der Grenzstein unter der alten Eiche steht. Sie hatten ein Vieh bei sich, ob es ein Kalb war oder ein Hund, hat die Frau in ihrer Angst nicht gesehen; wenn's das Kalb war, so haben's die Hungerleider lieber aufgegessen als fortgetragen. Ich komme eben von Neudorf, die Neudorfer sind gesammelt wie wir. Wir möchten ein Treiben durch die Wälder anstellen, wenn Ihre Leute uns helfen und wenn Sie uns die Richtung geben wollten."

„Gut," sagte Fink, „frisch ans Werk." Er sandte einen Boten dem Förster entgegen, damit die aus dem Schloß gleich von ihrer Seite das Treiben begönnen, und besprach mit dem Schmied Aufstellung und Richtung der Kunauer. Karl mit den Knechten schickte er zu den Kunauer Reitern auf die entgegengesetzte Seite des Waldes, nach welcher der Trieb zugehen sollte. „Machen Sie keine Umstände mit den Schuften," rief er dem abreitenden Karl zu und klopfte auf die Pistolen im Holfter. „Vorwärts!" sagte er zum Schmied, „ich selbst reite nach Neudorf. Wenn ihr euer Vorholz abgesucht habt, erwartet uns, dort soll die Neudorfer Kette sich an eure schließen."

So zogen die von Kunau aus, den Diebstahl zu rächen. Fink galoppirte von Lenore begleitet nach dem Nachbardorf. Auf dem Wege sagte er zu ihr: „Hier werden wir uns trennen, Fräulein." — Lenore schwieg.

Fink sah sie von der Seite an. „Ich glaube nicht," fuhr er fort, „daß die Schelme uns die Freude machen werden, unsern Besuch im Walde zu erwarten. Und wenn sie weg-

laufen wollen, der Abend ist nahe, wir werden sie schwerlich hindern. Aber die Jagd ist eine gute Uebung für unsere Leute, und deshalb soll sie uns willkommen sein."

„Dann gehe ich mit nach dem Walde," sagte Lenore entschlossen.

„Nothwendig ist das gerade nicht," erwiederte Fink; „ich fürchte zwar keine Gefahr für Sie, aber Ermüdung und vielleicht Regen."

„Lassen Sie mich mit," bat Lenore zu ihm aufsehend.

„Ich habe verständig abgerathen, mehr ist von einem Menschen nicht zu verlangen, und im Vertrauen gesagt, mich freut's, daß Sie so muthig sind. Galopp, Kamerad!"

In Neudorf stellte Fink die Pferde in den Hof des Schulzen und führte die Schaar der Neudorfer an den Waldrand. Die Linie stellte sich auf, die Durchsuchung des Forstes begann. In langer Kette betraten die Männer das Holz, die Entfernung zwischen den einzelnen Gliedern mußte größer sein, als wünschenswerth war, Fink schritt mit Lenore auf dem äußersten rechten Flügel, wo der Anschluß an die Linie der Kunauer geschehen sollte, der Nebenmann Finks hatte die Richtung anzugeben. Die Jäger gingen in tiefem Schweigen vorwärts und spähten mit scharfem Auge von Baum zu Baum. Als sie den Wald betraten, rauschte es in den Baumgipfeln, durch die Lücken des Nadelholzes sah man den bleischwarzen Himmel. Unten aber lag noch die Schwüle des heißen Tages, die Vögel saßen in die Zweige geduckt, die Käfer waren in die Büsche der Heidelbeeren gekrochen.

„Der Himmel selbst kommt den Spitzbuben zu Hilfe," sagte Fink, auf die Wolken deutend, zu seiner Begleiterin, „es wird so finster dort oben, daß wir in einer halben Stunde hier unten nicht zehn Schritt vor uns sehen werden."

Das Holz schloß sich dichter, das Tageslicht nahm ab, die am Flügel hatten Mühe, die Reihe der Männer zu erkennen. Der Grund wurde morastig, Lenore versank bis an die Knöchel

in dem Bruch. „Wenn's nur kein Katarrh wird," lachte Fink sie aus.

„Es wird keiner," erwiederte Lenore herzhaft, aber der Zug in den Wald erschien ihr nicht mehr so harmlos, wie vor einer Stunde.

Der Mann neben Fink blieb stehen, sein leises Zeichen lief die Kette hinab, die lange Reihe hielt an, die Kunauer zu erwarten. Immer schwärzer wurde es über den Bäumen, immer dunkler im Holz. In der Ferne rollte der Donner, wie ein dumpfer Wirbel klang der Ton unter dem großen Dach von Nadeln. So standen die Männer wohl eine Viertelstunde, da tönte von rechts ein leiser Ruf durch die Dunkelheit, die Treiber aus dem Nachbardorfe kamen heran. Die Warnung: „Nebenmann rechts und links im Auge behalten!" flog durch die Reihe, dann setzte sich der ganze Zug in Bewegung, die Führer aus den beiden Dörfern schritten jetzt neben einander, Fink und Lenore in ihrer Spur. Da fuhr ein starker Donnerschlag über den Wald, es pfiff und rasselte in der Luft, der Regen rauschte hernieder. Zuerst klang der Tropfenfall nur in den Aesten der Bäume, bald drangen einzelne schwere Tropfen herunter. Immer lauter schlug der Regen auf die Kronen der Bäume, immer stärker tropfte es von den Aesten, endlich rauschte die Wasserfluth von dem Himmel und durch die Zweige herab auf den Boden; jeder Stamm, jeder Strauß Nadeln, jeder herabgebogene Ast verwandelte sich in eine Wasserrinne. Wie ein Flor verhüllten die Wassertropfen die Aussicht. Um jeden Einzelnen war ein enger Kreis gezogen durch Finsterniß und strömenden Regen, die Männer riefen einander mit gedämpfter Stimme zu, um die Richtung nicht zu verlieren.

Da stieß Lenore, als sie auf Fink sah, mit dem Fuß an eine Baumwurzel, sie unterdrückte einen Schmerzensschrei und sank auf ein Knie; Fink eilte zu ihr.

„Ich kann nicht weiter," sagte sie den Schmerz bezwingend,

„lassen Sie mich hier zurück, ich beschwöre Sie, und holen Sie mich auf dem Rückwege ab.“

„Sie in dieser Lage verlassen,“ rief Fink, „wäre eine Barbarei, gegen welche das Menschenfressen als harmlose Ergötzlichkeit erscheinen müßte. Sie werden sich schon meine Nähe gefallen lassen. Vor Allem erlauben Sie mir, daß ich Sie aus dieser Baumtraufe fortführe an eine Stelle, wo der Regen weniger unverschämt ist. Unsere Vordermänner habe ich ohnedies verloren, ich sehe durchaus nichts mehr von den breiten Schultern der ehrlichen Knaben.“ Er richtete Lenore in die Höhe, sie versuchte mit dem verletzten Fuß aufzutreten, aber der Schmerz preßte ihr einen neuen Klagelaut aus, sie wankte und hielt sich an Finks Schulter. Da schlug dieser seinen Plaid um sie, hob sie vom Boden und trug sie eingewickelt, wie man ein Kind trägt, auf seinen Armen unter einige Tannen, welche mit ihren dichten Zweigen einen kleinen geschützten Raum einschlossen. Wenn ein Mensch sich beugte, konnte er darunter erträglichen Schutz finden.

„Hier herunter müssen Sie sich setzen, liebes Fräulein,“ rieth Fink und ließ Lenore vorsichtig auf den Boden herab. „Ich werde vor Ihrem grünen Haus Wache halten und Ihnen den Rücken zukehren, damit Sie Ihr nasses Tuch um den unartigen Knöchel binden.“ Lenore drückte sich unter das dichte Tannendach, Fink stellte sich mit dem Rücken gegen sie an einen Baumstamm. „Es ist doch nichts beschädigt,“ frug er, „können Sie den Fuß im Gelenk bewegen?“

„Er thut etwas weh,“ sagte Lenore, „aber es geht.“

„Das ist brav,“ sprach Fink hinter sich, „jetzt binden Sie das Tuch um, ich hoffe, in zehn Minuten werden Sie auftreten können. Wickeln Sie sich fest in das große Tuch, es hält warm; sonst holt sich mein Kriegskamerad noch das Fieber, und damit wäre die Jagd nach dem gestohlenen Kalbe doch zu theuer bezahlt. Sind Sie fertig mit dem Verband?“ frug er wieder, „darf ich mich herumdrehen?“

„Ja," antwortete Lenore.

„Dann erlauben Sie mir, Sie einzuwickeln." Vergebens proteſtirte das Fräulein gegen dieſen Ritterdienſt, Fink ſchlang das große Tuch um den ganzen Körper der Sitzenden und band es hinten in einen feſten Knoten. „Jetzt ſitzen Sie im Walde wie das graue Männchen."

„Etwas Geſicht laſſen Sie mir frei," bat Lenore.

„So," ſagte Fink, „jetzt wird Ihnen behaglich werden." Bald empfand Lenore eine wohlthätige Wärme; ſchweigend ſaß ſie unter ihren Zweigen, bekümmert um die ſeltſame Lage, in der ſie ſich befand. Fink hatte wieder ſeinen Platz am Baumſtamm eingenommen und kehrte ihr ritterlich den Rücken zu. Nach einer Weile rief Lenore aus dem Gebüſch: „Sind Sie noch da, Herr Kamerad?"

„Halten Sie mich für einen Verräther, der ſeinen Zeltgenoſſen verläßt?" frug Fink zurück.

„Es iſt hier unten ganz trocken," fuhr Lenore fort, „nur auf meine Naſe fällt zuweilen ein Tropfen. Sie aber, armer Herr, werden da draußen ganz durchnäßt. Welch furchtbarer Regen!"

„Dieſer Regen flößt Ihnen Schreck ein?" verſetzte Fink achſelzuckend; „der iſt nur ein ſchwaches Kind! Wenn er einen Zweig vom Baume gerauft hat, meint er Wunder gethan zu haben. Da lobe ich mir den Regen in ſolchen Ländern, wo die Sonne heißer brennt. Tropfen, wie Aepfel, nein, keine Tropfen mehr, armdicke Strahlen, das Waſſer ſtürzt aus den Wolken wie ein Waſſerfall. Stehen bleiben kann man nicht, denn der Boden ſchwimmt unter einem fort, unter Bäume flüchten kann man auch nicht, denn der Sturmwind zerbricht die dickſten Baumſtämme wie Strohhalme. Man läuft auf das Haus zu, das vielleicht nicht weiter entfernt iſt, als von hier bis zu der Baumwurzel, die Ihren Fuß verletzte, und das Haus iſt verſchwunden, an der Stelle befindet ſich ein Loch, ein Strom, ein Haufe herangeſpülter Felſen. Vielleicht fängt dann auch die Erde an ein wenig zu beben und ſchlägt

Wellen wie das Meer im Sturme. Das iſt ein Regen, der ſich ſehen laſſen kann. Kleider, die er durchnäßt hat, werden nie wieder trocken, was ein Oberrock war, iſt acht Tage nachher noch eine ſchwarze unförmliche Maſſe, welche das Ausſehen und die Feuchtigkeit einer Morchel hat. Behält man einen ſolchen Rock auf dem Leibe, ſo bleibt er feſt genug ſitzen, die Aufſchläge am Ellbogen, die Taille am Halſe, aber nie wird man ihn wieder ausziehen können, außer mit Hilfe eines Federmeſſers und in ſchmalen Streifen, die man abſchneidet wie Aepfelſchalen."

Lenore mußte in ihrem Schmerz lachen. „Ich wünſche mir wohl einen ſolchen Regen zu erleben," ſagte ſie.

„Ich bin uneigennützig, wenn ich mir nicht wünſche, Sie in ſolcher Lage zu ſehen," erwiederte Fink. „Die Frauen ſind am ſchlimmſten daran, Alles, was ſie zur Toilette rechnen können, verſchwindet in ſolcher Strömung vollſtändig. Iſt Ihnen das Coſtüm der Frau Venus von Milo bekannt?"

„Nein," antwortete Lenore ängſtlich.

„Gerade wie dieſe Dame ſehen alle Frauen aus, die ein tropiſcher Regen getroffen hat, und die Männer wie Vogelſcheuchen. Ja es ſoll vorgekommen ſein, daß Menſchen von ſolchem Regen platt geſchlagen wurden wie Kupferdreier, nur mit einem Knopf in der Mitte, der bei näherer Betrachtung ſich als ein Menſchenkopf auswies und den Vorübergehenden traurig zurief: O ihr Mitmenſchen, das kommt davon, wenn man ohne Regenſchirm ausgeht."

Wieder mußte Lenore lachen. „Mein Fuß thut nicht mehr ſo weh," ſagte ſie, „ich glaube, ich kann jetzt gehen."

„Das ſollen Sie nicht," entgegnete Fink, „noch läßt der Regen nicht nach, und es iſt ſo finſter, daß man kaum die Hand vor den Augen ſieht."

„Dann thun Sie mir die Liebe und ſuchen Sie die Männer auf. Mir iſt jetzt wohler, ich ſitze hier wie ein Reh, geſchützt vor dem Regen und vor fremden Leuten."

„Es geht nicht," sprach Fink von seinem Baume zurück.

„Ich bitte Sie flehentlich darum," rief Lenore angstvoll und streckte ihre Hände aus dem Tuch, „lassen Sie mich jetzt allein."

Fink wandte sich um, ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen, dann eilte er schweigend in der Richtung fort, welche die Landleute genommen hatten.

So saß Lenore allein unter den Tannenzweigen. Noch immer rauschte der Regen herab, er schlug klatschend an die Baumgipfel und strömte von den Aesten herunter auf den Boden. Dazu rollte oben der Donner, das Gewitter kam herauf; zuweilen fuhr ein grelles Licht durch die Dunkelheit, dann sah Lenore die beleuchteten Baumstämme in langen Reihen wie goldgelbe Säulen eines unabsehbaren Gebäudes vor sich stehen und darüber eine schwarze Decke mit hellen Lichtern geflammt. Dann erschien der Wald wie ein verwünschtes Schloß, das aus der Erde steigt und im Nu wieder versinkt. Durch den Regen klangen geheimnißvolle Töne, wie sie zur Nachtzeit durch den Wald gehen. Ueber ihr schlug es an den Stamm mit regelmäßigem Klopfen, als wenn ein schlimmes Waldgespenst an das Holz ihrer Hütte anpochte, sie fuhr zusammen und frug sich gleich darauf, ob das ein Specht sein könnte oder ein Baumast. Aus der Ferne tönte der heisere Klageschrei einer Krähe, der das Wasser in das Nest gedrungen war und den ersten Schlaf gestört hatte. Neben ihr lachte es schauerlich „Huhu, huhu!" und wieder erschrak Lenore; war es ein tückischer Kobold aus dem Walde, oder war es nur eine kleine Eule? In hundert melancholischen Lauten sprach die Natur. Lenore empfand den wilden Reiz dieser Einsamkeit bald mit Freude und gleich darauf wieder mit Angst. Und dazwischen flogen andere Gedanken durch ihre Seele, wie thöricht sie gehandelt hatte, sich vom Hause fortzustehlen zu einem Zuge, der ein solches Abenteuer möglich machte, wie man sie im Schloß suchen würde, und vor

Allem, was er von ihr denken müsse, der sie auf ihre Bitten verlassen. Sie zog das Tuch von ihrem Ohr und lauschte, es war nichts von Menschenstimmen zu hören; nichts war zu hören als der Fall des Regens und die Seufzer des Waldes. Aber neben ihr rauschte es an dem Boden, zuerst leise, dann vernehmlicher, das Regenwasser floß in einer kleinen Rinne zusammen und murmelte, wenn es an einen großen Busch von Waldbeeren stieß, an einen Wurzelstock oder an die Knolle eines Farnkrauts. Und hinter ihr raschelten die Blätter und mit eiligem Sprunge kam es heran, sie drückte erschrocken ihr Haupt an den Baumstamm. Etwas setzte sich neben sie nieder, und eine fremde Gestalt rührte an den Plaid, den sie umhatte. Sie fuhr mit der Hand unter dem Tuch vorsichtig nach dem Nachbar und fühlte das weiche Fell eines Hasen, der, durch das rinnende Wasser aus seiner Vertiefung aufgeschreckt, unter den Bäumen Schutz suchte, wie sie selbst. Sie hielt den Athem an, um den kleinen Genossen ihrer Hütte nicht zu verscheuchen; und eine Weile kauerten die Beiden nebeneinander, der Hase drückte sich dicht an das Tuch.

Da klangen in der Ferne durch Regen und Donner einzelne Schüsse, Lenore zuckte zusammen, mit großem Satz fuhr der Hase in die Finsterniß hinein. Dort kämpften Menschen mit einander, dort wurde Blut vergossen auf dem schwarzen Boden. Ein Geschrei wurde gehört, es klang noch aus der Ferne zornig und drohend, dann wurde Alles still. „War er in einer Gefahr gewesen?“ So frug sie sich, aber sie fühlte darum keine Angst und schüttelte das Haupt unter ihrem Tuch. Wo er auch war, für ihn gab es keine Gefahr. Das Gewehr, das nach ihm zielte, schlug ein niederfallender Baumast in den Grund; das Messer, das gegen ihn gezückt wurde, zerbrach wie ein Span Holz, bevor es ihn traf; der Mann, der gegen ihn eindrang, mußte straucheln und fallen, ehe er sein stolzes Haupt berührte. Er war fest gegen alle Gefahr, und er war fest gegen jede Furcht; er kannte keine Sorge, keinen Schmerz,

ach, er fühlte nicht wie andere Menſchen. Frei erhob er ſein Haupt, und heiter war ſein Auge, wo alle Andern gedrückt zur Erde ſahen. Keine Schwierigkeit ſchreckte ihn, kein Hinderniß verlegte ihm den Weg. Mit einer leichten Bewegung des Fußes ſtieß er weg, was Andere erdrückte. So war er. Und der Mann hatte ſie jetzt ſchwach geſehen, vorſchnell und hilflos! durch ihre eigene Schuld hatte er das Recht erhalten, ſie mit flüchtiger Vertraulichkeit zu behandeln. Sie zitterte, daß er dies Recht benutzen könnte, durch einen Blick, ein übermüthiges Lächeln, ein ſchnelles Wort. So pochte ihr Herz, und ſo flogen ihre Gedanken wohl eine Stunde lang.

Das Wetter verzog ſich. Statt der rauſchenden Güſſe fiel jetzt ein dauerhafter Landregen aus den Wolken, leiſer gurgelte die kleine Waſſerrinne und häufiger tönte der Schrei der Eule; auf den Wechſel von ſchwarzer Finſterniß und feuriger Helle folgte ein mattes Grau am Himmel und in dem Walde. Aus dem einförmigen Dunkel hoben ſich nur die Säulen der nächſten Bäume als düſtere Schatten von dem Hintergrunde ab. Beängſtigend ſtieg das Gefühl der Einſamkeit in Lenore auf. Da drang wieder der ferne Ton von Menſchenſtimmen an ihr Ohr, Ruf und Gegenruf wurden laut, und die Stimme des Amtmanns rief: „Ueber den Bruch ſind ſie noch gegangen, dorthin, ihr von Neudorf.“ Die Tritte der Sprechenden kamen näher, dicht an den Tannen bewegte ſich die Geſtalt eines Mannes. Karl ſetzte die Hände an den Mund und johlte laut in den Wald hinein: „Halli, Fräulein Lenore!“

„Ich bin hier,“ rief eine feine Stimme zu ſeinen Füßen.

Verwundert trat Karl einen Schritt zurück und ſchrie freudig: „Gefunden!“ Die Landleute umringten Lenorens Hütte mit lautem Ruf. — „Unſer Fräulein iſt hier!“ rief ein Burſch aus Neudorf und jauchzte in ſeiner Freude wie bei einer Hochzeit. Lenore erhob ſich, noch ſchmerzte der Fuß, aber auf Karls Arm geſtützt, verſuchte ſie tapfer vorwärts zu gehen. „Nur bis an den Bruch,“ ſagte dieſer, „dort ſtehen

die Bäume dünner." Unterdeß brachen die jungen Männer einige Stangen ab und legten Nadelzweige darüber. Trotz ihrem Sträuben wurde Lenore von den Dienstfertigen genöthigt, sich auf die kunstlose Trage zu setzen, während Einer in den Hof des Schulzen vorauslief, ihr das Pferd entgegenzuführen.

„Haben Sie die Diebe?" frug Lenore den Amtmann, der neben ihr ging.

„Zwei," erwiederte dieser. „Das Kalb war geschlachtet, wir bringen die Haut und einen Theil des Fleisches, die Gänse hingen mit umgedrehten Hälsen an einem Ast, aber das Geld hatten die Schurken schon getheilt. Es ist bei den Zweien wenig davon gefunden worden."

„Es sind Leute von Tarow, die wir gefangen haben," sagte der Schulz finster, „die schlechtesten Kerle im Dorfe. Und ich wollte doch, sie wären wo anders her, denn es leben rachsüchtige Menschen dort."

„Ich hörte schießen," frug Lenore weiter, „ist ein Unglück geschehen?"

„Uns nichts," antwortete Karl. „Sie hatten in ihrem Uebermuth ein Feuer angemacht, hinten unweit dem Waldrand, wo wir zu Pferd Kette machten. Noch durch den Regen glomm der Brand; so haben sie sich selbst verrathen. Wir stiegen von den Pferden, schlichen heran und fielen über sie her. Sie schossen ihre Flinten ab und liefen ins Gebüsch. Dort verschwanden sie in der Finsterniß. Es dauerte lange, ehe die zu Fuß durch den Wald zu uns kamen; ohne die Schüsse und den Lärm hätten sie uns nicht gefunden. Herr von Fink hat uns die Stelle beschrieben, wo wir Sie finden würden. Er führt die Gefangenen auf dem Fahrwege, sie sollen auf's Gut, morgen schaffen wir sie weiter ins Deutsche."

„Aber daß Herr von Fink Sie im Walde so allein gelassen hat," sagte der ehrliche Schulz kopfschüttelnd, „das war doch ein gewagtes Stück."

„Ich bat ihn, nicht zurückzubleiben," antwortete Lenore und ſchlug trotz der Dunkelheit die Augen nieder.

Auf halbem Weg zum Dorf kam Lenorens Pony dem Zug entgegen. In Neudorf empfing Karl das Pferd des Freiherrn aus den Händen der Knechte zurück und geleitete das Fräulein nach dem Schloſſe. Es war ſpät am Abend, als ſie dort ankamen. Lenorens lange Abweſenheit hatte die Angſt der Mutter und die allerſchlechteſte Laune des Freiherrn hervorgerufen. Haſtig machte ſich die Tochter von den Fragen los, die auf ſie eindrangen, und eilte auf ihr Zimmer. Eine Stunde ſpäter kam Fink mit dem Förſter aus Kunau zurück und brachte die beiden Gefangenen, welche mit ihren gebundenen Händen trotzig zwiſchen den Wächtern daherſchritten und ihre Pfauenfeder ſo hoch trugen, als zögen ſie zum Tanz in die Schenke.

„Ihr ſollt's uns bezahlen," ſagte der Eine von ihnen auf Polniſch zu den begleitenden Männern und ballte die gefeſſelte Fauſt.

4.

Noch immer regnete es. Bei Anbruch des Tages hatte der Himmel eine Pauſe gemacht, aber nur, um ſeine feuchte Arbeit mit doppelter Stärke fortzuſetzen. Die Wieſenarbeiter waren am frühen Morgen auf das Feld gezogen und bald wieder zurückgekehrt. Jetzt ſaßen ſie ſchweigſam in der Wachtſtube des Schloſſes und trockneten ihre durchnäßten Kleider am Ofen.

Der Freiherr lag im Lederſeſſel ſeiner Hinterſtube; er ließ ſich von dem alten Johann aus den Zeitungen vorleſen, welche am Tage zuvor wieder einmal in das Schloß gedrungen waren. Die eintönige Stimme des Dieners meldete nur Unwillkommenes, die Regentropfen klapperten an der Dachrinne, und der Sturmwind ſchlug heulend an die Hausecke, ſie begleiteten in Mißtönen die Worte des Leſenden.

Anton war an ſeinem Schreibtiſch beſchäftigt. Vor ihm lag ein Brief des Juſtizrath Horn, er meldete, daß der Termin zum gerichtlichen Verkauf des Familienguts auf die Mitte des nächſten Winters feſtgeſtellt ſei; gleich nach Bekanntmachung des Termins ſeien mehre Hypotheken des Guts aus einer Hand in die andere übergegangen, wie er fürchte, aufgekauft von einem Speculanten, der ſich hinter verſchiedenen Namen zu verbergen wiſſe. So überdachte Anton in trüber Stimmung die gefährliche Lage des Freiherrn.

In dem Zimmer daneben leiſtete Fink den Damen Geſellſchaft; die Baronin lag in die Kiſſen des Sophas gedrückt, zugedeckt mit einem Tuch Lenorens. Sie ſah ſchweigend vor ſich hin, und nur wenn die Tochter mit zärtlicher Frage zu ihr trat, nickte ſie ihr lächelnd zu und ſprach beruhigende Worte. Lenore war am Fenſter mit einer leichten Arbeit beſchäftigt und hörte mit Entzücken auf die Scherze, durch welche Fink das trübe Grau des Zimmers aufzuhellen wußte. Er war heut trotz dem Regen in der übermüthigſten Laune. Zuweilen klang Lenorens Lachen durch die eichene Thür in Antons Ohr, dann vergaß Anton Güterverkauf und Hypotheken, ſah mit umwölktem Blick auf die Thür und empfand nicht ohne Bitterkeit, daß ein neuer Kampf für ihn und die Familie heranziehe.

Draußen aber ſtrömte der Regen, ſtürmte die Luft. Laut rief der Wind vom Walde her ſeinen Klageruf nach dem Schloß. Von den Wipfeln der Föhren wogten die Nadelbüſchel raſtlos auf das Schloß zu; in den Birnbäumen auf dem Ackerland fuhren die Blätter und die weißen Blüthen zitternd durcheinander. Zornig warf der Sturm die Blüthen zur Erde, ſchlug ſie mit ſeinen Regentropfen feſt auf dem naſſen Boden und heulte: „Herunter mit eurem lachenden Glanz, graue Trauerfarbe ſoll heut tragen, was zum Schloſſe gehört.“ — Von den Bäumen fuhr der Wilde an die Mauern des Schloſſes, er ſchüttelte die Fahnenſtange auf dem Thurm,

er ſchleuderte das Waſſer der Wolken in ſchrägen Linien an die Fenſterſcheiben, er fuhr ſtöhnend in den Schlot und donnerte an die Thüren. Zu jeder Oeffnung rief er herein: „Wahret euer Haus!“ So trieb er es ſtundenlang, aber die drin verſtanden nicht ſeine Sprache.

So achtete auch Niemand auf den Reiter, der ſein ermüdetes Pferd in eiligem Jagen durch das Dorf dem Schloſſe zutrieb. Endlich ſchlug der Hammer an das Pfahlwerk des Hofes, ungeduldig tönten die Schläge, und Stimmen wurden laut im Hofe und auf der Treppe. Anton öffnete die Thür, ein bewaffneter Mann, triefend von Waſſer, beſpritzt mit dem Koth der Straße, trat in die Stube.

„Du biſt es!“ rief Anton erſtaunt.

„Sie kommen,“ meldete Karl, ſich vorſichtig umſehend; „machen Sie ſich gefaßt, diesmal gilt es uns.“

„Die Feinde?“ frug Anton ſchnell; „wie ſtark iſt der Haufe?“

„Es iſt kein Haufe, den ich geſehen,“ erwiederte Karl ernſt, „es iſt ein Heer; an die tauſend Senſenmänner, wohl hundert Reiter. Sie ſind auf dem Zuge zum Hauptcorps. Ich höre, ſie haben Befehl, alle polniſchen Männer mitzunehmen und die deutſchen Gemeinden zu entwaffnen.“

Anton öffnete die Thür des Nebenzimmers und bat Fink hereinzukommen.

„Ah,“ rief Fink eintretend, mit einem Blick auf Karl, „wer ſo die halbe Landſtraße in die Stube trägt, bringt nichts Gutes. Von welcher Seite kommt der Feind, Sergeant?“

„Vom Neudorfer Birkenwald her zieht ſich's in hellen Haufen auf uns herunter. Die Leute hier im Dorf ſind in der Schenke verſammelt, trinken Branntwein und zanken.“

„Kein Fanal hat gebrannt, es iſt noch kein Rapport von den nächſten Dörfern gekommen,“ rief Anton am Fenſter. „Haben die Deutſchen in Neudorf und Kunau geſchlafen?“

„Sie ſind ſelbſt überraſcht worden,“ fuhr der Unglücksbote

fort; „ihre Wachen hatten ſchon geſtern am Abend den Feind geſehen; er zog eine halbe Meile von Neudorf auf der großen Straße nach Rosmin zu. Als er die Stelle paſſirt hatte, wo der Weg nach Neudorf von der Straße abgeht, wurden die Neudorfer gutes Muthes. Ihre Reiter folgten von fern den Senſenmännern, bis ihnen der letzte Haufe aus dem Geſicht war. In der Nacht aber ſind die Banden umgekehrt, heut Morgen haben ſie das Dorf überfallen, ſie haben gewirthſchaftet wie die Teufel. Der Schulz liegt auf dem Stroh voll Wunden, ein gelieferter Mann, das Alarmhaus iſt in Brand gerathen, dort über den Wald hin müßte man den Rauch ſehen, wenn dieſer dicke Regen nicht wäre. Jetzt haben ſich die Feinde getheilt, ſie durchſuchen die deutſchen Dörfer, ein Trupp zieht nach Kunau, ein Haufe auf unſer neues Vorwerk, ein großer Haufe kommt hierher.“

„Wie viel Zeit haben wir noch, die Herren zu empfangen?“ frug Fink.

„Bei dem Wetter braucht das Fußvolk eine Stunde bis hierher.“

„Iſt der Förſter gewarnt,“ frug Anton, „und wiſſen ſie's auf dem Vorwerk?“

„Es war keine Zeit ſie anzurufen, das Vorwerk liegt von Neudorf weiter ab als das Gut, ich wäre vielleicht zu ſpät hierher gekommen. Unſer Fanal habe ich angezündet, aber bei dieſem Regen iſt weder Feuer noch Rauch zu ſehen, und jedes Signal iſt vergeblich.“

„Wenn ſie nicht für ſich ſelbſt ausgeſehen haben,“ ſagte Fink beiſtimmend — „wir können nichts weiter für ſie thun.“

„Der Förſter iſt ein Fuchs,“ erwiederte Karl, „den fängt Keiner, aber der Vogt auf dem Vorwerk und des Vogts junge Frau; der Himmel ſei ihnen gnädig!“

„Retten Sie unſere Leute!“ rief eine flehende Stimme neben Fink; Lenore ſtand in der Stube, bleich, mit gefalteten Händen.

Anton eilte an die Thür, durch welche Lenore geräuschlos eingetreten war. „Die gnädige Frau!“ rief er besorgt.

„Noch hat sie nichts gehört,“ erwiederte Lenore hastig; „senden Sie nach dem Vorwerk, helfen Sie unsern Leuten!“

Fink ergriff seine Mütze. „Führen Sie mein Pferd heraus,“ sagte er zu Karl.

„Du darfst jetzt nicht fort,“ rief Anton ihm in den Weg tretend; „ich werde dein Pferd nehmen.“

„Um Vergebung, Herr Wohlfart,“ warf Karl dazwischen, „wenn ich das Pferd des Herrn von Fink reiten darf, — ich bin noch im Stande den Weg zu machen.“

„Meinetwegen,“ entschied Fink. „Den Förster und wen Sie von Männern auftreiben können, senden Sie hierher, die Weiber, die Pferde und Schafe schicken Sie nach dem Wald. Der Vogt soll sich mit dem Vieh tief in das Holz hinein ziehen und von den alten Kiefern an der Sandgrube das Schloß beobachten. Sie aber bleiben auf meinem Pferde, das ich leider Ihren Beinen für die nächsten Tage überlassen muß. Reiten Sie auf Rosmin zu und suchen Sie die nächste Abtheilung unserer Truppen, wir lassen dringend um Hilfe bitten, wo möglich Cavalerie dabei.“

„Unsere Rothmützen sollen eine Stunde hinter Rosmin stehen,“ sagte Karl im Abgehen; „der Schmied von Kunau rief mir's zu, als ich bei ihm vorbeiritt.“

„Was Sie von Militär in Bewegung setzen, bringen Sie hierher. Während Sie das Pferd satteln, schreibe ich eine Zeile an den Commandirenden.“

Karl machte militärisch grüßend Kehrt und sprang hinunter, Anton mit ihm. Während Karl am Sattelgurt schnallte, sagte Anton eilig: „Im Vorbeireiten ruf' die Leute auf dem Hofe an, ich gehe sogleich hinüber. — Armer Junge, du hast heut noch kaum gefrühstückt und hast wenig Aussicht, in den nächsten Stunden etwas zu bekommen.“ Er sprang in das Haus zurück, holte aus der Küche eine Flasche Liqueur, ein Brod

und Ueberreſte eines Schinkens, ſteckte die Zehrung in einen Sack und reichte dieſen mit dem Briefe dem Reiter, der gerade im Begriffe war den Hofraum zu verlaſſen.

„Ich danke," ſagte Karl, Antons Hand ergreifend, „Sie ſorgen für Alles. Jetzt aber noch eine Bitte an Sie, denken Sie auch an ſich ſelbſt, Herr Wohlfart; dieſe polniſche Wirthſchaft hier und da draußen iſt nicht werth, daß Sie Ihr Leben dafür in die Schanze ſchlagen; es gibt bei uns daheim Leute, die es ſchwer ertragen würden, wenn Ihnen etwas zuſtieße."

Anton ſchüttelte herzhaft die Hand des Treuen. „Lebe wohl, ich werde meine Pflicht thun; vergiß nicht, den Förſter zu uns zu ſchicken, und rette vor Allem die Frau. Das Militär führe auf dem Waldwege hierher."

„Keine Sorge," ſagte Karl luſtig, „der vornehme Braune ſoll heut merken, was ein Commißſchenkel durchſetzen kann." Bei dieſen Worten ſchwenkte er ſeine Mütze und verſchwand in geſtrecktem Galopp hinter den Gebäuden des Wirthſchaftshofes.

Anton verriegelte das Thor, dann eilte er in die Wachtſtube und zog die Lärmglocke, er befahl dem Obmann, die Leute antreten zu laſſen, das Hinterthor zu beſetzen und Niemand ohne Anfrage einzulaſſen, auch die Flüchtlinge nicht. „Eßt reichlich und trinkt mit Maß, wir werden heut zu thun bekommen," rief er ihnen zu. Oben in ſeinem Zimmer ſtand unterdeß Fink am Tiſche und lud die Gewehre, Lenore reichte ihm von der Wand, was er forderte, ſie war bleich, aber die Augen glühten ihr in einer Aufregung, welche dem eintretenden Anton nicht entging. „Laſſen Sie dieſe ernſten Spielereien uns allein beſorgen," bat er zu ihr tretend.

„Es iſt das Haus meiner Eltern, das Sie vertheidigen," rief Lenore, „mein Vater iſt außer Stande Sie anzuführen. Sie ſollen um unſertwillen Ihr Leben nicht auf das Spiel ſetzen, ohne daß ich dabei bin."

„Verzeihen Sie," erwiederte Anton, „Ihre erſte Pflicht

ist jetzt wohl, die Frau Baronin vorzubereiten und in den nächsten Stunden nicht zu verlassen."

„Meine Mutter, meine arme Mutter!" rief Lenore die Hände zusammenschlagend, legte das Pulverhorn hin und eilte in das Nebenzimmer.

„Ich lasse die Leute essen," sagte Anton zu Fink. „Von jetzt ab übernimm du den Befehl."

„Gut," erwiederte Fink, „hier ist deine Ausrüstung, diese Doppelflinte ist leicht, ein Lauf Kugel, der andere Rehpost. Der Kugelsack liegt unter deinem Bett."

„Du gedenkst eine Belagerung auszuhalten?" frug Anton.

„Wir dürfen uns entweder gar nicht zur Wehr setzen und müssen uns dem freundlichen Wohlwollen der heranziehenden Haufen übergeben, oder wir müssen uns zu halten suchen bis zur letzten Kugel. Auf diesen äußersten Fall haben wir uns immer vorbereitet, vielleicht ist Ergebung das Klügere, ich gestehe, daß sie nicht nach meinem Geschmack ist. Da aber noch ein Hausherr vorhanden ist, so mag er sprechen, geh zum Freiherrn."

Anton eilte durch den Corridor nach dem andern Flügel. Schon von Weitem hörte er im Zimmer des Barons heftig mit den Stühlen rücken. Auf ein zorniges Herein! trat er in das Zimmer. Der Freiherr stand hoch aufgerichtet in der Mitte der Stube und fuhr ihm entgegen: „Ich höre, daß etwas vorgeht; ich muß es als einen unverzeihlichen Mangel an Aufmerksamkeit betrachten, daß man mich von nichts unterrichtet."

„Verzeihung, Herr Baron," erwiederte Anton, „vor wenig Minuten ist die Nachricht angekommen, daß ein feindlicher Haufe von Sensenmännern und Reitern gegen Ihr Gut heranzieht, wir haben in größter Schnelligkeit einen Boten nach dem nächsten Militärcommando geschickt, dann haben wir das Thor verriegelt und erwarten Ihre Befehle."

„Rufen Sie mir Herrn von Fink," erwiederte der Baron herrisch.

„Er ist in diesem Augenblick in der Wachtstube."

„Ich laſſe ihn bitten, ſich ſogleich zu mir zu bemühen,“ rief der zornige Herr; „mit Ihnen kann ich über militäriſche Maßregeln nicht ſprechen. Fink iſt Cavalier und ein halber Soldat, ihm will ich die nöthigen Inſtructionen geben. Was warten Sie noch?“ fuhr er rauh fort. „Glaubt ihr jungen Leute mit mir ſpielen zu können, weil ich das Unglück habe blind zu ſein? Wer bei mir in Brod und Lohn ſteht, der wenigſtens ſoll meine Befehle reſpectiren.“

„Vater!“ rief Lenore die Hände zuſammmenſchlagend auf der Schwelle, und ſah mit flehendem Blick auf Anton.

„Sie haben Recht, Herr Baron,“ erwiederte Anton, „ich bitte Sie um Vergebung, daß ich in der Verwirrung meine erſte Pflicht vergeſſen habe. Ich werde Herrn von Fink im Augenblick herſchicken.“ Er eilte aus dem Zimmer und benachrichtigte Fink in der Vorhalle von der gereizten Stimmung des Freiherrn.

„Er iſt ein Narr,“ ſagte Fink.

„Geh nur ſogleich hinauf,“ bat Anton, „die Frauen müſſen von ſeiner Laune leiden.“ Darauf hing Anton die Jacke eines Arbeiters um und ſprang durch die Hinterpforte hinaus in den Regen nach dem Wirthſchaftshofe.

Auf dem Hofe ſah er ein wüſtes Durcheinander. Deutſche Familien aus den Nachbardörfern hatten ſich in das Alarmhaus geflüchtet und ſaßen dort mit den Kindern und einigen Stücken ihrer Habe. Es waren wohl an zwanzig Perſonen auf der Tenne gelagert, Männer, Frauen und Kinder; die Weiber jammerten, die Kinder weinten, die Männer ſtarrten finſter vor ſich hin, mehre gehörten zum Landſturm der Dörfer, einer oder der andere war mit ſeiner Flinte bewaffnet. Auf dem Hofraum ſtanden die kleinen Wagen der Flüchtigen. Knechte, Pferde und Kühe rannten durcheinander. Anton rief den Techniker zur Hilfe bei der nöthigen Aufſicht. Dem zuverläſſigſten Knecht und der deutſchen Großmagd übergab er die Ackerpferde und die Rinderherde. Er nahm den Knecht,

einen entschlossenen Mann, bei Seite und besprach mit ihm einige Stellen im Dickicht unweit der Sandgrube, wo für Menschen und Thiere Verborgenheit und einiger Schutz vor dem Wetter zu hoffen war. Dorthin sollte der Knecht die Herde treiben, und fleißig nach dem Vogt vom Vorwerk aussehen, der im Walde die Aufsicht zu führen hatte. Dann befahl er der Magd, eine Kuh zurückzulassen, öffnete der Herde selbst das Hinterthor und sah, wie die Leute, mit Lebensmitteln bepackt, auf den Wald zutrieben.

„Was aber thun wir mit den Pferden des Barons und der Fremden?" frug der Techniker in Eile.

„Sie müssen mit einigen Wagen ins Schloß, wie es auch gehen mag. Wer weiß, ob wir nicht fliehen, wenn's zum Letzten kommt."

So ließ Anton schnell in die neuangestrichenen Wagen Karls einige Säcke Kartoffeln laden, Mehl, Hafer und was von Heubündeln Raum hatte. Auch an die Feuertonne ließ er ein Gespann haken und die Tonne mit frischem Wasser füllen. Noch immer goß es vom Himmel wie mit Kannen und in dem strömenden Regen warfen die Knechte Säcke, Kasten und Bündel auf die Wagen; Alles lief durcheinander, weinte und fluchte in deutscher und polnischer Sprache. Als Anton unter die Flüchtlinge trat, wurde das Geschrei der Frauen noch lauter, die Männer umringten ihn und fingen an ihr Unglück zu erzählen, die Kinder hingen sich um seine Füße, es war ein trauriger Anblick. Anton tröstete: „Vor Allem haltet Ruh, wir werden euch schützen, so gut wir können. Ich hoffe, daß Militär zu unserer Hilfe kommt, unterdeß sollt ihr auf's Schloß in Sicherheit. Ihr habt treu zu uns gehalten in dieser bösen Zeit; so lange wir Brot haben, soll es auch euch nicht fehlen."

Nach einer Viertelstunde angestrengter Arbeit trieb Anton nach dem Schlosse. Die Knechte fuhren mit den Wagen an der Hinterthür vor, der Trupp der Flüchtlinge folgte. Noch

immer kamen Leute an, welche ſich aus den deutſchen Dörfern gerettet hatten, auch der Schmied von Kunau ſtand mit einem Haufen ſeiner Dorfnachbarn vor dem Schloßthor. Der ganze Zug wurde jetzt geordnet und der Reihe nach hereingelaſſen, die Pferde abgeſchirrt, die Wagen entladen. Die Frauen und Kinder führte Anton in zwei Stuben des Unterſtocks, welche zwar finſter aber immer noch behaglicher waren als die Alarmhäuſer oder das regendurchweichte Feld. Die größte Mühe machte das Unterbringen der Pferde; eng aneinander gedrängt ſtand ein Dutzend Thiere unter einem offenen Schuppen, nothdürftig geſchützt vor dem Regen und vor einſchlagenden Kugeln. In die Mitte des Hofraums wurde der Waſſerbottich geſtellt und die Kartoffelwagen an das Pfahlwerk geſchoben, um den Schützen im Nothfall einen Stand zu geben. Darauf wurden die wehrhaften Männer durch den Schmied geſammelt, außer dem Wieſenbauer und vier Knechten waren es noch funfzehn deutſche Coloniſten, die meiſten bewaffnet. Wuchtig tönte ihr Tritt in dem langen Gange des Schloſſes; ſie zogen in die Vorhalle und ſtellten ſich an der Seite der Arbeiter auf. So war die ſtreitbare Macht der Feſtung verſammelt, Fink ging in ſeinem Jagdrock vor der Arbeitercompagnie auf und ab. Anton trat an ihn heran und meldete, was bis jetzt geſchehen war.

„Du bringſt uns Männer," erwiederte Fink, „das iſt in der Ordnung, aber auch einen ganzen Clan Weiber und Kinder, das Schloß iſt voll wie ein Bienenkorb, über ſechzig Mäuler und faſt ein Dutzend Pferde, wir werden trotz deiner Kartoffelwagen noch vor vierundzwanzig Stunden die Steine anbeißen müſſen."

„Konnte ich ſie draußen laſſen?" frug Anton unwillig.

„Sie wären im Walde ebenſo ſicher geweſen als hier," ſagte Fink die Achſeln zuckend.

„Möglich," erwiederte Anton; „aber die Leute im ſtrömenden Regen nach dem Walde zu jagen, ohne Nahrung und in

der furchtbaren Angſt einer Flucht ohne Ziel, das wäre eine Grauſamkeit geweſen, die ich nicht verantworten will. Und meinſt du, daß wir die Männer bekommen hätten ohne die Weiber und Kinder?"

„Die Männer wenigſtens können wir brauchen," ſchloß Fink, ſich zu den Angekommenen wendend; „ſorge du für Verproviantirung der Race." Fink gab den Unbewaffneten Gewehre und theilte die Mannſchaft in vier Abtheilungen, die eine für den Hof, zwei für den Unter- und Oberſtock und eine als Reſerve in die Wachtſtube. Dann ließ er ſich durch den Schmied von Kunau und einige Andere genauen Bericht über den Feind abſtatten. Unterdeß war Anton in das unterſte Geſchoß geeilt, dort übergab er dem Wieſenbauer die Aufſicht über die Vorräthe und ließ durch den Diener des Freiherrn Holz und Waſſer zuſammentragen. Ein Sack Kartoffeln und einer mit Mehl wurde in der Nähe des Herdes aufgeſtellt und der große Keſſel über das Feuer geſetzt. Im Herausgehen vertraute er der Köchin, daß eine Milchkuh in den Stall gezogen war, wo das Pferd des Herrn von Fink geſtanden hatte, damit wenigſtens die Herrſchaft in dieſen Tagen die Milch nicht entbehre. Der alten Babette flogen vor Angſt die Hände. „Ach, Herr Wohlfart, was für ein ſchreckliches Unglück," rief ſie, „die Kugeln werden in meine Küche fliegen."

„Behüte," ſagte Anton, „das Fenſter liegt zu tief, es kann Sie keine treffen, kochen Sie ruhig fort. Die Leute ſind ausgehungert, ich werde Ihnen zwei von den fremden Frauen zur Hilfe herunterſchicken."

„Wer wird eſſen bei ſolcher Gefahr!" rief die Köchin.

„Wir alle werden eſſen," beruhigte Anton.

„Befehlen Sie eine Suppe oder Kartoffelbrei?" frug Babette in ihrer Verzweiflung und ſchwenkte mit dem Löffel fieberhaft hin und her.

„Beides, Mütterchen."

Die Köchin hielt ihn zurück. „Aber Herr Wohlfart, es

fehlt an Eiern für die Herrſchaft, auch nicht ein Ei iſt im ganzen Hauſe. Gott erbarme, daß das Unglück gerade heute kommen mußte. Was wird der Herr Baron ſagen, wenn er heut Abend kein geſchlagenes Ei bekommt!"

„Zum Teufel mit den Eiern," rief Anton ungeduldig; „es wird heut nicht ſo genau genommen."

Als er zurückkehrte, rief ihm Fink zu: „Die Poſten ſind aufgeſtellt, wir können jetzt ruhig den Anzug erwarten. Ich gehe auf den Thurm und nehme einige Schützen mit. Wenn etwas vorfällt, bin ich dort zu treffen."

So wurde es leer in der Halle und wieder ſtill im Hauſe. Die Wachen ſtanden ſchweigend und ſtarrten auf den Saum des Waldes; in der Wachtſtube ſaß die Mannſchaft in leiſem Geſpräch, nur unten in den Kinderſtuben hörte der Lärm nicht auf; und ein emſiger Verkehr entſtand zwiſchen den beſetzten Räumen des Unterſtocks und der Küche. In unruhiger Erwartung ſchritt Anton auf und ab, von dem Hauſe in den Hof und wieder in ſein Zimmer, wo er die Papiere des Freiherrn zuſammenband, und durch die Gänge und Stuben, in denen die Bewaffneten ſtanden. So verſtrich eine Viertelſtunde nach der andern, endlich trat Lenore aus dem Zimmer der Mutter und rief: „Die Ungewißheit iſt unerträglich!"

„Auch von dem Vorwerk kommt keine Nachricht," erwiederte Anton finſter; „aber der Regen hört auf, und was heut noch geſchehen ſoll, wird im Sonnenſchein vor ſich gehen. Dort zerreißen die Wolken, der blaue Himmel ſcheint durch. — Wie geht es der Frau Baronin?"

„Sie iſt gefaßt," ſagte Lenore, „gefaßt auf Alles."

Beide gingen ſchweigend im Vorſaal auf und ab. Endlich trat Lenore vor Anton und rief mit leidenſchaftlichem Ausdruck: „Wohlfart, es iſt mir fürchterlich, daß Sie um unſertwillen in dieſe Lage gekommen ſind!"

„Iſt dieſe Lage ſo ſchrecklich?" frug Anton mit trübem Lächeln.

„Für Ihr Gefühl vielleicht nicht," ſagte Lenore, „aber Sie opfern uns mehr, als wir verdienen. Wir ſind undankbar gegen Sie, Sie würden in andern Verhältniſſen glücklicher ſein." Sie ſtellte ſich an das Fenſter und weinte bitterlich. Erſchrocken trat Anton heran ſie zu beruhigen. „Wenn Sie die lebhaften Aeußerungen Ihres Herrn Vaters von vorhin meinen," ſagte er, „ſo iſt kein Grund mich zu bedauern, Sie wiſſen, was wir über dieſen Punkt bereits früher geſprochen haben."

„Es iſt nicht das allein," rief Lenore weinend.

Anton wußte wie ſie, daß es nicht das allein war, er fühlte, daß ein Geſtändniß in den Worten lag. „Was es immer ſein mag," ſprach er heiter, „wollen Sie nicht auch mir die Freude gönnen, ein Abenteuer zu erleben? Freilich bin ich ein ungeſchickter Soldat, aber wie es ſcheint, wollen die Feinde mir auch nur wenig Gelegenheit geben, ihnen Schaden zu thun."

„Niemand dankt Ihnen, was Sie für uns ertragen, Niemand!" rief Lenore wieder.

„Niemand?" frug Anton. „Habe ich nicht eine Freundin hier, welche nur zu ſehr geneigt iſt, das zu überſchätzen, was ich etwa thun kann? Lenore, Sie haben mir erlaubt, Ihnen näher zu treten, als in gewöhnlichen Verhältniſſen möglich wird. Rechnen Sie für nichts, daß ich einige von den Rechten eines Bruders an Sie gewonnen habe?"

Lenore ergriff heftig ſeine Hand und drückte ſie. „Auch ich bin in der letzten Zeit anders gegen Sie geweſen, als ich hätte ſein ſollen. Ich bin ſehr unglücklich," rief ſie leidenſchaftlich aus. „Keinem Menſchen kann ich geſtehen, was in mir vorgeht, der Mutter nicht, auch Ihnen nicht. Alles Vertrauen habe ich verloren und alle Faſſung." Sie preßte ihr Tuch an die Augen.

„Lenore!" rief ungeduldig der Vater aus ſeinem Zimmer.

„Es iſt jetzt keine Zeit zu Erklärungen," ſagte ſie ruhiger;

„wenn wir dieſen Tag überſtanden haben, will ich mir Mühe geben, ſtärker zu ſein als jetzt. Helfen Sie mir dabei, Wohlfart.“

Lenore eilte nach dem Zimmer des Freiherrn, Anton blieb in trüben Gedanken zurück. Unterdeß fiel das helle Sonnenlicht auf den Hofraum des Schloſſes, die Männer gingen aus der Wachtſtube und ſtellten ſich an der Schwelle auf, auch die Weiber drängten aus den finſtern Räumen und mußten mit Ernſt zurückgewieſen werden. Nachdem der erſte Schreck überſtanden war, hatten die Leute wieder Muth und allerlei Gedanken. „Wer weiß, ob ſie das Schloß nicht vergeſſen haben,“ ſagten die Einen, „oder ob ſie den Muth haben uns anzugreifen,“ die Andern, und ein kluger Schneider bewies durch geſchicktes Zuſammenflicken der verſchiedenen Nachrichten, alle polniſchen Röcke ſeien längſt bis hinter Rosmin gezogen. Aber ſo eifrig auch Jeder die Ueberzeugung ausſprach, daß die Gefahr vorüber ſei, ſo hörten doch Alle ängſtlich auf den Tritt der Wachen im Hauſe und ſahen immer wieder nach dem Thurm, ob nicht von dort ein Signal komme. Auch Anton fand das Warten unleidlich, er ſtieg endlich auf den Thurm. Dort war auf der Plattform die befehlende Macht des Schloſſes verſammelt, der blinde Freiherr ſaß auf ſeinem Seſſel, hinter ihm lehnte die hohe Geſtalt Lenorens, welche ihren Sonnenſchirm über die Augen des Vaters hielt; in den breiten Schießſcharten ſaßen vier Büchſenſchützen, oben auf dem Mauerwerk ließ Fink die Beine in die freie Luft hinaushängen und blies die blauen Wolken einer Cigarre in den Wind.

„Nichts zu ſehen?“ frug Anton.

„Nichts,“ erwiederte Fink, „als ein betrunkener Haufe unſerer Dorfleute, welcher dort auf dem Wege nach Tarow abzieht.“ Er wies auf eine dunkle Maſſe, welche gerade im Walde verſchwand. „Es iſt gut, daß wir das Geſindel los ſind. Sie haben Furcht vor den grauen Jupen und halten

für rathſamer wo anders zu plündern. Noch iſt jede Stunde Verzögerung ein Gewinn, wir haben eben berechnet, daß Hilfe im beſten Fall vor morgen Mittag nicht zu erwarten iſt. Für einen Beſuch von vollen vier und zwanzig Stunden ſind die Herren hinter'm Walde nicht intereſſant genug. — Ein vortrefflicher Punkt, Herr von Rothſattel, dieſes Dach hier. Zu ſehen iſt nicht viel, etwas Kieferwald, Ihre Felder und Sand. Aber eine glorioſe Höhe zur Vertheidigung. Daß es um das Schloß herum ſo kahl iſt und kein Baum und kein Strauch ſteht, iſt von gefühlvollen Herzen als unangenehm beklagt worden. Ich finde gerade das prachtvoll; mit Ausnahme der erſten Scheuer des Hofes, die immerhin in gerader Linie gegen dreihundert Schritt von dieſem Punkt entfernt iſt, gibt es für einen feindlichen Tirailleur keinen Verſteck, der größer wäre als ein Maulwurfshügel. So weit eine Büchſenkugel reicht, beherrſcht man von hier die Ebene ſouverän. Nur das Gebüſch dort iſt im Wege, ich glaube, es iſt eine Anpflanzung von Fräulein Lenore."

„Ich bekenne mich ſchuldig," ſagte Lenore.

„Wohlan," entgegnete Fink nachläſſig, „dann ſollen Sie die Curkoſten bezahlen, wenn wir getroffen werden. Ein halbes Dutzend Schützen findet Verſteck darin."

„Es iſt Lenorens Lieblingsplatz," ſagte der Freiherr entſchuldigend, „ſie hat dort eine Raſenbank, es iſt die einzige Stelle, wo ſie im Freien ſitzen kann."

„Ah," ſagte Fink, „das iſt etwas Anderes;" er ſah ſich nach Lenore um, ſie war von der Seite ihres Vaters verſchwunden. Gleich darauf wurde das Hofthor geöffnet, Lenore eilte, gefolgt von einigen Arbeitern, auf den Buſch zu. Fink rief verwundert hinunter: „Was wollen Sie, Fräulein?" Lenore machte mit der Hand die entſchloſſene Geberde des Niederſchlagens, ſie ſelbſt faßte ein Fichtenſtämmchen und hob es mit Anſtrengung aller Kräfte aus der Erde. Die Männer folgten ihrem Beiſpiel. Nach wenig Augenblicken

war die junge Pflanzung ausgeriſſen. Dann nahm Lenore im Eifer ſelbſt die Hacke und ſchlug auf die Raſenbank, dieſe zu zerſtören.

Anton hatte die Bäume mit dem Fräulein gepflanzt, Beide hatten ſich lebhaft über die gute Wirkung gefreut, die das Gebüſch hervorbrachte, täglich war ſeitdem Lenore dort geweſen, jeder von den kleinen Stämmen war ihr ein perſönlicher Freund. Jetzt ſah Anton ſchweigend der Vernichtung zu, zuletzt konnte er ſich nicht enthalten mit einiger Kälte zu ſagen: „Die ſchwache Pflanzung hätte uns wenig geſchadet, du haſt ſicher eine unnütze Zerſtörung veranlaßt.“

„Ei,“ erwiederte Fink, „Fräulein Lenore handelt wie ein vorſichtiger Feſtungscommandant. Die erſte Bravour ſolcher Talente iſt immer, die Anlagen um ihre Feſtung zu raſiren, und dieſes Gebüſch kann an jedem Frühlingstage wieder geſetzt werden. — Tragt das Holz weiter ab nach dem Wirthſchaftshofe,“ rief er den Männern zu, „werft auch die hölzerne Einfaſſung des Brunnens auseinander, ſchafft die Bohlen nach dem Hofe und verdeckt die Oeffnung.“

Als Lenore wieder hinter den Stuhl des Freiherrn trat, nickte er ihr zu wie ein älterer Genoſſe dem jüngern, nahm ſein Fernrohr und unterſuchte wieder den Rand des Waldes.

So blieb die Geſellſchaft wohl eine Stunde lang, Niemand hatte Luſt zu ſprechen; was Fink gelegentlich ſcherzte, fiel auf unfruchtbaren Boden. Anton ſtieg hinunter, die Leute in Ordnung zu halten, aber es trieb ihn wieder auf die Zinne, und wie die Andern ſah er unverwandt nach dem Waldwege. Endlich ſagte Fink nach längerem Stillſchweigen, ſeine Cigarre wegwerfend: „Es wird Abend, wir erweiſen unſern Gäſten zu viel Ehre, wenn wir dabei beharren, ſie in ſolcher ſtiller Andacht zu erwarten. Als die Nachricht von dem Anmarſch zu uns kam, waren Wohlfart und ich hier im Hauſe nöthig, und da Karl in der Ferne meinem armen Pferde die Beine bricht, ſo hatten wir Niemand, den wir als Patrouille zum

Recognosciren ausschicken konnten. Jetzt rächt sich diese Unterlassungssünde, wir sitzen hier im Bau gefangen und die Leute ermüden, bevor der Feind kommt. Es wird unvermeidlich, daß sich einer von uns mit ein paar Leuten auf die Gäule wirft und weitere Nachricht über den Feind einholt. Diese Stille ist unnatürlich, man sieht auf dem ganzen freien Felde keinen Menschen, keinen auf all den Feldwegen, es scheint mir seltsam, daß seit zwei Stunden keine Flüchtlinge mehr vom Walde her kommen, auch die Rauchwolke auf Neudorf zu ist verschwunden."

Anton schickte sich schweigend an, den Thurm zu verlassen. „Geh, mein Sohn," sagte Fink, „nimm dir die sichersten Leute mit, sieh nach, wie es im Dorfe steht, und hüte dich vor dem Kieferwald. Halt, noch einen Augenblick, ich will den Wald noch einmal mit dem Fernrohr durchsuchen." Er sah lange hin, betrachtete jeden Baum und setzte das Rohr endlich ab. „Es ist nichts zu sehen," sagte er nachdenkend. „Trügen die Herren, die wir erwarten, etwas Anderes als Bauersensen, so müßte man annehmen, daß eine Teufelei im Werk wäre. So aber ist Alles Ungewißheit. Hüte dich vor dem Walde."

Anton verließ den Thurm, rief den Techniker und zwei Knechte, ließ das Pferd des Barons und drei der schnellsten Ackerpferde losbinden und vom Schmied das Thor öffnen. Die Reiter ritten zuerst auf den Wirthschaftshof. Alles war still und im tiefsten Frieden. Die Hühner, welche Karl vor einigen Wochen gekauft hatte, scharrten auf dem Mist, seine Tauben gurgelten auf dem Strohdach, ein kleiner Hund, der mit dem Schmied aus Kumau gelaufen war, hatte sich unterdeß selbst zum Wächter des verlassenen Hofes gemacht und bellte die Reiter argwöhnisch an. Geschlossen trabten sie durch das Dorf vor die Schenke, die Schenkstube war leer. Anton rief nach dem Wirth. Nach einer Weile kam der Mann bleich an die Thüre gestürzt und schlug die Hände zusammen, als

er Anton ſah. „Gerechter Gott, Herr Wohlfart, daß Sie noch hier ſind; ich habe geglaubt, Sie wären längſt mit der Herrſchaft geflüchtet nach Rosmin oder unter unſere Soldaten. Gott, iſt das ein Unglück! Der Bratzky iſt hier in der Stube geweſen und hat die Leute aufgeredet gegen die Herrſchaft im Schloſſe und gegen die Deutſchen. Er konnte ſie aber nicht dazu bringen, daß ſie vor das Schloß rückten. So iſt der größte Theil der Dorfleute auf Tarow zu den Polen gezogen, die zurückgeblieben ſind, haben ſich verſteckt; ich bin dabei zu vergraben, was ich in der Eile wegſchaffen kann."

„Wo ſtehn die Feinde jetzt?" frug Anton.

„Ich weiß es nicht," rief der Schenkwirth, „aber ich weiß, daß es iſt ein großes Heer, auch Uhlanen dabei in Uniform."

„Wißt ihr, ob der Wald ſicher iſt nach Neudorf zu?"

„Wie kann er ſicher ſein, es iſt in den letzten Stunden Niemand von Neudorf hergekommen. Wäre der Weg frei, ſo müßte jetzt das halbe Dorf hier ſein, in meiner Schenke oder bei Ihnen auf dem Schloß."

„Ihr habt Recht. Wollt ihr die Banden hier erwarten?" frug Anton, zum Abritt bereit; „ihr ſeid im Schloſſe ſicherer."

„Wer weiß!" rief der Wirth. „Ich kann nicht fort; wenn ich gehe, wird mir verwüſtet der ganze Kretſcham."

„Aber eure Weiber?" frug Anton, das Pferd anhaltend.

„Ich muß Leute haben zur Hilfe," klagte der verzweifelte Wirth. „Wenn ſie auch jung ſind, ſie müſſen es durchmachen. Da iſt die Rebekke, meiner Schweſter Kind, ſie iſt aus einer Familie, die gewöhnt iſt an den Handel. Sie verſteht das Weſen mit den Bauern, ſie weiß Geld zu kriegen, auch wenn einer ganz betrunken iſt. „Rebekke," rief er zurück, „der Herr Wohlfart laſſen dich fragen, ob du willſt auf's Schloß, daß du ſicher biſt vor den wilden Männern." Das volle Geſicht Rebekka's, von röthlichem Haar eingefaßt, tauchte aus dem Kellerloch des Hauſes hervor.

„Was thu' ich mit dem Schloß, Onkel?" rief ſie ent-

ſchloſſen. „Wie heißt wilde Männer? Unſre Bauern ſind die wildeſten Männer in der ganzen Gegend, wenn ich mit den fertig werde, werde ich auch fertig mit den andern. Die Muhme hat verloren ihren Kopf, es muß doch ein Menſch da ſein, der mit den Gäſten hantirt. Ich bedanke mich, gnädiger Herr, ich fürchte mich nicht; die Herren, welche ſind bei den Haufen, werden nicht leiden, daß mir Einer etwas anthut."

„Vorwärts, ihr Männer!" rief Anton. Sie trabten weiter durch das Dorf, alle Thüren waren geſchloſſen, aus den kleinen Fenſtern ſah hier und da ein Frauenkopf verſtört den Reitern nach. So kamen ſie auf dem breiten Feldweg bis in die Nähe des Waldes. „Wo der Weg in den Wald hineinläuft," ſagte der eine Knecht zu Anton, „iſt zur linken Hand junges Holz. Dort können viele hundert Mann im Verſteck liegen und wir ſehen ſie nicht, ſie werden uns wegputzen oder den Weg nach dem Schloſſe abſchneiden."

„Du haſt Recht," ſagte Anton, „wir reiten über das Feld bis an die hintere Seite des jungen Schlages, dort ſtehen die Stämme einzeln, wir können hinein und wieder zurück. Von dort ſuchen wir zu Fuß das junge Holz ab." So lenkten ſie von der Straße, ritten über das Blachfeld, und ihre Pferde betraten in Schußweite von der Schonung den Wald. „Jetzt herunter von den Pferden," ſagte Anton zu den Knechten. Anton und die Knechte gaben die Zügel dem Techniker, nahmen die Gewehre in die Hand und ſchritten vorſichtig an das Buſchwerk. „Schießt hinein," befahl Anton, „und dann zurück zu den Pferden, ſo ſchnell ihr laufen könnt." Die Schüſſe raſſelten in das junge Holz, einige Secunden darauf antwortete ein unregelmäßiges Feuer aus mehren Gewehren, ein lautes Geſchrei folgte. Die Kugeln pfiffen über den Kopf Antons, aber die Entfernung war nicht gering, und im ſchnellen Lauf kamen die Männer unbeſchädigt zu ihren Pferden. „Galopp, wir wiſſen genug. Sie waren nicht ſo ſchlau, ruhig

zu bleiben.“ Flüchtig raſſelte die kleine Schaar auf der Landſtraße dem Schloſſe zu, hinter ihnen klang der laute Ruf ihrer Verfolger. Athemlos kamen die Reiter vor dem Schloſſe an, im Hofe fand Anton Alles alarmirt. Fink erwartete ihn am Eingange.

„Du hatteſt Recht,“ rief ihm Anton entgegen, „ſie lagen im Hinterhalt, gewiß ſchon mehre Stunden, vielleicht war ihnen zumeiſt daran gelegen, dich oder uns beide auf dem Wege nach Neudorf zu faſſen. Sie hätten dann das Schloß ohne Kampf in die Hände bekommen.“

„Wie viel mögen ihrer ſein?“ frug Fink.

„Du ſahſt, wir hatten keine Zeit zum Zählen,“ entgegnete Anton. „Sicher iſt ein Haufe vorgeſchoben und die größere Maſſe liegt weiter hinten im Walde.“

„Wir haben ſie aufgeſtört,“ erwiederte Fink, „jetzt können wir ihren Beſuch erwarten. Es iſt unſerer Leute wegen beſſer jetzt vor Sonnenuntergang als bei Nacht.“

„Sie kommen!“ rief Lenorens Stimme vom Thurme herunter.

Die Freunde eilten auf die Plattform. Als Anton über die Zinne des Thurmes ſah, neigte die Sonne zum Untergang. Der Himmel ſtrahlte in blendender Goldfarbe und verwandelte das Grün der Wälder in bräunliche Bronze. Aus dem Waldwege trabte ein Trupp Reiter, etwa eine halbe Schwadron, in geordnetem Zuge auf das Dorf zu, mehr als hundert Mann zu Fuß folgten, der erſte Zug mit Gewehren, der andere mit Senſen bewaffnet. Das ſchöne Abendlicht umſtrahlte die Geſtalten auf dem Thurme. Ein Käfer ſummte luſtig um Antons Ohr, und oben in der Luft klang das Abendlied der Lerche. Unterdeß zog unten die Gefahr heran. Immer näher wand ſie ſich auf dem gekrümmten Wege, eine dunkle langgeſtreckte Maſſe, unhörbar, nur dem Auge erkenntlich. Vor dem Ohre ſummte der Käfer fort, und die Lerche ſang weiter in ihrem Freudenlied. Endlich verſchwand der Zug

hinter den erſten Hütten des Dorfes. Es waren Augenblicke lautloſer Stille, Alle ſahen unverwandt auf die Stelle, wo der Feind wieder ſichtbar werden mußte; neben Anton ſtand Lenore, ſie umklammerte mit der Linken ein Gewehr und hielt die Rechte in einer Jagdtaſche, in der ihre Hand, ohne daß ſie es wußte, die Kugeln klappernd in Bewegung ſetzte. Als die Reiter in der Mitte des Dorfes ſichtbar wurden, griff Fink an ſeine Mütze und ſagte feierlich: „Jetzt auf unſere Poſten, ihr Herren. Du, Anton, habe die Güte, den Freiherrn hinunterzuführen.“ Als Anton den Blinden ſtützend die Stufen herabſtieg, wies er zurück auf Lenore, welche unbeweglich auf den heranziehenden Feind hinſtarrte. „Auch Sie, gnädiges Fräulein, bitte ich, an Ihre Sicherheit zu denken,“ fuhr Fink fort.

„Ich bin am ſicherſten hier,“ erwiederte Lenore trotzig und ſtieß mit dem Kolben ihres Gewehres auf den Stein. „Sie werden nicht verlangen, daß ich jetzt den Kopf in das Sopha drücke, wo Sie im Begriffe ſind, um das Leben zu ſpielen.“

Fink ſah voll Bewunderung in das ſchöne Antlitz und ſagte: „Ich habe nichts dagegen. Wenn Sie ſich entſchließen können, auf dieſem Seſſel Platz zu nehmen, ſo ſind Sie hier ſo ſicher, wie irgendwo im Schloß.“

„Ich werde vorſichtig ſein,“ erwiederte Lenore mit einer abwehrenden Bewegung der Hand.

„Und ihr verbergt euch hinter der Mauer, meine Knaben,“ ſagte Fink, „hütet euch, eine Schulter oder den Zipfel eurer Mütze zu zeigen; und feuert nicht eher, als bis ich euch mit dieſem Schreihals ein Zeichen gebe, ihr werdet den Ton auch hier oben hören.“ Er holte eine breite Pfeife von fremdartigem Ausſehen hervor. „Auf Wiederſehen,“ ſagte er, Lenoren mit ſtrahlendem Blick betrachtend.

„Auf Wiederſehen,“ antwortete Lenore ihren Arm erhebend, und ſah dem Hinabſteigenden nach, bis die Thür hinter ihm zufiel.

In der Vorderhalle fand Fink den Freiherrn. Der arme Herr war durch die Spannung des langen Tages und durch das Gefühl seiner Unbrauchbarkeit da, wo er thätig zu sein für ein Vorrecht seines Standes hielt, in einen Wirbel von schmerzlichen Empfindungen versetzt. In frühern Jahren hätte er jede persönliche Gefahr mit der besten Haltung durchgemacht. Wie sehr seine Kraft gebrochen war, zeigte sich jetzt, wo es ihm nicht gelang, seine Fassung zu bewahren. Seine Hände griffen unruhig umher, als suchten sie eine Waffe, und ein schmerzliches Stöhnen drang aus tiefer Brust herauf. „Mein gütiger Gastfreund," redete Fink ihn an, „da Ihre Unpäßlichkeit Ihnen noch unbequem machen muß, mit den Fremden zu verhandeln, so bitte ich Sie um Erlaubniß, dies in Ihrem Namen zu thun."

„Sie haben Vollmacht, lieber Fink," erwiederte der Freiherr mit heiserer Stimme; „in der That ist das Befinden meiner Augen nicht so, daß ich hoffen kann etwas zu nützen. Ein jämmerlicher Krüppel!" rief er laut und bedeckte das Gesicht mit seinen Händen. Fink wandte sich achselzuckend ab, öffnete einen Schieber in der eichenen Bohlenthür, welche bestimmt war, auf die noch nicht aufgeschüttete Rampe zu führen, und sah hinaus.

„Erlauben Sie mir," bat Anton den Freiherrn, „Sie an einen Platz zu führen, wo Sie den Kugeln nicht unnöthig ausgesetzt sind."

„Bekümmern Sie sich nicht um mich, junger Mann," sagte der Freiherr; „es ist heut an mir weniger gelegen als an dem ärmsten Tagelöhner, der um meinetwillen ein Gewehr in die Hand nimmt."

„Hast du mir noch etwas aufzutragen?" sagte Anton zu Fink, sein Gewehr ergreifend.

„Nichts," erwiederte dieser lächelnd, „als daß du deine Vorsicht nicht vergißt, wenn du selbst ins Handgemenge kommst. Gute Geschäfte." Er streckte ihm die Hand hin, Anton ergriff sie und eilte in den Hof.

„Jetzt begutachten die Feinde Ihre Wirthschaft," sagte Fink zu dem Freiherrn; „in wenig Augenblicken werden wir die Herren hier haben. Da kommen sie, Reiter und Fußvolk. Sie machen Halt an der Scheuer, ein Reitertrupp avancirt, es ist der Stab, hübsche Jungen darunter, ein paar elegante Pferde, sie reiten außer Schußweite um das Schloß. Sie sind vorsichtiger, als ich erwartete. Sie suchen einen Eingang, wir werden sogleich den Hammer am Hinterthor hören."

Alles blieb still. „Merkwürdig," sagte Fink. „Es scheint mir Kriegsgebrauch, die Besatzung vor dem Angriff zur Uebergabe aufzufordern; dort aber kommen die Offiziere um das Schloß herum in Carriere zu ihrem Fußvolk zurück. Hat ihnen Wohlfart solchen Schrecken eingejagt, daß sie ventre à terre geflohen sind?"

Das Dröhnen der Pferdehufe und der dumpfe Tritt des Fußvolkes wurde gehört.

„Wetter," fuhr Fink fort, „das ganze Corps marschirt wie zur Parade auf unserer Seite des Schlosses auf; wenn sie von dieser Seite Ihre Festung erstürmen wollen, so müssen sie merkwürdige Begriffe von Berennung eines festen Platzes haben. Sie machen Front gegen uns, zweihundert Schritt Distance. Das Fußvolk zwei Mann hoch in der Mitte, die Reiter an den Flügeln. Ganz römische Schlachtordnung, der reine Julius Cäsar. Seht, sie haben einen Tambour, der Kerl tritt vor, das Geklapper, welches Sie hören, ist ein Trommelwirbel. — Ah! der Anführer reitet vor die Front. Er kommt heran und hält gerade vor dieser Thür. Die Artigkeit erfordert, daß wir nach dem Begehr dieses Herrn fragen." Fink faßte den schweren Riegel der Thür und schob ihn zurück, die Thüre flog auf, Fink trat auf die Schwelle, den Eingang deckend, die Doppelflinte nachlässig in der Hand. Als der Reiter die schlanke Gestalt im waidgerechten Costüm so ruhig vor sich stehen sah, parirte er sein Pferd und griff an den Hut, Fink dankte durch eine leichte Neigung des Kopfes

„Ich wünſche den Beſitzer dieſes Gutes zu ſprechen," rief der Reiter hinauf.

„Nehmen Sie unterdeß mit mir vorlieb," antwortete Fink, „ich ſtehe an ſeiner Stelle hier."

„So ſagen Sie dem Gutsherrn, daß wir einen Befehl der Regierung in ſeinem Hauſe zu erfüllen haben," rief der Reiter.

„Möge Ihre Ritterlichkeit mir die Frage erlauben, welche Regierung ſo leichtſinnig war, Ihnen einen Befehl für den Freiherrn von Rothſattel zu übergeben. Wie ich höre, ſind hier zu Lande die Anſichten über Regierung in Unordnung gekommen."

„Das polniſche Central-Comité iſt Ihre wie meine vorgeſetzte Behörde," rief der Reiter.

„Es iſt ſehr artig von Ihnen, daß Sie einem Central-Comité die Dispoſition über Ihren Hals einräumen; Sie werden uns erlauben, in dieſem Punkte der entgegengeſetzten Anſicht zu ſein."

„Sie ſehen, daß wir die Mittel haben, Gehorſam für die Befehle des Gouvernements zu erzwingen, und ich rathe Ihnen, uns nicht durch Widerſetzlichkeit zur Anwendung von Gewalt zu zwingen."

„Ich danke Ihnen für dieſen Rath, und würde Ihnen noch mehr verbunden ſein, wenn Sie in Ihrem Dienſteifer nicht vergeſſen wollen, daß der Grund, auf dem Sie ſtehen, kein öffentlicher Marſtall, ſondern Privateigenthum iſt, und daß fremde Pferdehufe ihre Sprünge darauf nur mit Bewilligung des Gutsherrn machen dürfen. So viel ich weiß, haben Sie dieſe nicht eingeholt."

„Genug der Worte, mein Herr," rief der Reiter ungeduldig; „wenn Sie in der That das Recht haben den Beſitzer dieſes Gutes zu vertreten, ſo fordere ich Sie auf, den Zugang zu dieſem Schloß ohne Verzug zu öffnen und Ihre Waffen auszuliefern."

„Leider," erwiederte Fink, „bin ich in der unbequemen Lage, Ihren Wunsch nicht zu gewähren. Ich füge noch die Bitte hinzu, daß Sie nebst den Herren in zerrissenen Stiefeln, welche dort hinten stehen, so schnell als möglich diesen Ort verlassen. Meine jungen Leute sind gerade im Begriff zu untersuchen, ob sie die Maulwürfe unter ihren Füßen treffen können. Es würde uns leid thun, wenn wir dabei die nackten Zehen Ihrer Begleiter beschädigen sollten. — Gehen Sie, mein Herr!" rief er, plötzlich seinen nachlässigen Ton verändernd, mit einem so kräftigen Ausdruck von Zorn und Verachtung, daß das Pferd des Reiters bäumte und der Mann nach der Pistole im Holfter griff.

Während dieser Unterredung hatten sich die Reiter und einzelne Haufen des Fußvolks näher herangezogen, um die Worte des Gesprächs aufzufangen. Mehr als einmal senkte sich ein Flintenlauf, er wurde aber jedesmal durch einzelne Reiter, welche ihr Pferd vor die Reihe der Bewaffneten drängten, zurückgeschlagen. Bei den letzten Worten Finks legte eine wüste Gestalt in einer alten Friesjacke die Waffe an, ein Schuß knallte, die Kugel fuhr neben Finks Wange in die Bohlen der Thür. In demselben Augenblick erscholl in der Höhe ein unterdrückter Schrei, an der Zinne des Thurmes flammte es hell auf, der vorschnelle Gesell stürzte getroffen auf den Boden. Der Parlamentär warf sein Pferd herum, die Angreifer fuhren zurück, und Fink verschloß die Thür. Als er sich umwandte, stand Lenore auf dem ersten Absatz der Treppe, das abgeschossene Gewehr in der Hand, die großen Augen verstört auf Fink geheftet. „Sind Sie verwundet?" rief sie außer sich.

„Durchaus nicht, mein treuer Kamerad," rief Fink. Lenore warf das Gewehr weg und sank zu den Füßen ihres Vaters nieder, ihr Gesicht auf seinem Knie verbergend. Der Vater beugte sich über sie, faßte ihr Haupt mit den Händen, und die nervöse Erschütterung der letzten Stunden verursachte,

daß ein convulſiviſches Schluchzen über ihn kam. Die Tochter umſchloß leidenſchaftlich die bebende Geſtalt des Vaters und hielt ihn lautlos in ihren Armen. So hielten ſie einander umſchlungen, ein gebrochenes Leben und ein anderes, in welchem die Glut des Lebens zu hellen Flammen aufſchlug. Fink ſah zum Fenſter hinaus, die Feinde hatten ſich zurückgezogen, die Führer ritten außer Schußweite zuſammen, wie es ſchien, zur Berathung. Schnell trat er zu Lenore, und die Hand auf ihren Arm legend, ſagte er: „Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie ſo entſchloſſen die Strafe an dem Elenden vollzogen. Jetzt bitte ich Sie, mit Ihrem Herrn Vater dieſe Stelle zu verlaſſen. Wir werden uns beſſer halten, wenn nicht die Sorge um Sie unſer Auge vom Feinde abzieht.“ Lenore ſchreckte bei ſeiner Berührung zuſammen, und eine heiße Röthe ſtieg ihr auf Wangen und Stirn.

„Wir werden gehen,“ antwortete ſie mit niedergeſchlagenen Augen, „komm, mein Vater.“ Sie führte den Freiherrn, der ihr widerſtandslos folgte, die Treppe hinauf in das Zimmer der Mutter. Dort rang ſie mit Heldenkraft nach Faſſung, ſie ſetzte ſich an das Lager der Kranken und erſchien den Abend nicht wieder in Finks Nähe.

„Jetzt ſind wir unter uns,“ rief Fink den Wachen zu, „jetzt kurze Diſtance und ruhiges Zielen. Wenn ſie an dieſen Steinhaufen ſtürmen, ſo ſollen ſie ſich nichts als blutige Köpfe holen.“

So ſtand er mit ſeinen Genoſſen und ſah mit ſcharfem Auge auf die Reihen der Gegner. Dort war große Rührigkeit, einzelne Abtheilungen zogen nach dem Dorf, die Reiter ritten auf der Straße hin und her, es war etwas im Werke. Endlich ſchleppte ein Trupp dicke Breter und eine Reihe leerer Wagen herbei. Die obern Theile derſelben wurden heruntergehoben und die Untergeſtelle in einer Reihe aufgefahren, die Deichſeln vom Schloß ab, die Hinterräder dem Schloß zugekehrt; dann wurden Breter auf dem Boden übereinander

genagelt und Schirmdächer gemacht, welche, durch Stangen schräge an dem Hintertheil der Wagen befestigt, einige Fuß über das Wagengestell vorragten und fünf bis sechs Männern erträglichen Schutz gaben.

„Bittet Herrn Wohlfart, sich hierher zu bemühen," rief Fink einem der Schützen zu.

„Hier wurde geschossen," frug Anton in die Halle tretend, „ist Jemand verwundet?"

„Diese dicke Thür, und einer von dem Gesindel dort," entgegnete Fink. „Sie gaben vom Thurm ohne Befehl Antwort auf den ersten Schuß der Feinde."

„Im Hofe ist kein Feind zu sehen. Vorhin kam ein Trupp Reiter an das Thor, einer wagte sich bis dicht an die Planken und versuchte durchzusehen. Als ich mich aber über den Zaun erhob, stob er wie entsetzt davon."

„Sieh dorthin," sagte Fink, „sie machen sich ein Familienvergnügen, kleine Barrikaden. So lange dies Abendlicht uns zu sehen verstattet, ist die Gefahr nicht groß. Aber in der Nacht können sie mit diesen Räderdächern nahe genug heran."

„Der Himmel bleibt klar," sagte Anton, „es wird eine helle Sternnacht."

„Wenn ich nur wüßte," sagte Fink, „weshalb sie die Tollheit haben, gerade die stärkste Seite unserer Festung anzugreifen. Es ist nicht anders, dein friedliches Gesicht hat auf sie gewirkt wie das Haupt der Gorgo. Du wirst von jetzt ab als Scheuche verschrieben werden in allen Slavenkriegen."

Es war dunkel geworden, als das Hämmern an den Wagen aufhörte. Ein Commando wurde gehört, die Befehlshaber riefen einzelne Leute bei Namen an die Deichseln, sechs bewegliche Dächer fuhren mit großer Schnelligkeit etwa dreißig Schritt vor der Vorderseite des Schlosses auf.

„Jetzt gilt's," rief Fink. „Bleibe hier und wahre den Unterstock." Fink sprang die Treppe hinauf, die lange Reihe der Vorderzimmer war geöffnet, man konnte von einem Ende

des Hauſes zum andern ſehen. „Hütet eure Köpfe," rief er den Wachen zu. Gleich darauf fuhr eine unregelmäßige Salve nach den Fenſtern des Oberſtocks, der bleierne Hagel raſſelte durch die Glasſcheiben, klirrend flogen die Splitter auf die Dielen. Fink ergriff ſeine Pfeife, ein gellender Ton drang mit langen Schwingungen durch das ganze Haus, oben vom Thurm und aus beiden Stockwerken antworteten die Salven der Belagerten. Und jetzt folgten von beiden Seiten unregelmäßig die knatternden Schüſſe. Die Belagerten waren im Vortheil, ihr Schutz war beſſer und die Dunkelheit in den Zimmern größer als im Freien. In den kurzen Pauſen hörte man Finks laute Stimme: „Ruhig, ihr Männer, deckt euch!" Er war überall, ſein leichter Tritt, der helle Klang ſeines Zurufs, zuweilen ein wildes Scherzwort ermuthigten jeden Schützen des Hauſes. Sie erfüllten mit Entzücken und Schauer auch die Seele Lenorens, welche das Fürchterliche ihrer Lage nicht mehr empfand und bei den krampfhaften Bewegungen des Vaters und dem leiſen Stöhnen der Mutter nicht verzweifelte, denn wie ein Gruß des Heils tönten die Worte des geliebten Mannes in ihr Ohr.

Wohl eine Stunde dauerte der Kampf um die Mauern des Hauſes. Finſter lag der rieſige Bau in dem matten Licht der Sterne, kein Licht, keine Geſtalt war von außen zu erblicken, nur der Feuerſtrahl, welcher zuweilen aus einer Ecke der Fenſteröffnungen herunterfuhr, verkündigte den draußen, daß tötliches Leben im Schloſſe war. Wer durch die Zimmerreihe ſchritt, der konnte hier und da eine dunkle Geſtalt hinter dem Schatten eines Pfeilers erkennen, er ſah vielleicht das Auge in Spannung glänzen und das Haupt ſich vorbeugen, um eine Blöße des Feindes zu erſpähen. Wohl keiner der Männer, welche jetzt Kriegsdienſte thaten, war an blutige Arbeit gewöhnt, vom Pfluge, von der Werkſtatt, aus jeder Art von friedlicher Thätigkeit waren ſie hier zuſammengekommen, und ängſtliche Spannung, fieberhafte Erwartung war

den ganzen Tag über auch im Gesicht der Stärksten sichtbar gewesen.

Jetzt sah Anton mit einem düstern Behagen, wie ruhig er selbst und wie muthig die Leute waren. Sie waren in Thätigkeit, sie arbeiteten; noch bei dem tötlichen Werke der Zerstörung war die Kraft zu erkennen, die jedes emsige Thun dem Menschen gibt. Nach den ersten Schüssen luden die auf der Vorderseite so besonnen, als übten sie ihr gewöhnliches Tagewerk. Das Gesicht des Knechtes sah nicht sorgenvoller aus, als wenn er zwischen seinen Ochsen hindurch auf die Ackerfurche blickte, und der gewandte Schneider faßte Rohr und Kolben seiner Waffe mit derselben Gleichgültigkeit, wie das Holz seines Bügeleisens. Nur die Wachen im Hofe waren unruhig, aber nicht aus Furcht, sondern weil sie mißvergnügt waren über die eigene Unthätigkeit. Zuweilen versuchte ein kecker Gesell sich hinter Antons Rücken in das Haus zu stehlen, um auf der Vorderseite seinen Schuß abzufeuern, und Anton mußte den Techniker an die Hofthüre postiren, um das muthige Entweichen zu hindern.

„Nur einmal, Herr Wohlfart, lassen Sie mich auf das Volk schießen," bat ein junger Bursch aus Neudorf flehentlich.

„Wartet," erwiederte Anton, „auch ihr werdet daran kommen, in einer Stunde löst ihr die auf der Vorderseite ab."

Unterdeß stiegen die Sterne auf, immer höher, auf beiden Seiten wurden die Schüsse spärlich, wie eine Ermüdung kam es über beide Theile.

„Unsere Leute haben die bessere Kraft," sagte Anton zu dem Freunde, „die im Hofe sind nicht mehr zu halten."

„Das Ganze ist nicht viel mehr als blindes Schießen," erwiederte Fink; „sie versuchen zwar ehrlich zu zielen, aber es ist doch zumeist Zufall, wenn eine Kugel Unglück anrichtet. Außer einigen leichten Verwundungen ist uns kein Schade geschehen, und ich glaube, die dort unten haben das Vergnügen auch nicht viel theuerer bezahlt."

Man vernahm das Rollen der Wagen. „Horch, sie fahren ihre Streitwagen zurück.“ Das Feuern hörte auf, auf der ganzen Linie verschwanden die dunkeln Massen in der Nacht. „Laß ablösen,“ fuhr Fink fort, „und wenn du hast, gib ihnen etwas zu trinken, denn sie haben sich als brave Männer gezeigt. Dann erwarten wir ruhig die Fortsetzung des Werks.“

Anton ließ eilig einige Stärkungen unter die Mannschaft vertheilen und durchschritt das ganze Haus, die Mannschaft ablösend und die Räume vom Boden bis zum Keller untersuchend. In den Frauenstuben des Unterstocks hörte er schon von Weitem ein klägliches Chaos von Stimmen. Als er eintrat, fand er die kahlen Wände durch eine kleine Küchenlampe nothdürftig erhellt, der Boden war mit Stroh bedeckt, und auf der Streu kauerten und lagen in kleinen Häufchen die Frauen und Kinder neben ihren Sachen. Die Frauen drückten ihre Angst durch jede Art von leidenschaftlichen Bewegungen aus, manche hoben unaufhörlich die Hände in die Höhe und riefen die Hilfe des Himmels an, ohne etwas Anderes zu empfinden als unendliche Angst, andere starrten verzweifelt vor sich hin, ganz betäubt durch die Schrecken der Nacht; den behaglichsten Eindruck machten noch die Kinder, welche mit ganzer Seele heulten und sich um nichts weiter kümmerten. In diesem Jammer lagen drei kleine Kinder, mit den Köpfen auf ein Bündel Betten gelehnt, und schliefen, die Händchen geballt, so ruhig, wie in ihrer Bettstelle zu Haus, und eine junge Frau saß in der Ecke, wiegte ein schlummerndes Kind in den Armen und schien alles Uebrige zu vergessen. Endlich trat sie, immer auf ihr Kind sehend, leise zu Anton heran und frug, wie es ihrem Manne gehe.

Unterdeß zündeten die Feinde draußen große Feuer an, ein Theil der Bewaffneten saß an den Flammen, man sah, daß sie Töpfe an das Feuer trugen und ihre Abendkost kochten. Auch in dem Dorfe ging es laut her, man hörte dort schreien und commandiren, und von der Höhe sah man überall

Lichter und ein starkes Hin- und Herlaufen auf der Dorfstraße. „Das sieht nicht aus wie Ruhe," sagte Anton.

In dem Augenblick pochte laut der Hammer am Hinterthor; die Freunde sahen einander an und sprangen schnell in den Hof. „Rothsattel und Rebhühner," murmelte eine Stimme, die Losung improvisirend. „Der Förster!" rief Anton. Er schob die Verrammelung zurück und ließ den Alten ein. „Schließen Sie zu," sagte der Förster, „sie sind mir auf der Spur. Guten Abend allerseits; ich komme fragen, ob Sie mich brauchen können?" — „Schnell ins Haus," rief Anton, „dort erzählen Sie."

„Im Walde ist Alles still wie in der Kirche," sagte der Förster. „Auf der Waldwiese am Erlenbach liegt das Vieh, auch der Schäfer ist mit seinen Creaturen dort. Der Vogt hält die Wache. Ich habe mich in der Finsterniß als Schleichpatrouille in das Dorf gedrückt und komme Sie zu warnen. Da es mit dem Schießen nicht geglückt ist, wollen's die Schufte mit Feuer versuchen. Sie haben den Theer und die Wagenschmiere aus dem ganzen Dorfe zusammengesucht, die Kienspäne der Bauerweiber aus den Höfen geholt, und wo sie eine Oellampe fanden, haben sie diese über Reißigbündel ausgegossen."

„Sie wollen das Hofthor in Brand stecken?" frug Fink.

Der Förster verzog sein Gesicht. „Das Hofthor ist es nicht, vor dem haben sie eine Höllenfurcht. Weil Sie doch Artilleriewagen und eine Haubitze im Hofraum haben." — „Artillerie?" riefen die Freunde erstaunt. „Ja," nickte der Förster; „sie haben durch die Schießlöcher des Zauns blaue Wagen gesehen und Pferde und eine Lafette."

„Karls neue Kartoffelwagen und die Bespannung," rief Anton, „und die Feuertonne."

„Die wird wohl die Haubitze sein," erwiederte der Förster. „Auf meinem Wege hierher guckte ich von hinten in den Hof der Schenke und lauerte, ob ich einen Bekannten erwischen

könnte. Da kam die Rebekka mit Waſſereimern in den Hof gelaufen, ich pfiff leiſe und rief ſie hinter den Stall. „Seid ihr auch da, alter Schwede?“ ſagte das tolle Ding, „nehmt euch nur in Acht, daß ſie euch nicht eins an den Kopf brennen; ich habe keine Zeit, mich mit euch abzugeben, ich muß die Herren bedienen, ſie wollen Kaffe trinken.“ „Warum nicht gar Champagner,“ ſagte ich. „Sie ſind wohl recht artig, die Herren, du hübſches Schickſel,“ ſagte ich, denn mit Floretten gewinnt man die Weiber. „Ihr ſeid ſelber ein häßlicher Schelez,“ ſagte das Mädchen und lachte mich an, „macht, daß ihr fortkommt.“ „Sie werden dir doch nichts thun, kleine Rebekka?“ ſagte ich wieder und kniff ſie ein wenig in die Backen. „Das geht euch nichts an, ihr Hexenmeiſter,“ ſagte wieder der kleine Molch, „wenn ich ſchreie, kommt mir die ganze Stube zu Hilfe. Ich will nichts mit euch zu thun haben.“ „Sei nicht ſo widerſpenſtig, mein Kind,“ ſagte ich, „ſei ein gutes Mädel; fülle mir die Flaſche hier und bringe ſie mir heraus. Man muß in ſchlechten Zeiten etwas für ſeine Freunde thun.“ Darauf riß mir das Ding die Flaſche aus der Hand und ſagte: „Wartet, aber haltet euch ſtill,“ und rannte mit ihren Eimern zurück. Nach einer Weile kam ſie wieder und brachte mir die Buddel ganz gefüllt, Kümmel und Korn, es iſt ein gutmüthiges Geſchöpf. Und als ſie mir die Flaſche gab, rief ſie mir noch zu: „Wenn ihr zu den jungen Herren im Schloß kommt, ſo ſagt ihnen, daß die darin große Angſt vor ihrer Artillerie haben; ſie haben uns ausgefragt, ob es wahr wäre, daß ſie eine Kanone hätten. Ich habe ihnen geſagt, ich wüßte wohl, daß ſo ein großes Ding auf dem Gut ſein müßte.“ — So ſchlich ich mich wieder fort und kroch im Graben bei Kerlen mit Senſen vorbei, die hinter unſerm Hof auf Wache ſtehn. Als ich ihnen an die hundert Schritt vor war, riß ich aus, ſie fakermenterten hinter mir her. So ſteht's.“

„Das mit dem Feuer iſt ein unbequemer Einfall,“ ſagte

Fink; „wenn sie das Handwerk verstehen, können sie uns ausräuchern wie Dachse.“

„Diese Schwelle ist von Stein und die dicke Thür ist hoch über dem Boden,“ sagte der Förster.

„Ich fürchte nicht die Flammen, sondern den Rauch und die Helle,“ entgegnete Fink; „wenn sie unsere Fenster erleuchten, so werden die Leute noch schlechter treffen. Unser Glück ist, daß die Herren auf englischen Sätteln, welche den Feind anführen, bis jetzt schwerlich andere Festungen eingenommen haben, als solche, die durch einen Unterrock verschanzt waren. Wir wollen alle Leute ins Vorderhaus werfen und hinten nur die nothwendigsten Wachen halten, und wollen Rebekka's Lüge vertrauen.“

Neue Patronen wurden ausgetheilt und eine neue Eintheilung der Mannschaft vorgenommen, in die Thurmhallen des Unter- und Oberstocks und oben auf die Plattform wurde mehr Mannschaft gestellt; unten commandirte der Schmied, im Oberstock Anton, der Förster blieb mit einem kleinen Trupp in Reserve. Und es war Zeit, denn wieder hörte man in der Ferne ein lautes Gesumm, Commandowörter, den Tritt der Heranziehenden und das Rollen der Wagen.

„Haltet die Kugel im Lauf,“ rief Fink, „und schießt nur auf das Volk, das sich an die Thür herandrängt.“

Die Wagen mit dem Breterdach fuhren auf wie vorher, ein polnisches Commando erklang und ein heftiges Feuer der Feinde begann, diesmal ausschließlich auf die verhängnißvolle Thür und die Fenster in der Nähe gerichtet. Wie mächtige Schläge donnerten die Kugeln an die Thür und das Mauerwerk, mehr als eine fand ihren Weg durch die Fensteröffnungen und schlug über den Häuptern der Vertheidiger an die Decke. Fink rief den Förster: „Sie sollen etwas wagen, Alter, stellen Sie Ihre Leute am Hinterthor auf, öffnen Sie die Pforte, schleichen Sie dicht am Haus herum und fassen Sie die Gesellen hinter den drei Wagen links, die sich zu nahe an das

Haus gewagt haben, von der Seite. Rücken Sie ihnen nah auf den Leib, Sie können die Mannſchaft raſiren, wenn Sie gut zielen. Die Wagen haben keine Deckung, ehe das Geſindel von hinten herzuläuft, ſind Sie wieder zurück. Seien Sie ſchnell und vorſichtig, ich gebe Ihnen mit der Pfeife ein Zeichen, wenn Sie aus dem Schatten der Mauer hervorbrechen ſollen."

Der Förſter nahm ſeine Leute zuſammen und eilte in den Hof, Fink ſprang in den Oberſtock zu Anton. Immer heftiger wurde das Feuer der Feinde. „Diesmal wird es grimmiger Ernſt," ſagte Anton. „Auch unſere Leute gerathen in Hitze." — „Dort kommt die Gefahr," rief Fink und wies durch die Mauerluke auf eine hohe unförmige Maſſe, welche ſich langſam näher ſchob. Es war ein Erntewagen, breit und zu mächtiger Höhe beladen, der von unſichtbarer Hand regiert gerade auf die Mitte des Schloſſes zu fuhr. „Ein Brander! oben glänzen die gelben Strohſchütten. Ihre Abſicht iſt klar, ſie haben ſich an die Deichſel geſtemmt und ſtoßen den Wagen gegen die Thür. Jetzt gilt es zu zielen, keiner der Wichte, welche ihn heranſtoßen, darf zurück." Er flog die Treppe zum Thurm hinauf und rief den Männern, die auf der Plattform poſtirt waren, zu: „Alles hängt jetzt von euch ab; ſobald ihr die Leute ſeht, welche den Wagen dort vorwärts ſchieben, gebt Feuer; wo ihr einen Schädel oder ein Bein erkennt, gebt Feuer. Wer an dieſem Wagen ſtößt, muß getötet werden."

Langſam kam der Wagen näher, Fink erhob den Doppellauf ſeiner Büchſe und preßte den Kolben an die Wange. Zweimal zielte er und zweimal ſetzte er unzufrieden wieder ab. Der Wagen war ſo hoch beladen, daß es unmöglich wurde, die Geſtalten, welche ihn fortſchoben, zu erkennen. Es waren Augenblicke ängſtlicher Spannung von beiden Seiten, auch das Feuer der Feinde hörte auf, alle Blicke hingen an dem friedlichen Wagen, der jetzt den erbitterten Streit zum

tötlichen Ende bringen ſollte. Endlich wurde der Rücken der Hinterſten, welche an der Spitze der Deichſel drückten, ſichtbar. Ein Doppelblitz fuhr aus Finks Büchſe, zwei gellende Schreie wurden gehört, der Wagen blieb ſtehen, die Stoßenden drängten ſich dicht an einander, man erkannte zwei dunkle Schatten am Boden. Fink lud, um ſeine Lippen ſchwebte ein wildes Lächeln. Ein wüthendes Schießen nach dem Thurm war die Antwort der Feinde. Einer der Leute auf dem Thurm wurde in die Bruſt geſchoſſen, ſein Gewehr fiel über die Mauer hinab und raſſelte auf den Boden, der Mann ſtürzte zu Finks Füßen nieder. Fink warf einen halben Blick auf den Gefallenen und ſchlug die zweite Kugel in den Lauf. Da flogen einige Geſtalten mit Windeseile aus der Dämmerung an den Wagen heran, ein kräftiger Zuruf wurde gehört, und wieder ſetzte ſich die Maſchine in Bewegung. „Brave Jungen," murmelte Fink, „ſie ſind dem Tode verfallen." Es wurde mehr von den Körpern an der Deichſel ſichtbar. Wieder legte Fink an und dicht hintereinander flogen vom Thurm die tötlichen Kugeln an die Deichſel des Wagens. Wieder ein Wehruf, aber der Wagen bewegte ſich vorwärts. Nicht mehr dreißig Schritt war er von der Thür, es war die höchſte Zeit. Da klang der gellende Ton der Knochenpfeife langgezogen durch die Nacht, aus den Fenſtern des Oberſtocks flog die feurige Salve, und von der linken Seite des Hauſes erhob ſich ein lautes Geſchrei. Der Förſter brach vor, ein Haufe dunkler Schatten ſtürzte gegen das Bréterdach, das der Hausecke zunächſt ſtand, ein Augenblick Handgemenge, einige Schüſſe; erſchreckt liefen die überfallenen Feinde von den Dächern zurück in das freie Feld. Zum dritten Male traf der tötliche Doppelblitz vom Thurme die Deichſel des Erntewagens, von paniſchem Schreck ergriffen ſtürzten auch aus ſeinem Schatten die Leute rückwärts nach der rettenden Finſterniß. Nicht zu ihrem Heil. Vom Thurme und aus den Fenſtern des Oberſtocks trafen verfolgende Kugeln die Schutzloſen. Die im Schloſſe erkannten, daß mehr als

einer zuſammenbrach. Hinten erhob ſich zorniges Geſchrei, im Schnellſchritt rückte eine dunkle Linie vor, ihre Flüchtlinge aufzunehmen. Ein allgemeines Feuer der Maſſen gegen das Haus begann. Dann zog ſich der Feind mit derſelben Schnelligkeit zurück, mit der er vorgedrungen war, er zog die Gefallenen und die Breterwagen mit ſich aus der Schußlinie. Nur der Brander, eine dunkle Maſſe, ſtand noch einige Schritt von der Thür. Das Feuer hörte auf, auf den tötlichen Kampf folgte eine unheimliche Stille.

In der Halle des Oberſtocks traf Anton mit Fink zuſammen, gleich darauf kam der Förſter. Schweigend ſuchte jeder der Freunde in dem matten Dämmerlicht zu erkennen, ob der andere unverletzt vor ihm ſtand. „Vortrefflich gemacht, Förſter," rief Fink. „Erbitten Sie Einlaß beim Freiherrn und ſtatten Sie Bericht ab."

„Und bitten Sie Fräulein Lenore, Ihnen die Mittel zu einem Verband zu geben, wir haben Verluſte gehabt," ſagte Anton traurig und wies auf den Boden der Halle, wo an die Wand gelehnt zwei Männer ſaßen und ſtöhnten.

„Hier kommt noch ein dritter," antwortete Fink, auf einen dunklen Körper weiſend, welcher langſam durch zwei Männer die Thurmtreppe herabgetragen wurde. „Ich fürchte, der Mann iſt tot, er lag wie ein Stück Holz zu meinen Füßen."

„Wer iſt es?" frug Anton ſchaudernd.

„Borowski, der Schneider," erwiederte halblaut einer der Träger.

„Welch eine furchtbare Nacht!" rief Anton ſich abwendend.

„Daran dürfen wir jetzt nicht denken," ſagte Fink, „das Menſchenleben iſt nur etwas werth, wenn man den Gleichmuth hat, daſſelbe bei paſſender Gelegenheit zu quittiren. Die Hauptſache iſt, daß wir uns dieſe Brandfackel vom Halſe gehalten haben; es iſt nicht unmöglich, daß es den Schelmen noch gelingt ſie anzuſtecken, ſie wird da, wo ſie ſteht, wenig Schaden thun."

In dieſem Moment glänzte ein heller Schein durch die Schießlöcher des Thurmes. Alles ſtürzte an die Fenſter. Von dem abgewandten Theil des Wagens flammte ein blendendes Licht auf, und mit einem plötzlichen Ruck krachte die ſchwere Maſſe an die Mauer des Hauſes. Ein einzelner Mann ſprang von dem Wagen zurück, ein Dutzend Gewehre flog im Nu gegen ihn in Anſchlag.

„Halt!“ rief Fink mit durchdringender Stimme, „es iſt zu ſpät, ſchont ihn, er iſt ein Braver, das Unglück iſt geſchehen.“

„Merci, Monsieur; à revoir,“ rief eine Stimme von unten, und der Mann ſprang unverletzt vom Hauſe weg in die Finſterniß.

Im Nu ſtand der Wagen in Brand, aus dem Stroh und Reißig, womit er auf der Höhe beladen war, ſtiegen züngelnd die gelben Flammen, und durch die lodernde Glut fuhren praſſelnd weiße Feuergarben nach allen Richtungen auf. Das Haus war von plötzlichem Lichte erhellt, der Qualm drang maſſenhaft durch die zertrümmerten Fenſter.

„Das iſt Pulver,“ rief Fink. „Ruhig, ruhig, ihr Männer. Wir halten die Feinde ab, wenn ſie wieder eindringen; du, Anton, ſieh, ob du das Feuer bewältigſt.“

„Waſſer!“ riefen die Leute, „dort brennt das Fenſterkreuz.“

Und draußen erklang neuer Commandoruf, die Trommel wirbelte, und mit wildem Siegesgeſchrei rückte der Feind in einer Schützenkette an das Haus. Von Neuem begann das Feuer der Belagerer, um das Löſchen des Brandes zu verhindern. Aus dem Waſſerbottich im Hofe wurde Waſſer heraufgebracht und an die züngelnde Flamme des Fenſters gegoſſen; es war eine gefährliche Arbeit, denn die Front des Hauſes war erleuchtet, und auf jede Geſtalt, welche ſichtbar wurde, richteten ſich die Schüſſe der Angreifenden, welche immer kecker heran-drängten. Aengſtlich ſahen die Vertheidiger nach der Flamme und erwiederten nur unſicher das Feuer der Gegner. Auch die Wachen im Hofe ſahen mehr hinter ſich als nach vorn,

die Unordnung wurde allgemein, der Augenblick der höchsten Gefahr war gekommen, Alles schien verloren.

Vom Thurme rief ein Mann herab: „Sie bringen kurze Leitern aus dem Dorfe, man sieht die Aexte in ihrer Hand.“

„Sie wollen über den Breterzaun, sie schlagen die Fenster im Unterstock ein,“ riefen die Männer erschrocken durcheinander. Der Förster stürzte nach dem Hof, Fink riß einige Männer in seiner Nähe fort nach dem Flügel des Hauses, auf welchen ein Haufe mit Leitern heranzog. Alles schrie durcheinander, selbst Finks drohender Zuruf drang nicht mehr in das Ohr der Leute.

Da eilten einige Männer mit Stangen aus dem Hofe an die Thür der Vorhalle. „Macht Platz!“ rief eine stämmige Gestalt, „hier ist Schmiedearbeit.“ Der Mann riß die Riegel der Thür zurück, die Thüröffnung war vollständig geschlossen durch den brennenden Wagen. Mit der schweren Stange stieß der Schmied trotz Rauch und Flammen aus Leibeskräften in das brennende Holz des Wagens. „Helft mir, ihr Hasen,“ schrie er im zornigen Eifer.

„Er hat Recht,“ rief Anton, „heran, ihr Männer!“ Breter und Deichselstangen wurden herzugeschleppt, und in dem Qualm drangen die Männer unermüdlich vorwärts und drückten und stachen in die glühende Masse. Mehr als einmal mußten sie zurückweichen, aber immer wieder trieb der Schmied in das Feuer hinein. Endlich gelang es dem Kunauer, als er nach oben stach, einzelne Garben von der Höhe herunterzuwerfen. Man sah durch die lodernde Flamme am Obertheil der Thür den dunkeln Nachthimmel, ein Luftzug entstand, der Rauch wurde weniger erstickend. „Jetzt haben wir die ganze Bescherung,“ rief er frohlockend, ein brennendes Bund nach dem andern flog auf den Boden; dort brannten die einzelnen Flammenhäufchen unschädlich nieder. Immer schneller wurde der Wagen entladen, brennende Federbetten und Holzscheite fielen herab. Anton ließ die Thür zur Hälfte schließen, weil

jetzt die feindlichen Kugeln durch die Flammen des Wagens schlugen, die Arbeiter mußten ihre Hebel von der Seite handhaben. Die Wagenleitern fielen verkohlt herunter, und mit einem frohen Ruf setzten die Arbeiter ihre Stangen nebeneinander an das Wagengerüst und schoben die Trümmer des Wagens einige Schritte vom Thore ab. Die Thüre wurde schnell wieder geschlossen und die Leute, schwarz wie Teufel, mit verbrannten Kleidern, wünschten einander laut Glück.

„Solche Nacht macht gute Freundschaft," rief der Schmied vergnügt und ergriff in der Freude seines Herzens Antons Hand, die nicht weniger geschwärzt war als die seine. — Unterdeß schmetterten die Aexte der Belagerer an den Verschlag mehrer Fenster des Unterstocks, die abgelösten Breter krachten und Finks Stimme erscholl: „Schlagt sie mit dem Kolben hinunter!" Anton und der Schmied warfen sich an die Fenster, durch welche die Belagerer einzudringen suchten. Auch dort war die gefährlichste Arbeit gethan, als sie herzurannten. Fink kam ihnen entgegen, die blutige Axt eines Insurgenten in der Hand, er schleuderte die Axt von sich und rief dem Haufen Antons entgegen: „Schlagt neue Breter an die Fenster, ich hoffe, die Schlächterei ist zu Ende."

Noch einige Salven von draußen und einzelne Schüsse vom Thurm, dann wurde es wieder still im Schloß und auf der Ebene; noch schimmerten die Wände des Hauses von röthlichem Licht, aber der Schein wurde matter und grauer. Draußen erhob sich der Wind und trieb den Rauch, der aus den Fenstern wirbelte und aus den verbrannten Trümmern vor der Thür aufstieg, die Mauern entlang in die Finsterniß. Die reine Nachtluft füllte wieder den Corridor und die Halle, und ruhig glänzte das Sternenlicht herunter auf die Gesichter der Vertheidiger, auf tiefliegende Augen und bleiche Wangen. Die Kräfte der Kämpfenden waren erschöpft, im Hause wie draußen auf dem Felde.

„Welche Stunde der Nacht ist?" frug Fink und trat zu

Anton, der durch die Schießlöcher der Halle die Bewegungen des Feindes beobachtete. „Mitternacht vorüber," erwiederte Anton. Sie ſtiegen zum Thurme hinauf und ſahen in der Runde umher. Der Anger um das Schloß war leer. „Sie haben ſich ſchlafen gelegt, die Guten," ſagte Fink; „auch die Feuer dort unten verglühen, aus dem Dorfe klingen noch einzelne Stimmen herüber. Nur die Schatten dort zeigen an, daß wir umſtellt ſind. Sie haben eine Poſtenkette in weitem Bogen rings um das Haus geführt, das ſind unſere Nachtwächter. Wir haben einige Stunden Friede vor uns. Und da wir morgen bei Tageslicht ſchwerlich ausſchlafen werden, müſſen unſere Leute dieſe Stunden benutzen. Laß nur die nöthigſten Wachen ſtehen, und die Poſten in zwei Stunden ablöſen. Wenn du nichts dawider haſt, geh' auch ich zu Bett. Laß mich wecken, ſobald ſich draußen etwas regt. Die Nachtpoſten wirſt du ſehr gut beſorgen, das weiß ich." So wandte ſich Fink ab und ging in ſein Zimmer, wo er ſich auf das Bett warf und nach einigen Augenblicken ruhig einſchlief. Anton eilte in die Wachtſtube, vertheilte mit dem Förſter die Poſten und beſtimmte die Reihenfolge der Ablöſung. „Ich ſchlafe doch nicht," ſagte der Alte, „erſtens in meinen Jahren und dann als Jäger; ich will, wenn's Ihnen recht iſt, die Nachtwache anführen und überall zum Rechten ſehen."

Noch einmal ſah Anton in den Hof und die Ställe, auch hier war die Ruhe eingekehrt, nur die Pferde ſchlugen unruhig auf den harten Boden. Leiſe öffnete er die Thür der Frauenſtuben, dort in dem zweiten Zimmer hatte man die Verwundeten niedergelegt. Als er eintrat, ſaß Lenore auf einem Schemel neben dem Strohlager, zu ihren Füßen zwei der fremden Frauen. Er beugte ſich über das Lager der Verwundeten, die farbloſen Geſichter und das verworrene Haar der Armen ſtachen grell ab gegen die weißen Kiſſen, welche Lenore von ihrem Bett gerafft hatte. „Wie ſteht's mit ihnen?" frug Anton leiſe. „Wir haben verſucht, die

Wunden zu verbinden," erwiederte Lenore; „der Förſter ſagt, daß Beide Hoffnung geben."

„Dann," fuhr Anton fort, „überlaſſen Sie den Frauen die Pflege und benutzen auch Sie die Stunden der Ruhe."

„Sprechen Sie mir nicht von Ruhe," ſprach Lenore aufſtehend, „Sie ſind in dem Zimmer des Todes." Sie faßte ihn bei der Hand und führte ihn in die andere Ecke, dort zog ſie an einem dunkeln Mantel und wies auf eine menſchliche Geſtalt, welche darunter lag.

„Er iſt tot!" ſagte ſie mit klangloſer Stimme; „als ich ihn mit dieſen Händen aufrichtete, iſt er geſtorben. An meinem Kleide hängt ſein Blut, und es iſt nicht das einzige, das heut vergoſſen worden. Ich bin es geweſen," rief ſie mit wildem Ausdruck und drückte krampfhaft Antons Hand, „ich habe den Anfang gemacht mit dieſem Blutvergießen. Wie ich den Fluch ertragen ſoll, weiß ich nicht. Wenn ich noch wohin gehöre in der Welt, ſo iſt es in dieſes Zimmer. Laſſen Sie mich hier, Wohlfart, und ſorgen Sie nicht mehr um mich."

Sie wandte ſich ab und ſetzte ſich wieder auf den Schemel an das Strohlager. Anton deckte den Mantel über den toten Mann und verließ ſchweigend das Zimmer.

Er ging nach der Wachtſtube und ergriff das Gewehr. „Ich gehe auf den Thurm, Förſter," ſagte er.

„Jeder hat ſeine eigene Art," brummte der Alte. „Der Andere iſt klüger, er ſchläft aus. Aber es wird friſch dort oben, ohne Mantel ſoll er nicht bleiben." Er ſchickte einen Mann mit einem Bauermantel hinauf und befahl ihm, bei dem Herrn oben zu warten. Anton ließ den Mann zum Schlaf niederſetzen und wickelte ſich in die warme Hülle. So ſaß er ſchweigend und ſtützte ſein Haupt an die Mauer, über welche ſich Lenore gebeugt hatte, als ſie hinunter ſchoß. Und ſeine Gedanken flogen über die Ebene fort, aus der finſtern Gegenwart in die unſichere Zukunft. Er ſah über den Kreis der feindlichen Wachen und über den dunkeln Ring der Kiefer-

wälder, welche ihn hier gefangen hielten und ihn fest banden an Verhältnisse, die ihm jetzt so fremd und abenteuerlich vorkamen, als läse er sie ab aus einem Buche. Sein eigenes Schicksal betrachtete er mit müdem Blick gleichmüthig wie ein fremdes, und ruhig konnte er hineinblicken in die Tiefen seiner Seele, die ihm sonst das wogende Gefühl des Tages verbarg. Er sah sein vergangenes Leben vor sich vorüberziehen, die Gestalt der Edeldame auf dem Balcon des Schlosses, das schöne Mädchen auf dem Kahn unter ihren Schwänen, den Kerzenglanz im Tanzsalon, die traurige Stunde, wo die Edelfrau ihren Schmuck in seine Hände legte, alle Augenblicke, wo Lenorens Auge so liebevoll das seine gesucht hatte, alle diese Zeiten sah er vor sich und deutlich erkannte er den Zauber, den sie um ihn gelegt hatten; Alles, was seine Phantasie gefesselt hatte, sein Urtheil bestochen, seinem Selbstgefühl geschmeichelt, das erschien ihm jetzt als eine Täuschung.

Ein Irrthum war's seiner kindischen Seele, den die Eitelkeit groß gezogen hatte. Ach schon längst war der glänzende Schein zerronnen, der dem armen Sohn des Calculators das Leben der Ritterfamilie stark, edel, begehrungswerth gezeigt hatte. Ein anderes Gefühl war an die Stelle getreten, ein reineres, eine zärtliche Freundschaft zu der Einzigen, die in dem Kreise sich stark erhalten hatte, als die Andern zerbrachen. Und jetzt löste auch sie sich von ihm. Er fühlte, daß es so war und immer mehr geschehen mußte. Er fühlte das in dieser Stunde ohne Schmerz als etwas Natürliches, was nicht anders kommen konnte. Und er fühlte, daß er selbst dadurch frei wurde von den Banden, welche ihn hier fest hielten. Er erhob sein Haupt und sah über die Wälder hinüber in die Ferne. Er schalt sich, daß ihm dieser Verlust nicht mehr Schmerzen bereitete, und gleich darauf, daß er einen Verlust fühlte. War im Grunde seiner Seele doch ein stilles Begehren gewesen? Hatte er das schöne Mädchen für seine Zukunft zu erwerben gedacht? hatte er davon geträumt,

ſchon mit den Nachbarn dort fertig werden. Schwatze aber nicht lange mit ihnen, ſonſt kriegen wir ein Donnerwetter vom Herrn. — Und hör', frage die Nachbarn doch, wozu ſie noch mit ihren Spießen daſtehn, ihre Reiter ſind ja ſchon abgeritten. Wir haben nichts dawider, wenn die dort unten ſich auch fortmachen."

Willig ergriff das Mädchen die Waſſereimer, der Förſter öffnete die Hofthür und die Kleine trabte dem Waſſer zu. Mit unruhiger Erwartung ſah ihr Anton nach. Das Mädchen kam bis an den Bach, ungehindert und ohne ſich um den Poſten zu kümmern, der etwa zwanzig Schritt vor ihr ſtand und ihr neugierig zuſah. Endlich ging einer der Senſenmänner auf ſie zu, das Mädchen ſetzte den Eimer zu Boden, ſchlug die Arme übereinander, und Beide fingen eine friedliche Unterhaltung an. Zuletzt ergriff der Senſenmann die Eimer, bückte ſich ſelbſt zum Waſſer hinunter und reichte die gefüllten dem Mädchen. Langſam brachte die Kleine ihre vollen Eimer zurück, der Förſter öffnete wieder das Thor und ſagte ſchmunzelnd: „Brav, Suſanne. Was hat denn die Wache mit dir geſprochen?"

„Dumme Dinge," erwiederte das Mädchen erröthend, „er hat mir geſagt, ich ſoll ihm und ſeinen Kameraden das Thor aufmachen, wenn ſie wieder an das Schloß kommen."

„Wenn's weiter nichts war," ſagte der Förſter ſchlau. „Alſo ſie wollen wieder an das Schloß?"

„Freilich wollen ſie," ſagte die Kleine, „die Reiter ſind gegen das Militär nach Rosmin gezogen; wenn ſie zurückkehren, laufen ſie alle zuſammen gegen das Schloß, ſagte der Mann."

„Wir werden ſie ſchwerlich hereinlaſſen," erwiederte der Förſter, „Keiner ſoll zum Thor herein, als dein Schatz dort unten. Du haſt's ihm doch verſprochen, wenn er allein kommt und bei der Nacht?"

„Nein," antwortete Suſanne aufgebracht, „aber ich durfte doch nicht böſe ſein."

„Vielleicht können wir's zum zweiten Mal probiren?" frug der Förſter auf Anton blickend.

„Ich zweifle," verſetzte dieſer; „dort reitet einer der Offiziere an den Poſten heran; der arme Burſch wird für ſeinen Ritterdienſt einen rauhen Morgengruß erhalten. Kommt her, wir theilen den kleinen Vorrath. Der erſte Eimer zur Hälfte für die Herrſchaft, zur Hälfte für uns Männer, der zweite zu einer Morgenſuppe für die Frauen und Kinder." Er goß ſelbſt das Waſſer in die verſchiedenen Gefäße und ſtellte den Schmied als Wächter dazu. Beim Eingießen ſagte er zu dem Förſter: „Das iſt die ſchwerſte Arbeit, die wir während der Belagerung gehabt haben. Noch weiß ich nicht, wie wir den Tag aushalten wollen."

„Es geht Vieles," erwiederte tröſtend der Förſter. —

Ein heller Frühlingstag begann, wolkenlos ſtieg die Sonne hinter dem Wirthſchaftshofe herauf, bald erwärmte ihr milder Strahl die Luft, welche feucht um die Mauern des Schloſſes lag. Die Leute ſuchten die ſonnige Ecke des Hofes, in kleinen Gruppen ſaßen die Männer mit ihren Frauen und Kindern zuſammen, alle zeigten gute Zuverſicht. Anton trat unter ſie: „Wir müſſen uns gedulden bis Mittag, vielleicht bis Nachmittag, dann kommen unſere Soldaten."

„Wenn die drüben nicht mehr thun als jetzt, ſo können wir's ruhig anſehn," bemerkte der Schmied, „ſie ſtehn ſo hölzern wie eingegrabene Zaunpfähle."

„Sie haben geſtern ihre Courage verloren," ſagte ein Anderer verächtlich.

„Es war Strohfeuer, der Schmied hat ihnen die Bündel vom Wagen geworfen, ſie haben nichts mehr zuzuſetzen," rief ein Dritter.

Der Schmied ſchlug die Arme übereinander und lächelte ſtolz, und vergnügt ſah ſeine Frau zu ihm auf.

Jetzt wurde es in dem obern Stock lebendig, der Freiherr klingelte und forderte Bericht. Anton eilte hinauf, ihm und

den Damen zu erzählen, dann trat er in Finks Zimmer und weckte den Freund, der noch im festen Schlummer lag.

„Guten Morgen, Tony," grüßte Fink und dehnte sich behaglich; „ich komme im Augenblick herunter. Wenn du mir durch deine Verbindungen etwas Wasser verschaffen könntest, würde ich dir sehr dankbar sein."

„Ich will dir eine Flasche Wein aus dem Keller holen," erwiederte Anton; „du mußt dich heut mit Wein waschen."

„Hui!" rief Fink, „steht es so? Es ist doch wenigstens kein Rothwein?"

„Wir haben überhaupt nur wenige Flaschen," fuhr Anton fort.

„Du bist ein Unglücksrabe," sagte Fink seine Stiefeln suchend, „um so mehr Bier wird in euern Kellern sein."

„Gerade so viel, als zu einem Trunk für die Mannschaft reicht; ein Fäßchen Branntwein ist jetzt unser größter Schatz."

Fink pfiff die Melodie des Dessauers. „Siehst du wohl, mein Sohn, daß deine Zärtlichkeit für die Frauen und Kinder ein wenig sentimental war? Ich sehe dich im Geiste vor mir, wie du mit aufgestreiften Hemdärmeln die magere Kuh schlachtest und mit deiner alten Gewissenhaftigkeit dem hungernden Volk bissenweis in den Mund steckst. Du in der Mitte, fünfzig aufgesperrte Mäuler um dich herum. Binde dir nur gleich ein Dutzend Birkenruthen, in wenigen Stunden wird ein Geschrei hungernder Kinder zum Himmel aufsteigen, und du wirst genöthigt sein, trotz deiner Menschenliebe die ganze Bande auszuhauen. Uebrigens denke ich, wir haben uns gestern nicht schlecht gehalten, ich habe ausgeschlafen, und so mögen heut die Dinge gehn, wie sie können. Und jetzt laß uns nach dem Feinde sehn." Die Freunde stiegen auf den Thurm, Anton berichtete, was er erfahren hatte, Fink untersuchte sorgfältig die Postenkette und sah mit dem Fernrohr die hellen Bänder der Feldwege entlang, bis dahin, wo der dunkle Wald sie verdeckte. „Unsere Lage ist zu friedlich, um

troſtreich zu ſein," ſagte er endlich, das Rohr zuſammenſchiebend.

„Sie wollen uns aushungern," verſetzte Anton ernſt.

„Ich traue ihnen dieſe Schlauheit zu, und ſie rechnen nicht ſchlecht, denn im Vertrauen, ich habe ſtarken Zweifel, ob wir auf Entſatz hoffen dürfen."

„Auf Karl können wir uns verlaſſen," begütigte Anton.

„Auf meinen Braunen auch," erwiederte Fink; „aber es iſt wohl möglich, daß mein armer Blackfoot in dieſem Augenblick bereits das Unglück hat, das Geſäß irgend eines Inſurgenten zu tragen. Ob Junker Karl nicht einem der Haufen, welche ſicher in der ganzen Gegend umherſchwärmen, in die Hände gefallen iſt, ob er überhaupt die Regulären aufgefunden hat, ob dieſe ferner Luſt haben, uns zu Hilfe zu marſchiren, ob ſie endlich den Witz haben, zu rechter Zeit anzukommen, und ob ſie zu allerletzt ſtark genug ſind, die Schaar, welche ihnen den Weg zu uns verlegt, zu zerſtreuen, das, mein Junge, ſind alles Fragen, welche wohl aufgeworfen werden dürfen, und ich will lieber alle Brombeeren der Welt aufeſſen, als eine fröhliche Antwort darauf geben."

„Wir könnten's mit einem Ausfall verſuchen, freilich er würde blutig werden," rieth Anton.

„Bah," ſagte Fink. „Aber was ſchlimmer iſt, er würde nichts nutzen. Einen Haufen werfen wir vielleicht, die nächſte Stunde iſt ein anderer da. Nur ſiegreicher Entſatz kann uns aus der Klemme helfen. So lange wir in dieſen Mauern unſer Hausrecht wahren, ſind wir ſtark, auf freiem Feld mit Weibern und Kindern werden wir von einem Dutzend Reiter überrannt."

„Warten wir's alſo ab," ſchloß Anton finſter.

„Weiſe geſprochen, der ganze Witz des Lebens iſt zuletzt der, daß man ſich und Andern keine Fragen vorlegt, die nicht zu beantworten ſind. Die Sache droht langweilig zu werden."

So ſtiegen die Freunde wieder herab und ſo verſtrich

Stunde auf Stunde, langſame Stunden bleierner Unthätigkeit. Bald ſah Anton, bald Fink mit dem Fernrohr nach den Oeffnungen des Waldes, es war wenig Auffallendes zu ſehen. Patrouillen der Feinde kamen und gingen, bewaffnete Haufen von Landleuten zogen dem Dorfe zu und wurden nach verſchiedenen Richtungen wieder abgeſandt, die Poſtenkette wurde regelmäßig beſichtigt und alle zwei Stunden abgelöſt. Die Belagerer waren beſchäftigt, die Dörfer der Umgegend zu durchſuchen und zu entwaffnen, um die im Schloß zuletzt mit vereinter Kraft anzugreifen. Die Deutſchen waren in ihrem Steinbau umſtellt wie ein wildes Thier in ſeinem Lager, und die Jäger warteten mit ruhiger Sicherheit die Stunde ab, wo der Hunger oder Feuer und Waffen die Bezwungenen heraustreiben mußten.

Unterdeß verſuchte Fink, die Leute zu beſchäftigen, die Männer mußten Waffen und Armatur reinigen und putzen, ſie mußten antreten und Fink unterſuchte ſelbſt die einzelnen Gewehre; darauf wurde Pulver und Blei vertheilt, Kugeln gegoſſen und Patronen gemacht. Die Frauen wies Anton an, Haus und Hof zu reinigen, ſo weit dies ohne Waſſer möglich war. Das hatte die gute Wirkung, die Eingeſchloſſenen durch einige Stunden in Thätigkeit zu erhalten.

Die Sonne ſtieg höher und die Luft trug von dem nächſten Dorf das leiſe Bimmeln der Glocke herüber. „Die erſte Mahlzeit iſt ſpärlich genug ausgefallen," ſagte Anton zu ſeinem Kameraden, „die Kartoffeln ſind in der Aſche gebraten, auch Fleiſch und Speck ſind zu Ende, die Köchin kann das Mehl nicht mehr verbacken, es fehlt wieder an Waſſer."

„So lange wir die Milchkuh im Stall haben," erwiederte Fink, „beſitzen wir immer noch einen Schatz, den wir dem hungrigen Volk vorzeigen können. Dann bleiben noch die Mäuſe des Schloſſes und zuletzt unſere Stiefeln. Wer in dieſem Lande verurtheilt war, bisweilen Beefſteak zu eſſen, der kann Stiefelleder für kein zähes Gericht halten."

Der Förſter unterbrach das Geſpräch mit der Meldung: „Ein einzelner Reiter kommt vom Wirthſchaftshof auf das Schloß zu, hinter ihm geht ein Frauenzimmer; ich wette, es iſt die Rebekka.“

Der Reiter näherte ſich, ein weißes Taſchentuch ſchwenkend, der Thür in der Vorhalle, er hielt neben den verkohlten Trümmern des Erntewagens und ſah nach den Fenſtern des Oberſtocks. Es war der Parlamentär vom Tage zuvor.

„Wir wollen nicht ſo unhöflich ſein, den Herrn warten zu laſſen,“ ſagte Fink, ſchob den Riegel zurück und trat unbewaffnet auf die Schwelle. Der Pole grüßte ſchweigend, Fink lüftete ſeine Mütze.

„Ich habe Ihnen geſtern Abend geſagt,“ begann der Reiter, „daß ich heut das Vergnügen haben würde, Sie wieder zu ſehen.“

„Ei,“ antwortete Fink. „Sie ſelbſt waren der Herr, der uns den Rauch verurſachte. Es war ſchade um den Erntewagen.“

„Sie haben geſtern Ihre Leute verhindert, auf mich zu feuern,“ fuhr der Pole in deutſcher Sprache mit hartem Accent fort, „ich bin Ihnen dankbar dafür und möchte Ihnen meine Erkenntlichkeit beweiſen. Wie ich höre, ſind Damen in dieſem Hauſe, das Mädchen bringt ihnen Milch. Wir wiſſen, daß man hier im Schloß kein Waſſer hat, und ich wünſche nicht, daß die Damen durch unſern Streit zu Entbehrungen genöthigt werden.“

„Du Racker,“ murmelte der Förſter.

„Wenn Sie mir erlauben, Ihnen für die Milch einige Flaſchen Wein aus unſerm Keller zurückzugeben, ſo nehme ich Ihr Geſchenk mit Dank an,“ erwiederte Fink. „Ich ſetze voraus, daß Ihnen in der Schenke dieſe Flüſſigkeit ebenfalls nicht im Ueberfluß zu Gebote ſtehen wird.“

„Es iſt gut,“ ſagte der Pole lächelnd. Rebekka eilte mit ihrem Krug nach der Pforte des Hofraums, gab die Milch

ab und empfing durch den brummenden Förster die Flaschen mit Wein. Der Pole aber fuhr fort: „Wenn Sie auch mit Wein versehen sind, so kann dieser doch nicht das Wasser ersetzen, Ihre Garnison ist zahlreich, und wir hören, daß Sie viele Frauen und Kinder im Hause haben."

„Ich werde es für kein Unglück halten," erwiederte Fink, „wenn die Frauen und Kinder einige Tage mit uns Männern Wein trinken, bis Sie uns den Gefallen erweisen, um den ich Sie schon gestern ersuchte, dies Gut und den Brunnen drüben zu verlassen."

„Hoffen Sie nicht darauf, mein Herr," sagte der Pole ernst, „wir werden jede Gewalt anwenden, Sie zu entwaffnen; wir wissen jetzt, daß Sie keine Artillerie haben, und es ist uns jede Stunde möglich, den Eingang in dies Haus zu erzwingen. Sie haben sich aber als tapfere Männer gehalten, und wir wünschen nicht weiter zu gehen, als wir müssen."

„Vorsichtig und verständig," versetzte Fink beistimmend.

„Deshalb mache ich Ihnen einen Vorschlag, der Ihr Ehrgefühl nicht verletzen wird. Sie haben auf keinen Entsatz zu hoffen. Zwischen Ihrem Militär und diesem Dorf steht ein starkes Corps unserer Truppen, ein Zusammenstoß beider Armeen ist in den nächsten Tagen einige Meilen von hier zu erwarten, und Ihre Commandeurs sind deshalb außer Stande, einzelne Corps zu detachiren. Ich sage Ihnen keine Neuigkeit, denn Sie wissen das so gut als wir selbst. Und so verbürge ich Ihnen und Allen, welche in diesem Hause sind, bei meinem Ehrenwort freien Abzug, wenn Sie Ihre Waffen und das Schloß übergeben. Wir sind bereit, Sie und die Damen durch eine Escorte in jeder Richtung, welche Sie wünschen, so weit zu geleiten, als wir das Terrain behaupten."

Fink versetzte ernsthafter, als er bis dahin gewesen: „Darf ich fragen, aus wessen Munde das Ehrenwort kommt, das mir soeben gegeben wurde?"

„Oberſt Zlotowsky," erklärte der Reiter ſich leicht verneigend.

„Ihr Vorſchlag, mein Herr," entgegnete Fink, „verpflichtet uns zu Dank. Ich ſetze keinen Zweifel in die Aufrichtigkeit Ihres Anerbietens und will auch annehmen, daß Ihr Einfluß auf die Männer, welche Sie begleiten, groß genug iſt, um dieſe Bedingungen aufrecht zu erhalten. Da ich aber nicht ſelbſt des Hauſes Herr bin, ſo muß ich dieſem Ihre Vorſchläge mittheilen."

„Ich warte," ſagte der Pole, ritt auf eine Entfernung von dreißig Schritt zurück und hielt der Thür gegenüber ſtill.

Fink ſchloß die Thür und ſagte zu Anton: „Schnell zum Freiherrn! Was iſt deine Meinung?"

„Aushalten," verſetzte Anton.

Sie trafen den Freiherrn in ſeinem Zimmer, den Kopf in ſeine Hände geſtützt, mit verſtörtem Geſicht, ein Bild des Leidens und nervöſer Unruhe. Fink trug ihm das Anerbieten des Polen vor und bat um ſeine Entſcheidung.

Der Freiherr erwiederte: „Ich habe bis jetzt vielleicht mehr gelitten, als irgend einer der Braven, welche in dieſem Hauſe ihr Leben gewagt haben. Es iſt ein furchtbares Gefühl, hilflos dazuſitzen, wo die Ehre gebietet in der vorderſten Reihe zu ſtehen. Aber eben deshalb habe ich kein Recht, Ihnen Vorſchriften zu machen. Wer außer Stande iſt zu kämpfen, hat auch kein Recht, zu beſtimmen, wann der Kampf aufhören ſoll. Ich habe ja kaum das Recht, Ihnen meine Anſicht zu ſagen, weil ich fürchte, daß ſie für Ihren hochherzigen Sinn beſtimmend ſein würde. Außerdem kenne ich Unglücklicher nicht die Leute, welche mich vertheidigen, ich habe kein Urtheil über ihre Stimmung und über ihre Kraft. Ich überlaſſe Ihnen Alles und lege das Schickſal der Meinen vertrauend in Ihre Hand. Der Himmel möge Ihnen vergelten, was Sie für mich thun. Nicht für mich, um Gottes willen

nicht für mich, das Opfer wäre zu groß," rief der erregte Mann, erhob seine gefalteten Hände und starrte mit den glanzlosen Augen in die Höhe; „denken Sie an nichts als an die Sache, welche wir vertheidigen."

„Wenn Sie uns ein so hohes Vertrauen schenken," sagte Fink mit ritterlicher Haltung, „so sind wir entschlossen, Ihr Schloß zu halten, so lange wir noch eine schwache Hoffnung auf Entsatz haben. Unterdeß sind ernste Zufälle möglich, die Weigerung unserer Leute sich ferner zu schlagen, oder das gewaltsame Eindringen der Feinde."

„Meine Frau und Tochter bitten wie ich, daß Sie in dieser Stunde auf ihr Wohl keine Rücksicht nehmen. Gehen Sie, meine Herren," rief der Freiherr seine Arme ausstreckend, „die Ehre eines alten Soldaten liegt in Ihrer Hand."

Beide Männer verneigten sich tief vor dem Blinden und verließen das Zimmer. „Es ist doch Ehre in den Leuten," sagte Fink auf dem Wege, mit dem Kopfe nickend. Er öffnete die Thür, der Offizier ritt heran.

„Der Freiherr von Rothsattel dankt Ihnen für Ihr Anerbieten, er ist entschlossen, sein Haus und das Eigenthum derer, welche sich ihm anvertraut haben, gegen Ihre Angriffe zu vertheidigen bis zum Aeußersten. Wir nehmen Ihren Vorschlag nicht an."

„So tragen Sie die Folgen," rief der Reiter zurück, „und die Verantwortung für Alles, was jetzt geschehen muß."

„Ich übernehme die Verantwortung," sagte Fink. „An Sie aber noch eine Bitte. Es sind außer den Frauen und Kindern der Landleute zwei Damen in diesem Schloß, die Gemahlin und Tochter des Freiherrn von Rothsattel; wenn ein Zufall Ihnen doch Gelegenheit geben sollte, die Räume dieses Hauses zu betreten, so empfehle ich die Wehrlosen Ihrem ritterlichen Schutz."

„Ich bin ein Pole!" versetzte der Reiter stolz, sich auf seinem

Pferde erhebend. Er nahm den Hut ab und ritt in kurzem Galopp nach dem Wirthſchaftshofe zurück.

„Er ſieht aus wie ein kühner Burſch," ſagte Fink ſich umwendend zu den Leuten, welche aus der Wachtſtube herzugeeilt waren. „Aber meine Männer, wenn man die Wahl hat, ob man ſich verlaſſen ſoll auf die Verſprechungen eines Feindes oder auf dies kleine Rohr von Eiſen, ſo bin ich allemal der Meinung, daß man ſich am beſten dem vertraut, was man in der Hand hält." Er ſchüttelte ſein Gewehr. „Der Pole verſpricht uns freien Abzug, weil er weiß, daß in ein paar Stunden ſeine Bande vor unſern Soldaten auseinanderlaufen wird. Wir wären für ihn ein guter Biſſen, an die dreißig Gewehre! Und wenn die Reiter kämen und uns nicht in dem Hauſe fänden, zu dem wir ſie gerufen, ſondern dies Geſindel mit ſeinen Krötenſpießen, ſie würden uns ein ſchönes Donnerwetter nachſchicken, und wir hätten den Schimpf für immer."

„Ob er es ehrlich gemeint hat?" frug einer der Leute zögernd.

Fink faßte den Mann vertraulich an der Klappe ſeines Rockes: „Ich glaube, daß er es ehrlich meint, mein Junge, aber ich frage euch, wie weit reicht bei dieſem Volk der Gehorſam? Wir wären noch nicht hinter der Waldecke dort unten, ſo käm' ein anderer Haufe über uns, und die Weiber und eure Sachen würden vor unſern Augen mißhandelt. Und deswegen, rechne ich, thun wir am beſten, wenn wir ihnen die Zähne zeigen."

Lebhafte Beiſtimmung der Hörer folgte, und einige Hoch! auf die jungen Herren im Schloſſe wurden ausgebracht.

„Wir danken," ſagte Fink, „und jetzt Alle auf Poſten, ihr Männer, denn es kann wohl kommen, daß ſie ſich wieder blutige Köpfe holen. — Das hält ſie auf eine Stunde hin," fuhr er zu Anton gewandt fort. „Ich glaube nicht an einen Angriff bei Tage, aber auf Poſten ſtehen iſt beſſer für ſie

als die Köpfe zuſammenſtecken. Bei alle dem iſt quer, daß die Leute dieſe Verhandlung angehört haben."

Auch der ſtrenge Dienſt, den Fink jetzt einrichtete, vermochte nicht die Entmuthigung aufzuhalten, welche allmählich, je weiter die Sonne am Himmel ſtieg, über die kleine Beſatzung kam. Die Worte des Polen waren von Vielen gehört worden, auch die Weiber hatten neugierig ihre Thür geöffnet und ſich in die Halle gedrängt. Leiſe, nach und nach fiel die Furcht in die Herzen, und anſteckend wie eine Krankheit erfaßte ſie Einen nach dem Andern. In der Frauenſtube brach ſie aus. Plötzlich empfanden Einzelne eine große Sehnſucht nach Waſſer, ſie klagten über Durſt, zuerſt ſchüchtern, dann lauter, ſie drängten ſich an der Thür der Küche zuſammen und begannen laut zu ſchluchzen. Nicht lange, ſo ſchrieen alle Kinder nach Waſſer, und Viele, die unter andern Umſtänden nicht an Trinken gedacht hätten, fühlten ſich unſäglich elend. Anton ließ die letzten Flaſchen Wein aus dem Keller holen, zerſchnitt das letzte Brod, tauchte jedem Einzelnen einige Biſſen in den Wein ein, bis ſie ganz durchweicht waren, und vertheilte ſie mit der ernſthaften Verſicherung, dies ſei das beſte Mittel gegen Durſt; wenn man das in den Mund ſtecke, ſo ſei man einen ganzen Tag lang nicht im Stande Waſſer zu trinken, und wenn man Geld dafür bekomme. Das half auf eine Weile, aber die Angſt fand andere Thüren, durch welche ſie ſich einſchlich. Manche überlegten, was ſie denn zu verlieren hätten, wenn ſie ein altes Gewehr abgäben und dafür die Freiheit erhielten und das Recht, überall hinzugehen, wohin ſie wollten. Dieſe Anſicht wurde vorläufig von dem Förſter bekämpft, der ſich in die Mitte der Wachtſtube ſtellte und entſchloſſen erwiederte: „Ich will euch ſagen, Gottlieb Fitzner, und euch, ihr dicker Bökel, daß das Weggeben des Gewehrs für uns alle eine Kleinigkeit iſt, es iſt nur der Uebelſtand dabei, daß der von euch, der auf dieſen niederträchtigen Gedanken käme, ein ganz gemeiner feiger Schuft wäre, vor dem ich alle

Tage ausſpucken würde, ſo oft ich ihn träfe.“ Darauf gaben Fitzner und Bökel dem Förſter eifrig Recht, und Bökel erklärte, er werde es mit jedem ſolchen Kerl ebenſo machen wie der Förſter. Und auch dieſe Gefahr war beſeitigt. Aber die abgelöſten Wachen blieben in unruhiger Unterhaltung. Die Streitkräfte des Schloſſes wurden mit denen des Feindes verglichen; endlich wurde die geringe Stärke des Pfahlwerks im Hofe der herrſchende Gegenſtand einer furchtſamen Kritik. Es war klar, daß dort der nächſte Angriff erfolgen würde, und auch die Beherzten nahmen an, daß der Bohlenzaun nur geringen Widerſtand leiſten könnte. Sogar der treue Schmied ſchüttelte mit der Hand an dem Zaun und fand keinen Gefallen an der Art, wie er zuſammengenagelt war. In den Mittagſtunden waren dieſe Anfälle von Zaghaftigkeit noch nicht gefährlich, denn der größte Theil der Männer erwartete, das Gewehr in der Hand, jeden Augenblick den Anmarſch des Feindes. Als ſich aber die Sonne von ihrer Höhe neigte, ohne daß ein Angriff erfolgte und ohne daß der Poſten auf dem Thurm den Entſatz meldete, da wirkten Thatloſigkeit und Abſpannung zuſammen, das Leiden allgemein zu machen. Die Mittagskoſt war ungenügend, Kartoffeln mit verkohlter Rinde und etwas Salz dazu. Natürlich fingen die Leute wieder an zu durſten, wieder kamen die Frauen jammernd zu Anton und klagten, ſein Mittel habe nur auf kurze Zeit geholfen. Und auch unter den Männern flog die Angſt um Hunger und Durſt von einem Pfeiler zum andern, aus der Wachtſtube in den Hof bis hinauf in den Thurm. Anton hatte die doppelte Ration Branntwein ausgetheilt, auch das half nicht bei Allen. Die Männer wurden nicht aufſäßig, es war zu viel gute Art in ihnen, ſie wurden nur kleinlaut und ſchwächer. Fink ſah mit verächtlichem Lächeln auf dieſe Symptome eines Zuſtandes, der ſeinem elaſtiſchen Geiſt und ſeinen ſtählernen Nerven unbegreiflich war. Aber Anton, den Alle mit Bitten und Klagen überliefen, fühlte die ganze Verlegenheit dieſer

Stunden. Etwas mußte geſchehen, um gründlich zu helfen, oder Alles war verloren. So trat er in den Hof, entſchloſſen die Kuh zu opfern. Er ſtellte ſich vor die Milchkuh, klopfte ſie auf den Hals: „Lieſe, armes Thier, du mußt jetzt daran.“ Als er ſie am Strick herauszog, fiel ſein Blick auf die leere Waſſertonne, und ihn überkam ein glücklicher Gedanke. Die Erhebung des Bodens über das Waſſer des Baches betrug nur wenige Fuß, die ganze Gegend war quellenreich, es war wahrſcheinlich, daß man in geringer Tiefe Waſſer finden würde. Es war für die Beſatzung eine leichte Sache, ein Brunnenloch auszugraben. Wenn man die ausgegrabene Erde an das Pfahlwerk ſtampfte, ſo wurde die Feſtigkeit deſſelben beträchtlich vermehrt. Und was die Hauptſache war, die Arbeit ſetzte alle müßigen Hände in Bewegung, ſie konnte Stunden ja Tage lang fortgeſetzt werden. Aus früheren Verſuchen wußte er, daß das Waſſer um das Schloß ſchlammig und in gewöhnlicher Zeit nicht zu brauchen war, aber darauf kam es heut nicht an. Anton ſah nach der Sonne, es war keine Minute zu verlieren.

Er rief den Techniker in den Hof, und als dieſer freudig beiſtimmte, alle freien Hände des Schloſſes, auch die Weiber und ſtärkeren Kinder. Das Werkzeug der Arbeiter wurde herzugeholt, nach wenig Augenblicken waren zehn Männer mit Hacke und Spaten beſchäftigt, in der Mitte des Hofes ein großes Loch mit ſchräger Böſchung nach unten zu graben, die Frauen und Kinder mußten unter Aufſicht des Technikers die aufgegrabene Erde an dem Pfahlwerk feſtſtampfen. Einige Männer, und was von Frauen noch zur Hand war, rief Anton zum Schlachten der armen Kuh, welche noch einmal dem Volk gezeigt wurde, bevor ſie dem Verhängniß des Tages erlag. Schnell war Alles in eifrigſter Thätigkeit. Das Brunnenloch, an der Oberfläche viel weiter, als für eine regelmäßige Röhre nothwendig geweſen wäre, vertiefte ſich zuſehends, und an dem Bohlenzaun ſtieg ein Wall in die Höhe, wie durch die Kraft

hilfreicher Erdgeister aus dem Boden gehoben. Die Leute griffen an, wie sie in ihrem Leben nicht gethan hatten, im Wettkampf flogen die Spaten der Männer, barfüßige Beinchen sprangen begeistert über die Erde, Holzschuhe und Pantoffeln stampften ihre Spuren tief hinein. Jeder wollte mit angreifen, es waren mehr Hände zur Stelle, als der Raum zu bewegen erlaubte. Alle Bangigkeit war verschwunden, lustige Scherze flogen hin und her. Auch Fink kam herbei und sagte zu Anton: „Du bist ein Heidenbekehrer, du verstehst für das Seelenheil deiner Gemeinde zu sorgen."

„Die Gemeinde arbeitet," erwiederte Anton fröhlicher, als er in den letzten vierundzwanzig Stunden gewesen war.

Das Brunnenloch vertiefte sich, daß man mit einer kurzen Leiter hinabsteigen mußte, der Grund wurde feucht, die Männer arbeiteten in einem Sumpf, zuletzt mußte der Schlamm in Kübeln heraufgereicht werden, aber die Leute drängten sich zum Tragen, die Eimer flogen aus einer Hand in die andere. Mit lautem Gelächter, wie Kinder, begrüßten sie jeden Schmutzfleck, der aus den Eimern auf die Kleider der Ungeduldigen spritzte. Der Wall erhob sich bereits fußhoch über das Pfahlwerk, und da es an Rasen fehlte, schlugen die Leute an der innern Böschung Holz und Steine mit einer Kraft hinein, welche die Masse fest machte wie Stuck. Kaum, daß Anton die schmale Seitenpforte frei erhielt. Unter den feindlichen Posten am Bach zeigte sich eine unruhige Bewegung, Reiter sprengten die Postenkette entlang und sahen auf das neue Festungswerk, zuweilen wagte sich einer näher heran, zog sich aber zurück, wenn der Förster sein Gewehr über den Wall erhob. So verrann Stunde auf Stunde, die Sonne sank hinab, und der Schein der Abendröthe flog über den Himmel. Die Leute im Hof achteten nicht darauf, unten im Brunnenloch standen die Männer bis an den Leib im Wasser. Es war ein gelbe schmutzige Flüssigkeit, aber die Leute starrten in die Oeffnung, als ob dort ein Schatz von flüssigem Gold

heraufquölle. Endlich, als ſchon die Schatten des Abends dunkel auf der Oeffnung lagen, befahl Anton den Arbeitern aus der Grube zu ſteigen. Ein großes Tuch wurde gebracht und über den Waſſerbottich gelegt, man ſchöpfte das Waſſer in Eimern herauf und ſeihte es durch das Tuch.

„Zuerſt meine Pferde," rief ein Knecht und riß die Eimer für die dürſtenden Thiere an ſich. „Wenn ſich der Trank geſetzt hat, wird er ſo gut wie Bachwaſſer," rief der Schmied vergnügt, die Arbeiter wurden nicht müde, ſich eine Probe auszuſchöpfen, und Jeder beſtätigte ſiegesfroh die Meinung des angeſehenen Mannes. Unterdeß ließ Anton oben auf dem Wall, der faſt bis zum Fußboden des obern Stockwerks heraufgewachſen war, neue Pfähle einſchlagen und die ſtarken Breter der Kartoffelwagen als Schutzwehr daran befeſtigen. Als die Finſterniß der Nacht ſich über das Schloß legte, war das Werk vollendet. Die Frauen klärten unermüdlich über dem Bottich, große Stücke Fleiſch wurden nach der Küche geſchafft, dort kniſterte ein mächtiges Feuer, und die anmuthige Ausſicht auf ein kräftiges Nachteſſen zog in die Seele aller Belagerten.

Da raſſelte draußen im Felde wieder die feindliche Trommel, und der ſchrille Ruf der Knochenpfeife zitterte durch die Räume des Hauſes. Einen Augenblick ſtanden die Männer im Hofe erſchrocken, ſie hatten in den letzten Stunden nur wenig an den Feind gedacht, dann ſtürmte Alles nach der Wachtſtube und ergriff die Gewehre. Schnell wurde der Unterſtock mit doppelter Mannſchaft beſetzt, der Förſter eilte mit einer ſtarken Abtheilung nach dem Hofe und kletterte auf den neuen Wall.

„Die Entſcheidung naht," ſagte Fink leiſe zu Anton, „in den letzten Stunden ſind ſtarke Banden ins Dorf eingerückt, im letzten Abendlicht ein Haufe Reiter. Wir vermögen eine zweite Nacht nicht zu widerſtehen. Sie werden auf allen Seiten zugleich angreifen, mit einem Schock kurzer Leitern

bringen ſie in das Schloß. Und ſie wiſſen das, denn ſieh, jede Rotte, die aus dem Dorfe heranzieht, iſt mit Axt und Leiter verſehen. Laß uns gemüthlich durchmachen, was nicht zu ändern iſt, dein iſt das Verdienſt, wenn wir als Männer unterliegen und nicht als Memmen. Ich war bei dem Freiherrn, er und die Frauen ſind vorbereitet; ſie werden ſich zuſammen in ſeinem Zimmer halten. Haſt du noch einige Worte in der Kehle, wenn einer von den Meſſieurs der Bande über dich weg ſteigt, ſo erinnere ihn an die Frauen. Gott befohlen, Anton, ich nehme die Hofſeite, du die Front."

„Mir iſt's unmöglich," rief Anton, „daß wir unterliegen ſollen, ich habe nie ſo frohe Hoffnung gehabt, als in dieſer Stunde."

„Hoffnung auf Entſatz?" frug Fink die Achſeln zuckend und wies durch das Fenſter auf die feindlichen Haufen, „und wenn er in einer Stunde kommt, er kommt zu ſpät. Seit Rebekka's Kanone abgefahren iſt, ſind wir in den Händen des Feindes, ſobald dieſer einen ernſtlichen Sturm wagt. Und er wird ihn wagen. Man muß ſich keinen Täuſchungen hingeben, die nicht länger glimmen als eine Cigarre. Deine Hand, mein lieber Junge, lebe wohl!" Er drückte kräftig Antons Hand, und das ſtolze Lächeln glänzte wieder auf ſeinem Antlitz. So ſtanden die Beiden nebeneinander, Jeder ſah liebevoll auf die Geſtalt des Andern, ungewiß, ob er ſie je wieder erblicken werde. „Fahre wohl!" rief Fink und erhob die Büchſe, ſeine Hand aus der des Freundes löſend; aber er blieb wie eingewurzelt ſtehen und lauſchte, denn über dem Trommelwirbel der Feinde und dem Lärm der anrückenden Haufen fuhr ein heller Klang durch die Nachtluft, eine fröhlich ſchmetternde Fanfare, und als Antwort klang von dem Dorfe her der regelmäßige Sturmſchlag eines Tambours der Linie, darauf eine ſtarke Gewehrſalve und ein fernes Hurrah.

„Sie kommen," rief es aus allen Ecken des Schloſſes, „unſere Soldaten kommen!" Der Förſter ſtürzte in die Halle.

„Die Rothmützen," ſchrie er, „ſie reiten am Bach herauf zur Brücke, hinten im Dorf ſtürmt die Infanterie."

„Alle in den Hof," rief Fink, „zum Ausfall, ihr Männer, vorwärts!" Die Verrammelung der Pforte wurde weggeriſſen, die Mannſchaft war im Augenblick außerhalb der Verſchanzung, kaum daß Anton den Techniker und einige Knechte als Beſatzung des Hauſes in den Hof zurücktrieb. Der Förſter ſchritt die Reihe entlang und ordnete die Leute. Fink ſah nach dem Stand des Gefechts. Die Infanterie-Colonne drang im Dorfe vor, das unaufhörliche Knattern des Gewehrfeuers verrieth die Erbitterung des Kampfes, aber das Feuer kam langſam näher, die Feinde wichen, ſchon rannten einzelne Flüchtlinge derſelben aus dem Wirthſchaftshofe hervor. Unterdeß ſetzte eine Abtheilung Huſaren durch den Bach gegenüber dem Schloſſe, ſie trieb kleine Haufen der Belagerer vor ſich her. Fink führte ſeine Bewaffneten um das Haus herum und ſtellte ſie an der Ecke auf, die dem Dorfe zunächſt lag. „Geduld," rief er, „und wenn ich euch vorführe, vergeßt euren Kriegsruf nicht, ſonſt werdet ihr in der Dunkelheit überritten und zerſtampft wie die Feinde." Nur mit der größten Mühe waren die Ungeduldigen im Gliede zu halten.

Vom Bache her flog ein einzelner Reiter auf ſie zu. „Hurrah, Rothſattel!" rief er ſchon aus der Ferne. „Sturm!" ſchrie ihm ein Dutzend Stimmen entgegen, Anton ſprang aus dem Gliede auf den treuen Mann zu. „Wir haben die Feinde," rief Karl, „ihr Fußvolk hatte die Straße von Rosmin beſetzt, ich aber führte unſere Leute auf Umwegen durch den Wald."

Ein dunkler Haufe wurde an den letzten Häuſern des Dorfes ſichtbar, Berittene ſprengten vor, der feindliche Trupp machte Halt und ſammelte ſich am Wirthſchaftshofe. Dort ſetzte ſich der Kampf, die Führer trieben ihre Leute wieder zurück ins Gefecht. „Jetzt gilt's," rief Fink. Im Schnellſchritt zog die Schaar über den Anger, ſtellte ſich ſeitwärts vom

Wege an der erſten Scheuer auf, und ein Salve aus fünfundzwanzig Gewehren drang in die Seite des Feindes. Dadurch kam Verwirrung in die gedrängte Schaar der Feinde, die Maſſe löſte ſich auf und ſtürzte in wilder Flucht über die Ebene. Wieder klang hinter denen vom Schloß die Trompete, im vollen Roſſeslauf ſtürmten die Huſaren vor und hieben in einen Haufen ein, der noch Stand hielt. Karl warf ſich zu ihnen und verſchwand im Getümmel. So jagten ſie den Feind in die Felder.

Aus dem Dorfe aber ſprengten jetzt die polniſchen Reiter, ihnen voran der Parlamentär, der ſeine Leute mit lautem Zuruf auf die Huſaren trieb.

„Rothſattel!“ rief eine jugendliche Stimme vom Pferde dicht neben Anton, und vor einem Zug Huſaren ſtürmte ein ſchlanker Offizier den polniſchen Reitern entgegen. Fink richtete ſeine Büchſe gegen den polniſchen Oberſt.

„Ich danke,“ rief dieſer, auf ſeinem Pferde wankend, und ſchoß mit letzter Kraft ſein Piſtol in die Bruſt des Huſars ab, der auf ihn einritt. Getroffen ſank der Huſar zur Erde, mit dem Körper des Polen jagte das Pferd von dannen.

Nach wenigen Minuten war die Umgebung des Schloſſes von Feinden gereinigt; die Nacht deckte die Flüchtigen, ſchützend breiteten die Waldbäume ihre Aeſte über die Söhne des Landes. In kleinen Abtheilungen verfolgten die Sieger den letzten Haufen der Feinde.

Vor dem Schloſſe kniete Anton am Boden und ſtützte das Haupt des gefallenen Reiters mit ſeinen Armen. Mit Thränen im Auge ſah er von dem Sterbenden zu dem Freund auf, welcher mit einer Gruppe von Offizieren theilnehmend zur Seite ſtand. Der Siegesjubel war verſtummt, die Landleute umgaben in düſterem Schweigen die Stätte. Langſam wurde der Regungsloſe auf den Händen der Männer nach dem Hauſe getragen.

In der Vorhalle ſtand an der Treppe der Freiherr mit ſeiner Tochter, bereit die willkommenen Gäſte zu begrüßen. Als Lenore den wunden Mann erblickte, ſtürzte ſie unter die Träger, welche ſchweigend den Körper vor den Freiherrn niederlegten, und ſank mit einem Schrei zu Boden.

„Wer iſt es?“ ſtöhnte der blinde Mann und griff mit den Händen vor ſich in die Luft. Niemand antwortete, ſcheu traten Alle zurück.

„Vater,“ murmelte der Verwundete, und ein Blutſtrom quoll aus ſeinem Munde. „Mein Sohn, mein Sohn!“ ſchrie der Blinde wie raſend, und ſeine Knie brachen zuſammen.

Den Sohn hatte es aus ſeiner Garniſon fortgetrieben zu dem Heere, welches ſich nahe bei dem Gute ſeiner Eltern zuſammenzog. Er hatte es durchgeſetzt, ein anderes Regiment zu begleiten, er hatte Erlaubniß erhalten, die Schwadron zu begleiten, welche dem Vater zu Hilfe entſendet wurde. Er wollte die Eltern überraſchen und brachte ihnen mit dem Entſatz ſeine blutende Bruſt in das Haus und den Tod in die Herzen.

Jetzt lag eine unheimliche Stille auf dem hohen Slavenſchloß. Der Sturm hatte ausgetobt, von den Blüthenbäumen im Felde fielen lautlos die weißen Blätter und lagen im Sternenlicht am Boden, wie ein weißes Totentuch. Wo ſeid ihr, luftige Pläne des blinden Mannes, der gebaut, geſündigt, gelitten hat, um euch lebendig zu machen? Horche, du armer Vater, mit verhaltenem Athem; es iſt ſtill geworden im Schloß und auf den Gipfeln der Bäume, und doch vermagſt du nicht mehr zu hören den einen Ton, an den du immer gedacht haſt bei deinen Luftſchlöſſern, unter deinen Pergamenten, den Herzſchlag deines einzigen Sohnes, des erhofften Majoratsherrn der Rothſattel.

Sechstes Buch.

1.

Traurige Tage kamen über das Schloß, ſchwer zu tragen für Jeden, der in ſeinen Mauern wohnte. In der Familie des Freiherrn ſaß das Siechthum, wie der Wurm in einer Pflanze. Nach der ſchwarzen Stunde, wo man dem Vater den ſterbenden Sohn ins Haus getragen hatte, verließ der Freiherr nicht ſein Zimmer. Das Wenige, was noch von Kraft in ihm geweſen war, jetzt war es zerbrochen, der Schmerz zehrte an ſeinem Geiſte mehr als an ſeinem Körper, er brütete tagelang ſtill vor ſich hin, und nicht die Bitten Lenorens, nicht die Nähe ſeiner Frau vermochten ihn zu beleben. Als der Baronin die Unglücksbotſchaft gebracht wurde, zitterte Anton, daß das dünne Band zerreißen müſſe, welches das Leben noch an ihrem Körper hielt, und wochenlang ging Lenore nicht von ihrem Lager. Aber zur Verwunderung Aller erfolgte das Gegentheil. Der Zuſtand des Gatten nahm bald ihre Sorge ſo ſehr in Anſpruch, daß ihr ſelbſt Schmerz und Schwäche zu ſchwinden ſchien. Sie zeigte ſich kräftiger, als ſie vorher geweſen war, nur auf die Pflege des Freiherrn bedacht, gewann ſie über ſich, ſtundenlang neben ſeinem Stuhl zu ſitzen. Der Arzt freilich ſchüttelte gegen Anton den Kopf und ſagte, daß dieſer plötzlichen Erhebung wenig zu trauen ſei. Lenore wurde in den erſten Wochen nach dem Tode des Bruders kaum von Jemandem geſehen. Wenn ſie einmal außer dem Krankenzimmer erſchien, ſo waren es faſt nur

Fragen nach dem Befinden der Kranken, die ſie beantwortete, oder Bitten nach dem Arzt, die ſie an Anton richtete.

Unterdeß zog draußen ein wildes Frühjahr vorüber, ein ſtürmiſcher Sommer folgte. Zwar die Schrecken des Bürgerkrieges hatte das Gut nicht mehr zu fürchten. Aber die ſchweren Laſten der Zeit legten ſich erdrückend auf die Wirthſchaft. In der ſtillen Waldinſel tönte jetzt täglich der Trommelſchlag des Tambours oder das Signal des Trompeters, Dorf und Schloß hatten Einquartierung, welche häufig wechſelte. Anton hatte mit allen Händen zu thun, Mannſchaft und Pferde unterzubringen und für ihre Verpflegung zu ſorgen. Bald waren die geringen Kräfte des Gutes erſchöpft, ohne Finks vorausbezahlte Pachtgelder wäre es unmöglich geweſen, dieſe Zeit zu überſtehen. Auch in der Wirthſchaft nahmen die Störungen kein Ende. Mehr als ein Morgen war in den Tagen der Belagerung durch die Fußtritte von Roſſen und Menſchen zerſtampft worden, jetzt hielten requirirte Fuhren die Geſpanne auf, die Leute ſelbſt verwilderten in der unruhigen Zeit und verloren die Luſt zu regelmäßiger Thätigkeit. Aber im Ganzen wurde die Ordnung doch erhalten, die Arbeiten des Jahres nahmen nach dem Plan, der im Frühjahr gemacht war, ihren Fortgang. Noch beſſer ging es mit dem Wieſenbau. Nicht alle Arbeiter, welche Fink auf das Gut geführt hatte, hielten aus, aber ſie wurden durch andere Leute erſetzt, die ſich in dieſer Zeit bewährten. Ja, die Zahl der grauen Jacken und ſchwarzen Hüte vermehrte ſich, und die Garde des Herrn von Fink wurde in der ganzen Umgegend als eine trotzige Geſellſchaft beſprochen, mit der nicht gut anzubinden ſei. Fink ſelbſt war jetzt oft abweſend, er hatte viele Offiziere kennen gelernt, alte Bekanntſchaften erneuert, er fuhr im Lande umher, verfolgte mit Eifer die kriegeriſchen Operationen und machte als Freiwilliger das Treffen mit, welches einige Meilen von dem Gute gegen die Inſurgenten gewonnen wurde.

Seine Vertheidigung des Schloſſes hatte ihn in der Umgegend zu einer gefürchteten Perſon gemacht, welcher aller Haß der feindlichen Partei ebenſo ſehr zufiel, als die Bewunderung der Freunde.

Es war einige Wochen nach dem Entſatz des Schloſſes, als Lenore in die Hofthür trat, vor welcher Anton mit dem Förſter verhandelte. Lenore ſah über den Hof, in welchem jetzt eine Pumpe ſtand, und über den Zaun, von dem der Erdwall abgefahren war, in die Landſchaft, welche in dem hellen Grün des erſten Sommers glänzte. Endlich ſagte ſie mit einem Seufzer: „Es iſt Sommer geworden, Wohlfart, und wir merken nichts davon.“

Anton ſah ihr beſorgt in das bleiche Geſicht. „Draußen im Walde iſt's jetzt hübſch, ich war geſtern beim Förſter; nach dem letzten Regen ſtehen Holz und Blüthen in vollem Saft. Wenn Sie ſich nur einmal entſchließen könnten, hinaus zu gehen.“ Lenore ſchüttelte verneinend das Haupt. „Was iſt an mir gelegen!“ rief ſie bitter.

„Vor Allem hören Sie eine Nachricht, die mir ſoeben der Förſter zugetragen hat,“ fuhr Anton fort. „Der Mann, den Ihr Schuß getroffen, war der elende Bratzky. Sie haben ihn nicht getötet. Wenn Sie ſich darüber einen Vorwurf machen, von dieſem Schmerz kann ich Sie befreien.“

„Gelobt ſei Gott!“ rief Lenore und faltete die Hände.

„Schon damals, als der Förſter bei Nacht zu uns ins Schloß kam, ſah er, daß der Schurke mit verbundenem Arm in der Schenke ſaß. Geſtern wurde er von dem Militär als Gefangener in Rosmin eingebracht.“

„Ja,“ ſagte der Förſter dazutretend, „eine Kugel thut dem nichts, der denkt höher hinaus.“ Er griff mit der Hand an den Hals und machte die Pantomime des Hängens.

„Es lag auf mir bei Tag und Nacht,“ ſagte Lenore leiſe zu Anton, „wie verdammt kam ich mir vor; in der Finſterniß quälten mich ſchreckliche Traumgeſichte, daß ich aus dem Schlafe

auffuhr und ſchrie; immer ſah ich den Mann vor mir, wie er die Fauſt ballte, hinſtürzte und das Blut aus ſeiner Schulter floß. O Wohlfart, was haben wir erlebt!" Sie lehnte ſich an die Thür und ſtarrte mit thränenloſen Augen vor ſich nieder. Vergebens ſuchte Anton ſie zu beruhigen, ſie hörte kaum ſeine Worte.

Der Huf eines Pferdes klapperte auf den Steinen, Finks Brauner wurde herausgeführt.

„Wo reitet er hin?" frug Lenore haſtig.

„Ich weiß es nicht," verſetzte Anton, „er iſt jetzt viel auswärts, ich ſehe ihn tagelang nicht."

„Was ſoll er auch bei uns?" rief Lenore; „das unglückliche Haus iſt kein Ort für ihn."

„Wenn er ſich nur etwas in Acht nehmen wollte," ſagte der Förſter, „die Tarower ſind giftig auf ihn, ſie haben geſchworen ihm eine Kugel nachzuſchicken, und er reitet immer allein und bei Nacht."

„Es iſt umſonſt ihn zu warnen," ſagte Anton. — „Sei endlich verſtändig, Fritz," rief er dem Freunde zu, der aus dem Hauſe trat, „reite nicht ſo allein, wenigſtens nicht über die Tarower Flur."

Fink zuckte die Achſeln. „Ah, unſer Fräulein iſt hier. Wir haben ſo lange nicht die Freude gehabt, Sie zu ſehen, daß es uns hier bereits ſehr langweilig geworden iſt."

„Hören Sie auf die Warnung des Freundes," erwiederte Lenore ängſtlich, „und hüten Sie ſich vor den böſen Menſchen."

„Wozu?" verſetzte Fink; „eine reſpectable Gefahr iſt nicht vorhanden, und vor einem dummen Teufel, der hinter einem Baume ſteht, kann ſich in ſolchen Zeiten Niemand bewahren, das würde zu viel Zwang auflegen."

„Wenn Sie's nicht um Ihretwillen thun, ſo denken Sie an die Angſt Ihrer Freunde," bat Lenore.

„Habe ich noch Freunde?" frug Fink lachend; „manchmal iſt mir's, als wären ſie untreu geworden. Meine guten

Freunde gehören zu der Klasse, welche sich pflichtgetreu zu beruhigen weiß. Hier unser ehrenwerther Wohlfart wird ein reines Sacktuch in die Tasche stecken und seine feierlichste Miene aufsetzen, wenn ich einmal mein Spiel verliere, und ein anderer Waffenkamerad wird sich noch leichter trösten. Heran mit dem Pferde," rief er, schwang sich hinauf und sprengte mit kurzem Gruße davon.

„Er reitet gerade auf Tarow zu," sagte der Förster, welcher ihm nachgesehen hatte, mit Kopfschütteln. Lenore ging schweigend in das Zimmer der Eltern zurück.

Aber am späten Abend, als die Lichter des Schlosses längst verlöscht waren, bewegte sich noch lange eine Gardine, und ein Weib lauschte angstvoll auf den Hufschlag des heimkehrenden Rosses. Stunde auf Stunde verrann, erst gegen Morgen schloß sich der Fensterflügel, als ein Reiter vor der Pforte anhielt und, eine Melodie vor sich hin trällernd, das Pferd selbst in den Stall führte. Nach einer durchwachten Nacht verbarg Lenore ihr schmerzendes Haupt in die Kissen.

So ging es durch Monate fort. Endlich kam der Freiherr, auf den Arm seiner Tochter und auf einen Stab gestützt, wieder manchmal herunter ins Freie; dann saß er entweder schweigsam im Schatten der Schloßmauer oder er hörte mit galliger Laune auf jede Kleinigkeit, die ihm zu schelten möglich machte. In solchen Stunden bogen die Leute gern in weitem Umweg aus, um ihm nicht nahe zu kommen, und da Anton dies nicht that, so war er nicht selten das Opfer, über dem sich die Verstimmung des Freiherrn Luft machte. Antons Verhältniß zu dem Kranken wurde bald so lästig, daß nur ein ungewöhnlicher Grad von Geduld darüber weghelfen konnte. Täglich mußte der Freiherr hören, daß die Leute bei seinen Querfragen sich damit entschuldigten: „Herr Wohlfart hat es so befohlen," oder „der Herr Rentmeister hat das nicht gewollt;" mit Eifer suchte er die Aufträge,

welche Anton gegeben hatte, durch ſeine Willenskundgebung zu ſtören; aller Groll, alle Gehäſſigkeit, die ſich in der Seele des Unglücklichen aufgeſammelt hatte, concentrirte ſich in ein ſchwächliches Gefühl des Haſſes gegen ſeinen Bevollmächtigten.

Fink kümmerte ſich jetzt wenig um den Freiherrn; wenn er das Gezänk mit Anton bemerkte, verzog er ſchweigend die Augenbrauen und ſagte höchſtens: „Es mußte ſo kommen.“ Am beſten kam noch Karl mit dem Freiherrn aus; er nannte ihn nie anders als Herr Rittmeiſter, und ſchlug kriegeriſch mit den Abſätzen zuſammen, ſo oft er ihm eine Meldung machte; das hörte der blinde Herr, und das that ihm wohl. Und das erſte Zeichen von Theilnahme, welches der Freiherr für das Befinden Fremder zeigte, wurde dem Amtmann zu Theil. Ein Gartenſtuhl war in der Sonne eingetrocknet und drohte auseinanderzufallen; Karl ergriff im Vorübergehen den Stuhl und ſchlug ihn mit der geballten Hand zuſammen. „Sie ſchlagen doch nicht mit Ihrer rechten Hand, lieber Sturm?“ frug der Freiherr.

„Wie's kommt, Herr Rittmeiſter,“ antwortete Karl.

„Das ſollten Sie nicht thun,“ ermahnte der Blinde, „eine ſolche Wunde will geſchont ſein, es ſetzt ſich manchmal nach Jahren eine Krankheit hinein. Sie ſind gar nicht ſicher, ob das nicht in ſpäterer Zeit auch bei Ihnen der Fall ſein wird.“

„Luſtig gelebt und ſelig geſtorben, Herr Rittmeiſter,“ erwiederte Karl, „ich ſorge nicht um die Zukunft.“

„Er iſt ein ſehr brauchbarer Menſch,“ ſagte der Freiherr zu ſeiner Tochter.

Die Aehren der Halmfrüchte blühten ab, die grünen Felder überzogen ſich mit hellem Gelb, das fröhliche Geräuſch der Ernte begann. Als der erſte Erntewagen in den Hof rollte, ſtand Anton bei der Scheuer und überwachte das Einbringen. Da trat Lenore zu ihm: „Wie wird die Ernte?“

„So weit wir in dieſem Jahre ernten können, ſind die Ausſichten nicht ſchlecht. Wenigſtens mit der Garbenzahl iſt

Karl zufrieden, ſie ſcheint größer zu werden, als unſer Anſchlag war," erwiederte Anton vergnügt.

„So haben Sie doch eine Freude, Wohlfart," ſagte Lenore.

„Es iſt eine Freude für Alle auf dem Hofe, Sie ſehen's aus der rührigen Geſchäftigkeit der Leute. Auch der Träge arbeitet jetzt mit doppelter Kraft. Wenn aber ich mich freue, ſo iſt's auch über Ihre Frage. Sie ſind dem Hofe und Allem, was zum Gute gehört, ſo fremd geworden."

„Ihnen nicht, mein Freund," ſagte Lenore niederſehend.

„Sie ſelbſt müſſen krank werden," fuhr Anton eifrig fort. „Wenn ich dürfte, möchte ich Sie ſchelten, daß Sie die ganze Zeit ſo wenig an ſich ſelbſt gedacht haben. Ihr kleines Pferd iſt im Stall ſteif geworden, Karl muß manchmal darauf reiten, damit es das Laufen nicht verlernt."

„Mag es dahingehen wie alles Andere," rief Lenore, „ich werde mich nicht wieder darauf ſetzen. Haben Sie Mitleid mit mir, Wohlfart, mir iſt manchmal, als verlöre ich die Beſinnung, es iſt mir Alles auf der Welt gleichgültig geworden."

„Wozu ſo hart, Fräulein?" ſprach eine ſpöttiſche Stimme hinter ihr. Lenore ſchrak zuſammen und wandte ſich um. Fink, der länger als eine Woche verreiſt geweſen, trat zu ihnen. „Mache, daß du den Blaſius wegjagſt," ſagte er zu Anton, ohne ſich weiter um Lenore zu kümmern; „der Schlingel iſt ſchon wieder betrunken, er peitſcht in die Pferde, daß die armen Thiere mit Schwielen bedeckt ſind. Ich hatte große Luſt, ſeinen Pferden eine Satisfaction zu verſchaffen und ihn vor ihren Augen abzuſtrafen."

„Habe Geduld bis nach der Ernte," entgegnete Anton, „wir können ihn jetzt nicht erſetzen."

„Iſt er nicht ſonſt ein gutmüthiger Menſch?" frug Lenore ſchüchtern.

„Gutmüthigkeit iſt ein bequemer Titel für alles mögliche Ungeſunde," erwiederte Fink. „Bei den Männern heißt's gutmüthig und bei den Frauen gefühlvoll." Er ſah Lenore an.

„Was hat das arme Geſchöpf, der Pony, verſchuldet, daß Sie ihn nicht mehr reiten wollen?“

Lenore erröthete, als ſie zur Antwort gab: „Das Reiten hat mir Kopfſchmerzen gemacht.“

„Ei,“ ſpottete Fink, „Sie hatten ſonſt den Vorzug weniger weich zu ſein; ich kann nicht ſagen, daß dies larmoyante Weſen Ihnen zuträglich iſt, Sie werden den Kopfſchmerz dabei nicht verlieren.“

Lenore kehrte ſich gedrückt zu Anton: „Sind die Zeitungen angekommen? Ich kam, Sie für den Vater darum zu bitten.“

„Der Bediente hat ſie in das Zimmer der Frau Baronin getragen.“

Lenore wandte ſich mit einer Verbeugung ab und ging nach dem Schloſſe zurück.

Fink ſah ihr nach und ſagte zu Anton: „Schwarz kleidet ſie nicht, ſie ſieht ganz verſtört aus. Es iſt eins von den Geſichtern, die nur gefallen, wenn ſie ſtattliche Fülle haben.“

Anton blickte finſter auf ſeinen Freund. „Dein Benehmen gegen das Fräulein war in den letzten Wochen ſo auffallend, daß ich mich oft darüber geärgert habe. Ich weiß nicht, ob es in deiner Abſicht liegt, aber du behandelſt ſie mit einer Nachläſſigkeit, die nicht ſie allein verletzt.“

„Sondern auch dich, Maſter Wohlfart,“ ſagte Fink und ſah den Zürnenden groß an. „Ich habe nicht gewußt, daß du auch die Duenna dieſes Fräuleins biſt.“

„Dieſe Sprache hilft dir nichts,“ verſetzte Anton ruhiger. „Ich habe Recht, wenn ich dich erinnere, daß du ſchlimmer als unzart gegen ein ehrliches Gemüth handelſt, das jetzt jede Rückſicht mit doppeltem Recht verlangen kann.“

„Habe du die Güte, ihr dieſe Rückſicht zu gönnen, und kümmere dich nicht um meine Weiſe,“ erwiederte Fink kurz.

„Fritz,“ rief Anton, „ich verſtehe dies Weſen nicht, es iſt wahr, du biſt rückſichtslos —“

„Haſt du das erfahren?“ unterbrach ihn Fink.

„Nein," erwiederte Anton, „wenn du es gegen Andere warst, mir hast du dich immer gezeigt, wie du im Herzen bist, hochgesinnt und voll Theilnahme; aber eben deshalb thut mir weh, mehr als ich sagen kann, daß du gegen Lenore so verändert bist."

„Darum laß mich," versetzte Fink; „Jeder hat seine eigene Weise Vögel abzurichten. Nur nebenbei laß dir sagen, wenn dein Fräulein Lenore nicht aus diesem kränklichen Leben aufgerüttelt wird, so geht das Beste an ihr in kurzer Zeit zum Teufel. Der Pony allein wird's nicht thun, das weiß ich, aber du, mein Sohn, mit deiner wehmüthigen Theilnahme wirst's auch nicht thun. Und so wollen wir den Dingen ihren Lauf lassen. — Ich gehe heut noch nach Rosmin, hast du etwas zu bestellen?"

Diese Unterredung brachte zwar keine Entfremdung zwischen den Freunden hervor, aber sie wurde wenigstens von Anton nicht vergessen. Er zürnte in der Stille der herrischen Weise des Andern und beobachtete unruhig jedes zufällige Zusammentreffen desselben mit Lenore. Fink suchte und vermied das Fräulein nicht. Die Familienabende wurden nicht wieder eingerichtet, auch als der Herbst herankam. Wenn Fink auf dem Gut war, speiste er mit Anton auf seinem Zimmer, und nur im Freien traf er mit Lenore zusammen. Dann sah man ihrem Benehmen den Zwang an, und Fink behandelte sie seit der Unterredung mit Anton wie eine Fremde.

Anton selbst sollte über seine eigene Stellung Erfahrungen machen. So sehr er vermied, dem Freiherrn Unangenehmes mitzutheilen, so gab es doch etwas, was er ihm nicht länger ersparen konnte, die Regulirung der Schulden, welche der verstorbene Sohn gemacht hatte. Denn bald nach dem Tode desselben waren zahlreiche Briefe mit eingeschlossenen Forderungen auf dem Schlosse angekommen. Lenore hatte sie Anton übergeben und Anton hatte alle, unter ihnen auch den Schuld-

ſchein Sturms, an den Juſtizrath Horn geſchickt und von dieſem redlichen Mann ein Gutachten und eine genauere Ermittelung der Forderungen erbeten. Dies Gutachten war jetzt angekommen. Der Juriſt verbarg ihm nicht, daß der Schuldſchein, welchen der junge Rothſattel dem Auflader ausgeſtellt hatte, in der Form ſo fehlerhaft war, daß er vor Gericht nur als eine Quittung über empfangenes Geld betrachtet werden konnte. Eine geſetzliche Verpflichtung des Freiherrn, für den Sohn zu zahlen, war nicht vorhanden. Die Summe der Schulden war ſo groß, daß eine augenblickliche Tilgung ganz unmöglich war. Und Anton ſelbſt hatte dem jungen Verſchwender mehr als achthundert Thaler geliehen. Als er den Schuldſchein Eugens aus ſeinen Papieren herausſuchte, ſah er lange auf die Züge des Verſtorbenen. Das war die Summe, durch welche ſein eitler Sinn ihn in das Leben der Familie eingekauft hatte. Und was hatte ihm dieſer Kauf gebracht? Damals war ihm eine Ehrenſache geweſen, ſeinem vornehmen Freund aus der Verlegenheit zu helfen, jetzt erkannte er, wie vorſchnell er dem Leichtſinnigen leicht gemacht hatte, Geld zu erhalten. Finſter verſchloß er den eigenen Schein wieder in die Schublade.

Mit ſchwerem Herzen ließ er den Freiherrn um eine Unterredung erſuchen. Schon bei der erſten Erwähnung ſeines Sohnes gerieth der Freiherr in heftige Bewegung, und als Anton in ſeinem Eifer den Verſtorbenen kurzweg beim Vornamen nannte, erhob ſich die Galle in dem verletzten Vater. Er unterbrach die Rede Antons durch die heftigen Worte: „Ich verbitte mir dieſe familiäre Bezeichnung meines verſtorbenen Sohnes, lebend oder tot iſt er für Sie immer der Freiherr von Rothſattel.“

Anton erwiederte an ſich haltend: „Herr Eugen, Freiherr von Rothſattel, hat bei ſeinen Lebzeiten etwas über viertauſend Thaler Schulden gemacht.“

„Das iſt unmöglich,“ unterbrach ihn der Freiherr.

„Die beglaubigten Abschriften der Schuldscheine und Wechsel, sowie die Einsicht in die Originaldocumente, welche Justizrath Horn gefordert hat, machen die Thatsache selbst unzweifelhaft. Bei neunzehnhundert Thalern, dem größten Posten, ist die Wahrheit der vollen Zahlung um so weniger zu bezweifeln, als der Vater des Amtmann Sturm, welcher das Darlehn gemacht hat, ein Mann von der größten Redlichkeit ist. Ein Brief des Verstorbenen an mich erkennt diese Schuld ausdrücklich an."

„Sie haben also von diesen Schulden gewußt," rief der Freiherr in steigendem Zorn, „und Sie haben mir ein Geheimniß daraus gemacht? Ist das Ihre vielgepriesene Treue?"

Vergebens setzte ihm Anton die näheren Umstände auseinander, der Freiherr hatte die Herrschaft über seine Empfindungen verloren. „Schon längst habe ich erkannt," rief er laut, wie eigenmächtig Ihr ganzes Verfahren ist. Sie benutzen meinen Zustand, um die Disposition über mein Vermögen zu erhalten, Sie machen Schulden, Sie lassen Schulden machen, Sie ziehen Geld ein, Sie verrechnen mir, was Ihnen gut dünkt."

„Sprechen Sie nicht weiter, Herr Freiherr," rief Anton mit starker Stimme. „Nur das Mitleid mit Ihrer Hilflosigkeit verbietet mir, Ihnen die Antwort zu geben, welche Sie in diesem Augenblick verdienen. Wie groß dies Mitgefühl ist, mögen Sie daraus sehen, daß ich mich bemühen will, Ihre Rede zu vergessen, und daß ich Sie jetzt um Ihre Erklärung bitte: Wollen Sie die Schulden, welche der Verstorbene gemacht hat, anerkennen, und wollen Sie namentlich dem Auflader Sturm oder seinem Sohn, Ihrem Amtmann, durch diese Anerkennung eine Sicherheit geben, oder wollen Sie es nicht thun?"

„Nichts will ich thun," rief der Freiherr außer sich, „was Sie mit solcher Prätension von mir fordern."

„Dann ist es unnütz, jetzt weiter mit Ihnen zu sprechen. Ich bitte Sie, Herr Freiherr, noch einmal die Angelegenheit

zu überlegen, bevor Sie Ihren letzten Entſchluß ausſprechen. Ich werde mir die Ehre geben, heut Abend Ihre Entſcheidung entgegenzunehmen. Ich hoffe, daß bis dahin Ihr Gerechtigkeitsgefühl den Sieg über eine Verſtimmung davontragen wird, deren Gegenſtand ich nicht zum zweiten Mal zu werden wünſche."

Mit dieſen Worten verließ er den Freiherrn und hörte noch, wie dieſer im Zorn einen Stuhl umwarf und an die Möbel ſtieß. Kaum war er in ſeinem Zimmer angekommen, ſo erſchien der vertraute Diener und forderte im Auftrage des Freiherrn die Acten und Rechnungsbücher, welche Anton bis dahin in ſeinem Zimmer aufbewahrt hatte. Schweigend übergab Anton die Papiere dem erſchrockenen Mann.

Er war entlaſſen, in der roheſten Weiſe entlaſſen, ſeine Redlichkeit war bezweifelt, dieſer Bruch war unheilbar. Wohl mochte der Freiherr andern Sinnes werden, und Anton wußte, nach wenigen Stunden würden die Vorſtellungen der Frauen den kranken Mann umſtimmen; aber für ihn ſelbſt gab es keine Rückkehr, er mußte fort. Welche Pflichten er auch gegen die Baronin und Lenore übernommen, jetzt ſprach die Pflicht, die er gegen ſich ſelbſt hatte, lauter als jede andere. Bitter war dieſe Stunde. Schon jetzt, wo er zornig in ſeinem Zimmer auf und ab ſchritt, fühlte er, daß in der Beleidigung, die ihm zugefügt wurde, auch eine Strafe für ihn ſelbſt lag. Rein war ſein Wille, und unſträflich ſein Thun geweſen, aber die enthuſiaſtiſchen Gefühle, die ihn in dieſes Haus geführt, hatten nicht vermocht, zwiſchen ihm und dem Freiherrn ein ſittliches Verhältniß, das des Arbeitgebers und des Arbeiters, zu begründen. Nicht der freie Wille Beider, und nicht verſtändiger Entſchluß hatte ſie verbunden, ſondern der Zwang unklarer Verhältniſſe und ſeine eigene jugendliche Schwärmerei. Dieſe gaben ihm ſelbſt Anſprüche, die größer waren als ſeine Stellung, und dem Andern einen Druck, der ihn einengte und ſchwächer machte.

In dieſen Gedanken wurde er durch Lenore unterbrochen

welche haſtig in ſein Zimmer trat. „Meine Mutter wünſcht Sie zu ſprechen,“ rief ſie. „Was werden Sie thun, Wohlfart?“

„Ich muß gehen,“ ſagte Anton ernſt. „Daß ich Sie verlaſſen ſoll in dieſer Lage, Ihre Zukunft ſo unſicher, das hätte ich niemals für möglich gehalten. Nichts gab es, was mich hätte bewegen können von hier zu ſcheiden, bevor ich ſtärkeren Händen die Verwaltung des Gutes übergeben konnte, nichts als Eines. Und dies Eine iſt jetzt eingetreten.“

„Gehen Sie,“ rief Lenore außer ſich, „Alles ſtürzt über uns zuſammen, es gibt keine Hilfe, auch Sie können uns nicht retten, gehen Sie, und löſen Sie Ihr Leben von den Sinkenden.“

Als Anton bei der Baronin eintrat, lag die Leidende auf dem Sopha. „Setzen Sie ſich zu mir, Herr Wohlfart,“ ſagte ſie leiſe, „die Stunde iſt gekommen, in welcher ich Ihnen mittheilen muß, was ich um meinetwillen für die Zeit aufgeſpart habe, wo man am offenherzigſten mit einander ſpricht, auf die letzte Stunde des Zuſammenſeins. Der Freiherr iſt durch ſeine Krankheit ſo weit gekommen, daß er Ihre treue Hilfe nicht mehr verſteht. Ja Ihre Gegenwart verſchlimmert den unglücklichen Zuſtand, worin er ſich befindet, mit jedem Tage. Er hat in ſeiner Aufwallung Ihr Zartgefühl ſo ſehr verletzt, daß ich eine Verſöhnung nicht mehr für möglich halte. Er würde durch Ihre Anweſenheit von jetzt ab nicht in der Einbildung, ſondern in Wahrheit gedemüthigt werden. Auch wir würden das Opfer, welches Sie uns von heut ab bringen müßten, für zu groß halten, als daß wir es annehmen könnten, ſelbſt wenn Sie vergeſſen wollten.“

„Ich habe die Abſicht, in den nächſten Tagen dies Gut zu verlaſſen,“ entgegnete Anton.

„Was mein Mann gegen Sie verſehen, kann ich nicht gut machen, aber ich wünſche Ihnen eine Gelegenheit zu geben, ſich an dem Freiherrn in der Weiſe zu rächen, welche Ihrer

würdig ist. Der Freiherr hat Ihre Ehre angegriffen; die Rache, welche ich, seine Frau, Ihnen dafür biete, ist die, daß ich Sie bitte, ihm seine eigene Ehre zu retten."

Sie hatte ruhig gesprochen, die Worte glitten ihr von den Lippen, wie bei der Unterhaltung in großer Gesellschaft, jetzt hielt sie an und suchte die Worte. „Er hat vor Jahren sein Ehrenwort gegeben, eine Verpflichtung zu erfüllen, und hat in einem verzweifelten Augenblick sein Wort gebrochen. Die Beweise, daß er es gethan, sind wahrscheinlich in der Hand gemeiner Menschen, welche ihr Wissen benutzen können, ihn zu verderben. Daß ich Ihnen dies gerade jetzt mittheile, wird Ihnen ein Beweis sein, wie ich Ihr Verhältniß zu unserm Hause ansehe." Sie zog einen Brief aus den Kissen. „Mit diesem Brief lege ich seine und unser aller Zukunft in Ihre Hand; wenn Einer uns davor schützen kann, daß seine Verfolger diese Waffe gegen ihn gebrauchen, so werden Sie es thun; wenn es noch möglich ist, seinem verstörten Gemüth einigen Frieden zurückzugeben, so werden Sie es thun." Sie streckte ihre Hand aus und übergab Anton den Brief.

Anton trat an das Fenster und sah mit Erstaunen ein Schreiben Ehrenthals. Zweimal mußte er es durchlesen, bevor er den Sinn errieth. Es war eine zitternde Hand und es war ein ungeordneter Geist, welche die Feder geführt hatten. In einer hellen Stunde war dem kindischen Mann sein Verhältniß zu dem Edelmann in die Seele gefallen. In der Angst um seine Capitalien erinnerte er ihn an die gestohlenen Schuldscheine, er forderte das Geld von ihm und drohte. Und dazwischen kamen wieder Klagen über die eigene Schwäche und die Bosheit anderer Menschen. Was der verworrene Brief nicht offenbarte, wurde klar durch die Abschrift eines Schuldscheins, wahrscheinlich nach einem Concept, welches Ehrenthal und der Freiherr zusammen gemacht hatten, denn Ehrenthal erwähnte in dem Briefe, das Original sei von der Hand des Freiherrn, und er werde es gegen ihn benutzen.

Anton faltete den Brief zuſammen und ſagte: „Die Drohungen wenigſtens, welche er an die mitgetheilte Abſchrift knüpft, dürfen Sie, Frau Baronin, nicht beunruhigen; es iſt gar keine Unterſchrift des Freiherrn unter dem Entwurf, und Ehrenthal, ſo unklar der Brief auch ſonſt iſt, würde die Unterſchrift nicht vergeſſen haben. Auch iſt die Summe, zu welcher dieſer einzelne Schein den Freiherrn verpflichten könnte, nicht bedeutend."

„Und glauben Sie, daß der Brief die Wahrheit erzählt?" frug die Baronin.

„Ich glaube daran," ſagte Anton, „dies Schreiben erklärt mir Manches, was ich bis jetzt nicht verſtand."

„Ich weiß, daß er Wahres enthält," ſprach die Baronin ſo leiſe, daß ihre Worte kaum bis zu Antons Ohr drangen. „Wie ich zu dieſer Gewißheit gekommen bin, nach und nach, das gehört nicht hierher." Ein matter Schimmer von Roth legte ſich auf ihre Wangen.

„Und Sie, Herr Wohlfart, wollen Sie übernehmen, für uns die geſtohlenen Papiere zurückzuſchaffen?" frug ſie ſich aufrichtend.

„Ich will," ſprach Anton ernſt. „Aber meine Hoffnungen ſind gering. An die geſtohlenen Schuldſcheine hat gegenwärtig der Freiherr noch gar kein Recht, ſie gehören Ehrenthal, und es iſt vor Allem eine Verſtändigung mit dieſem nothwendig. Sie wird ſchwierig ſein. Außerdem kann ich noch nicht einmal das Sachverhältniß genau überſehen, und ich fürchte, ich werde auch Sie bemühen müſſen, mir Alles, was Sie etwa über den Diebſtahl ſelbſt erfahren können, mitzutheilen."

„Ich werde verſuchen Ihnen zu ſchreiben," ſagte die Baronin. „Zeichnen Sie mir genau auf in beſtimmten Fragen, was Sie wiſſen müſſen, Sie ſollen Antwort haben, ſo gut ich ſie geben kann. Welchen Erfolg auch Ihre Mühe haben mag, ich danke Ihnen im Voraus aus voller Seele dafür. Wie groß Ihre Thätigkeit für unſer Wohl hier geweſen iſt,

die größte können Sie uns jetzt beweiſen. Die Schuld, welche unſer Haus gegen Sie hat, werden wir Ihnen niemals bezahlen. Wenn der Segen einer Sterbenden ein freundliches Licht auf Ihre Zukunft werfen kann, ſo nehmen Sie ihn mit auf Ihren Weg."

Anton erhob ſich.

„Wir ſehen uns nicht mehr wieder," ſagte die Kranke, „in dieſer Stunde nehmen wir Abſchied. Leben Sie wohl, Wohlfart, für dieſe Erde ſehe ich Sie zum letzten Male." Sie hielt ihm ihre Hand hin, Anton beugte ſich darauf und verließ bewegt, mit einer tiefen Verbeugung, das Zimmer.

Ja, ſie verdiente eine Edelfrau zu heißen. Adlig war ihr Sinn, nicht klein ihr Urtheil über Andere, und vornehm war die Art, wie ſie Antons Dienſteifer belohnte. Sehr vornehm! Er hatte in ihren Augen immer eine weiße Perrücke und ſilberne Knieſchnallen getragen.

Gegen Abend klirrte Finks Tritt auf dem Corridor, gleich darauf trat er in das Zimmer des Freundes. „Hallo! Anton, was iſt hier im Hauſe los? Johann ſchleicht ſo ſcheu herum, als hätte er die größte Porcellanvaſe zerbrochen, und als die alte Babette mich ſah, rang ſie die Hände!"

„Ich muß dies Haus verlaſſen, mein Freund," ſagte Anton finſter, „ich habe heut mit dem Freiherrn eine peinliche Scene gehabt." Er erzählte ihm, was vorgefallen, er erwähnte die Unterredung mit der Baronin, ſo weit er dies ohne Indiscretion durfte, und ſchloß mit den Worten: „Nie war die Lage der Familie ſo verzweifelt als gerade jetzt. Sie braucht jetzt wieder die freie Dispoſition über zwanzigtauſend Thaler, um ein neues Unheil abzuwehren!"

Fink warf ſich auf einen Stuhl. „Vor Allem hoffe ich, daß du dieſe ſchöne Gelegenheit, dich zu ärgern, ſo wenig als möglich benutzt haſt. Ueber die Scene ſelbſt wollen wir untereinander kein Wort verlieren, der Freiherr iſt nicht zurech-

nungsfähig. Und im Vertrauen geſagt, der Vorfall überraſcht mich nicht. Daß ſo etwas kommen würde, war vorauszuſehen; daß du in dieſem ſentimentalen Verhältniß nicht bleiben konnteſt, habe ich den ganzen Sommer erwartet. Ebenſo klar iſt es, daß du als Beichtvater der Frauen und vertrauter Geſchäftsführer der Familie den Leuten hier unentbehrlich biſt. Und daß mir dein plötzlicher Abgang einen dicken Strich durch mehre Rechnungen macht, brauche ich dir nicht zu ſagen. Zuerſt alſo die Frage: Was wirſt du ſelbſt thun?"

„Ich reiſe ſo bald als möglich nach unſerer Hauptſtadt," verſetzte Anton. „Dort werde ich noch einige Monate im Intereſſe der Rothſattel zu thun haben. Mein Dienſtverhältniß iſt vom heutigen Tage gelöſt; ſobald das Familiengut des Freiherrn verkauft iſt, betrachte ich auch die moraliſche Verpflichtung, die ich gegen die Familie eingegangen bin, als völlig aufgehoben."

„Gut," ſagte Fink, „das iſt in der Ordnung. Wenn du überhaupt noch eine Feder für dieſe Leute anſetzen willſt, ſo kann das jetzt nur ſo geſchehen, daß du ihnen als freier Mann dein Mitgefühl gönnſt. Ein anderer Punkt iſt, daß Rothſattel durch ſeine Thorheit auch hier in eine Kriſis gekommen iſt. Denn ohne dich kann es in der alten Weiſe auf dem Gut nicht vier Wochen fortgehen. Jetzt entſteht die Frage, Meiſter Anton, was ſoll hier werden?"

„Ich habe den ganzen Tag darüber geſonnen," erwiederte Anton, „ich weiß es nicht. Es gibt nur eine Möglichkeit: daß du ſelbſt den Theil meiner Geſchäfte übernimmſt, den Karl nicht beſorgen kann."

„Ich danke," ſagte Fink, „dir für das gute Zutrauen, und im Uebrigen für das freundliche Anerbieten. Einem Narren, der noch nicht unter Curatel ſteht, die Geſchäfte beſorgen, heißt ſich ſelbſt zum Narren machen. Nimm mir das nicht übel. Du biſt ein ſolcher guter Narr geweſen, ich habe nicht das Zeug dazu. Nach acht Tagen würde ich in der unangenehmen

Lage sein, den Mann schlecht behandeln zu müssen. Weißt du keinen andern Rath?"

„Keinen," rief Anton. „Wenn du dich nicht dieses Gutes mit aller Kraft annimmst, so verdirbt, was wir in diesem Jahre eingerichtet haben, und unsere deutsche Colonie geht zu Grunde. Das Gut fällt wahrscheinlich den Seitenverwandten des vorigen Besitzers zu, welche die Hauptforderung darauf haben, und die alte polnische Wirthschaft fängt wieder an."

„So ist's," sagte Fink.

„Und du, Fritz," fuhr Anton fort, „bist durch dein Verhältniß zu mir mit deinem Geld hier hereingezogen worden, auch du bist in Gefahr Verluste zu erleiden."

„Richtig," sagte Fink, „gesprochen wie ein Buch. Du läufft weg und läßt mich mit meiner Bande unter den Schlachzizen zurück. — Weißt du was, erwarte mich hier, ich will erst einige Worte mit Lenore sprechen."

„Was willst du thun?" rief Anton, ihn festhaltend.

„Keine Liebeserklärung machen," erwiederte Fink lachend, „verlaß dich darauf, mein Junge." Er klingelte dem Bedienten und ließ Fräulein Lenore zu einer Unterredung in das Gesellschaftszimmer bitten.

Als Lenore eintrat, mit verweinten Augen, nur mit Mühe ihre Fassung behauptend, ging er ihr artig entgegen und führte sie zu dem Sopha.

„Ich enthalte mich gegen Sie jedes Urtheils über das, was heut vorgegangen ist," begann er. „Wir wollen annehmen, daß meines Freundes Aufenthalt in der Hauptstadt in Ihrem Interesse noch wünschenswerther ist, als sein Verweilen im Gut. Nach Allem, was ich höre, ist dies in der That der Fall. Wohlfart wird übermorgen abreisen."

Lenore verbarg ihr Gesicht hinter der Hand. Fink fuhr kaltblütig fort: „Unterdeß erfordert mein eigener Vortheil, daß ich mich um eine Sicherung der hiesigen Verhältnisse bemühe. Ich habe mehre Monate hier gelebt und einigen Antheil an

dieſer Beſitzung gewonnen. Deshalb bitte ich Sie, der Bote einer Mittheilung zu werden, die ich in dieſem Augenblick am liebſten durch Sie Ihrem Herrn Vater mache. Ich bin bereit, dem Freiherrn dies Gut für mich ſelbſt abzukaufen."

Lenore fuhr zuſammen und ſtand von ihrem Sitz auf. Mit gerungenen Händen rief ſie: „Zum zweiten Mal!"

„Haben Sie die Güte, mich ruhig anzuhören," fuhr Fink fort. „Ich beabſichtige durchaus nicht, gegenüber dem Freiherrn von Rothſattel die Rolle eines rettenden Engels zu ſpielen, ich habe weniger von einem Flederwiſch auf dem Rücken als unſer geduldiger Anton, und vollends jetzt fühle ich mich durchaus nicht veranlaßt, Ihrem Herrn Vater etwas anzubieten, was irgendwie als leichtſinnige Behandlung meines eigenen Vortheils erſcheinen könnte. Betrachten Sie in dieſer Stunde uns als Gegner, und meinen Antrag, wie er iſt, als in meinem eigenen Intereſſe gemacht. Mein Anerbieten iſt folgendes. Der Kaufpreis dieſes Gutes würde, wenn ihn der Freiherr ſo berechnen wollte, daß er ſelbſt keine Verluſte erleidet, jetzt mehr als hundert und ſechzig tauſend Thaler betragen. Ich biete Ihnen das Höchſte, was das Gut nach meiner Anſicht in der gegenwärtigen Zeit werth ſein mag: Uebernahme der Gutsſchulden und Auszahlung von zwanzigtauſend Thalern an den Freiherrn binnen vierundzwanzig Stunden; nach Ablauf dieſer Friſt wird das Gut an mich übergeben. Bis zu nächſtem Oſtern wünſche ich das Schloß in Ihren Händen zu laſſen und würde, wenn dies ohne beiderſeitige Inconvenienz geſchehen kann, mich bis dahin gern als Ihren Gaſt betrachten. Ich werde in der Regel abweſend ſein und Ihnen nicht zur Laſt fallen."

Lenore ſah ängſtlich in das Geſicht, welches in dieſem Augenblick hart ausſah, wie das eines zähen Yankee; der Reſt ihrer Faſſung fiel zuſammen, ſie brach in dem Widerſtreit ſtürmiſcher Gefühle in Thränen aus.

Fink lehnte ſich ruhig in ſeinen Stuhl zurück, und ohne

Rückſicht auf dieſe Stimmung fuhr er fort: „Sie ſehen, ich biete Ihnen einen Verluſt; was ich Ihnen nehmen will, iſt wahrſcheinlich die Hälfte Ihres Erbes, es iſt in der Ordnung, daß Sie das verlieren. Der Freiherr hat zu ſchnell ſein Vermögen an dies Gut gewagt; daß Ihre Familie dieſen Mangel an Vorſicht bezahlt, wird nicht zu vermeiden ſein. Denn höher, als mein Gebot, iſt der Kaufpreis des Gutes in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung ſicher nicht. Ich würde unehrlich ſein, wenn ich Ihnen verſchweigen wollte, daß das Gut bei zweckmäßiger Behandlung in einigen Jahren das Doppelte werth ſein kann, ich habe aber die feſte Ueberzeugung, daß es unter Verwaltung des Freiherrn dieſen Werth niemals erhalten wird. Wäre Anton hier geblieben, ſo hätte nicht er, aber die Verhältniſſe hätten es möglich gemacht, Ihnen dies Vermögen zu erwerben. Jetzt iſt auch dieſe Hoffnung für Sie dahin. Ich verberge Ihnen ferner nicht, Wohlfart hat mir ſoeben die Forderung geſtellt, daß ich an ſeine Stelle treten ſoll.“

Lenore machte noch in ihrem Schluchzen mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Es freut mich,“ fuhr Fink fort, „daß wir hierin einerlei Meinung ſind; ich habe dies Anerbieten ſehr beſtimmt und für immer zurückgewieſen.“ So ſchwieg er und ſah prüfend auf das Mädchen vor ihm, welchem ſeine Worte das Herz zerriſſen. Er ſprach rauh zu ihr, der Mann, für den ſie Alles gethan hätte, um ein Lächeln, einen freundlichen Blick zu erhalten. Mit ſchlecht verhehlter Verachtung redete er von ihrem Vater, ſeine Worte waren die eines ſtarren Egoiſten. Und doch, als der herbe Ton, mit dem er ſprach, in der Stube verhallt war, fiel ihr in die Seele, daß ſein Anerbieten für ihre hilfloſe Lage immer noch ein Glück ſein konnte. Und mit der Sehergabe eines liebenden Herzens ahnte ſie hinter dem Antrag eine Meinung, die ſie nicht verſtand, die ihr aber wie ein ferner Hoffnungsſtrahl in die Tiefe ihres Schmerzes leuchtete. Wie er ſich auch ſtellte, es war kein gemeiner Sinn,

der aus ſeiner Weiſe hervorbrach. Das krampfhafte Schluchzen löſte ſich in ein heftiges Weinen, ſie verſuchte ſich vom Sopha zu erheben und glitt hinunter auf den Boden. So lag ſie neben ſeinem Stuhl und ſtützte ihr Haupt auf die Lehne, ein Bild der leidenden Hingebung. Und unter ſtrömenden Thränen ſprach ſie: „Sie täuſchen mich nicht, machen Sie mit uns, was Sie wollen.“

Das ſtolze Lächeln flog über das Geſicht des Mannes, er beugte ſich zu ihr nieder, ſchlang ſeinen Arm um ihr Haupt, drückte einen Kuß auf ihr Haar und ſagte: „Mein Kamerad, ich will, Sie ſollen frei werden.“ Lenorens Haupt glitt an ſeine Bruſt, ſie weinte ruhig fort, er hielt ſie in ſeinem Arm. Endlich faßte er ihre Hand und ſchüttelte ſie herzlich. „Wir beide wollen von heute ab einander verſtehen. Sie ſollen frei werden, Lenore, mir gegenüber frei, und frei von allem Andern, was Sie hier einengt. Sie verlieren einen Mann, der die aufopfernde Zärtlichkeit eines Bruders für Sie gehabt hat, und mir iſt's recht, daß er ſich von Ihnen löſt. Ich frage heut nicht, wollen Sie als mein Weib ſich an mein Leben binden? denn Sie haben jetzt nicht die Freiheit, nach Ihrem Herzen zu entſcheiden. Ihr Stolz ſoll nicht Nein ſagen, und das Ja ſoll Ihre Selbſtachtung nicht verringern. Wenn der Fluch gelöſt iſt, welcher über Ihrem Hauſe liegt, und wenn es Ihnen frei ſteht, bei mir zu bleiben oder zu gehen, dann hole ich mir Beſcheid. Bis dahin ehrliche Freundſchaft, mein Kamerad.“

Lenore erhob ſich.

„Und jetzt denken wir an nichts als an unſer Gut,“ ſagte Fink in verändertem Ton; „trocknen Sie die Thränen, die ich in Ihrem großen Auge ſehr ungern ſehe, und theilen Sie die officielle Hälfte meines Antrags dem Freiherrn und Ihrer Mutter mit. Wenn nicht eher, erbitte ich mir morgen um dieſe Zeit Antwort.“

Lenore ging zur Thür, dort blieb ſie ſtehen, ſie wandte

ſich noch einmal nach ihm um und reichte ihm ſchweigend die Hand.

Langſam ſchritt Fink in Antons Zimmer zurück. Er trat zu dem Freund, der mit verſchränkten Armen am Fenſter ſtand und auf die Felder ſah, welche im Dämmerlicht des Mondes vor ihm lagen. „Erinnerſt du dich an das, Anton, was du am Tage meiner Ankunft von deinem Patriotismus erzählt haſt?“

„Es war ja ſeit der Zeit oft die Rede davon,“ erwiederte Anton trübe.

„Ich habe mir's gemerkt,“ fuhr Fink fort. „Dies Gut ſoll nicht wieder unter den Scepter eines Herrn Bratzky kommen. Ich kaufe die Herrſchaft, wenn der Freiherr will.“

Anton wandte ſich überraſcht um. „Und Lenore?“

„Sie theilt das Schickſal ihrer Eltern, wir haben das ſoeben mit einander ausgemacht.“ Er erzählte dem Freunde von ſeinem Anerbieten.

„Jetzt hoffe ich, daß Alles gut wird,“ rief Anton.

„Warten wir's ab,“ ſagte Fink. „Drüben brennt ein Fegefeuer für den Sünder, es iſt mir lieb, daß ich ſeinen Jammer nicht mit anhören darf.“

Am nächſten Morgen in der Frühe brachte der Bediente jedem der Freunde einen Brief aus dem Zimmer des Freiherrn; ſie waren von Lenorens Hand, ihr Vater hatte in zitternden Zügen unterſchrieben. In dem Briefe an Anton bat der Freiherr mit ſorgfältig gewählten Worten um Vergebung, daß er ihn in einer krankhaften Aufwallung verletzt habe, und ſprach ſeinen Dank für die treuen Dienſte aus, die Anton ihm bis jetzt geleiſtet; in dem Briefe an Fink nahm er das Anerbieten an und bat, ihn, den Schreiber, ſo ſchnell als möglich von der Sorge zu befreien, die ihm die Verwaltung des Gutes bei ſeiner Krankheit machen müſſe. Schweigend tauſchten die Freunde dieſe Zuſchriften gegen einander aus.

„So iſt es entſchieden," rief endlich Fink; „ich bin die halbe Welt durchlaufen und hatte überall etwas auszuſetzen, und jetzt wühle ich mich in dieſe Sandgrube ein, wo ich gegen die polniſchen Wölfe allnächtlich ein Feuer anzünden möchte. Du aber, Anton, erhebe dein Haupt und ſieh vor dich, denn wenn ich jetzt eine Heimat gefunden habe, auch du gehſt dorthin zurück, wo der beſte Theil deines Herzens iſt. — Und deshalb, mein Junge, laß uns noch einmal deine Verpflichtungen überlegen. Du haſt die Aufgabe, gewiſſe geſtohlene Papiere zu ermitteln. Denke auch an die zweite. Thu, was du kannſt, um der Familie das Wenige, was ſie hier gerettet hat, zu ſichern. Sieh zu, daß das alte Gut der Rothſattel bei der Verſteigerung einen Preis erhält, der die Anſprüche aller Hypothekengläubiger deckt. Du mußt fort, ich fordere dich nicht auf, jetzt noch hier zu bleiben, aber du weißt, daß unter allen Umſtänden da, wo ich wohne, auch du zu Hauſe biſt. — Und noch Eins. Ich würde den Amtmann ungern entbehren; wende deine Beredtſamkeit an, damit dein treuer Sancho hier bleibt, wenigſtens über den Winter."

„Noch weiß Niemand," erwiederte Anton aufſtehend, „daß ich dies Gut verlaſſe, er muß der Erſte ſein, der das erfährt. Ich gehe ſogleich zu ihm."

Das unſaubere Zimmer, in dem einſt Herr Bratzky der Verräther gehauſt hatte, war durch Karls Hände in einen wohnlichen Raum verwandelt, der nur an dem einen Uebelſtand litt, daß er zu voll von allerlei nützlichen Dingen war. Karl ſelbſt hatte die Stube mit ſchöner Roſafarbe angeſtrichen, an der Wand hing im goldenen Rahmen ein Bild des alten Blücher und daneben eine große Sammlung von Geräthſchaften des Krieges und des Friedens, Flinte und Pulverhorn, Säge und Axt, Lineal und Winkelmaß. Am Fenſter war eine kleine Hobelbank aufgeſtellt, eine Anzahl Rothkehlchen flatterte hin und her, es roch ſtark nach Leim. Oft hatte Anton hier ausgeruht und ſich an Karls friſchem Muth

erholt, wenn ihm in den letzten Monaten das Leben ſchwer geworden war. Als er heut auf die bekannten Wände ſah, fiel ihm mächtig auf's Herz, daß er auch von dem anſpruchsloſen treuen Mann ſcheiden müſſe. Er lehnte ſich an die Hobelbank und ſagte: „Lege deine Rechnung bei Seite, Karl, und laß uns ein Wort mit einander reden.“

„Jetzt kommt's,“ rief Karl, „es iſt ſchon lange etwas im Werke: ich ſehe an Ihrem Geſicht, daß alle Bomben geplatzt ſind.“

„Ich gehe fort von hier, mein Freund.“

Karl ließ die Feder aus der Hand fallen und ſah ſtumm in das ernſte Antlitz ihm gegenüber.

„Fink übernimmt das Gut, er hat es heut gekauft.“

„Hurrah!“ rief Karl; „wenn Herr von Fink der Mann iſt, welcher — ſo iſt Alles gut. Ich gratulire von Herzen,“ ſagte er, Antons Hand ſchüttelnd, „daß es ſo gekommen iſt. In dieſem Frühjahr hatte ich ſchon andere einfältige Gedanken. Jetzt aber iſt's in der Ordnung. Und auch unſere Wirthſchaft iſt gerettet.“

„Das hoffe ich auch,“ beſtätigte Anton lächelnd.

„Aber Sie,“ fuhr Karl fort, und ſeine Miene wurde plötzlich ängſtlich.

„Ich gehe nach unſerer Hauptſtadt zurück,“ erwiederte Anton; „dort habe ich für den Freiherrn noch einige Geſchäfte abzumachen, dann ſuche ich einen Stuhl in einem Comtoir.“

„Und wir haben hier ein Jahr zuſammen gearbeitet,“ ſagte Karl betrübt. „Sie haben die Plage gehabt, und ein Anderer wird ernten.“

„Ich gehe zurück, wohin ich gehöre. Aber, lieber Karl, nicht um mich, ſondern um deine Zukunft handelt ſich's jetzt.“

„Ich gehe natürlich mit Ihnen!“ rief Karl.

„Ich komme dich zu bitten, dies nicht zu thun. Könnten wir beide mit einander gemeinſam ein Geſchäft beginnen, ſo

würde ich dich mit aller Kraft an meiner Seite festhalten. Aber das ist unmöglich. Ich muß mir eine Stelle suchen. Ich war nie in der Lage, durch mein eigenes Vermögen eine selbständige Stellung zu gewinnen. Ein Theil von dem Wenigen, was ich hatte, ist darauf gegangen; ich gehe nicht reicher von hier, als ich hergekommen bin. So würden wir uns trennen, sobald wir nach der Heimat kämen."

Karl saß mit gesenktem Haupte und dachte nach. „Herr Anton," sagte er, „kaum wage ich Ihnen von etwas zu reden, wovon ich selbst nichts weiß. Sie haben mir einige Male gesagt, daß mein Alter ein Kauz ist, der auf Geldsäcken sitzt. Wie wär's?" fuhr er zögernd fort und arbeitete mit seinem Stemmeisen in den Stuhl. „Wenn Ihnen nicht zu wenig wäre, was in dem eisernen Kasten liegt — Sie nehmen das, und wenn's etwas mit Producten sein könnte, — es ist zwar sehr verwegen von mir, — vielleicht könnte ich Ihnen dann als Ihr Compagnon nützlich sein. Es ist nur so ein Gedanke, und Sie müssen mir das nicht übel nehmen."

Anton erwiederte bewegt: „Sieh, Karl, daß du mir einen solchen Vorschlag machst, ist ganz in deiner uneigennützigen Weise; aber es wäre ein Unrecht, wenn ich ihn annähme. Das Geld gehört deinem Vater, und wenn auch er seine Einwilligung gäbe, und ich glaube, er würde es thun, so würde doch deine eigene Zukunft unsicherer, als sie jetzt ist. Jedenfalls wird dir das Vermögen deines Vaters in dem Berufe, in dem du heimisch bist, ein besseres Leben verschaffen, als in einem andern, in dem du dich aus Liebe zu mir erst einarbeiten müßtest. Deshalb ist es nützlicher für dich, mein Freund, daß wir uns trennen."

Karl griff nach seinem Taschentuch und räusperte sich kräftig, bevor er weiter frug: „Und Sie allein wollten das Geld nicht benutzen? Sie würden uns ja gute Interessen geben."

„Es ist unmöglich," versetzte Anton.

„Dann gehe ich zu meinem Alten zurück und ſtecke meinen Kopf in einen Heuboden unſerer Gegend," rief Karl ärgerlich.

„Das darfſt du nicht," ſagte Anton. „Du haſt von dieſem Gute mehr kennen gelernt als ein Anderer; es wäre unrecht, wenn das verloren gehen ſollte. Gerade Fink braucht jetzt einen Mann wie du, die Wirthſchaft kann dich bis zum nächſten Sommer gar nicht entbehren. Als wir herkamen, zogen wir nicht in das Land, um uns Gutes zu thun, ſondern um etwas zu ſchaffen. Mein Werk iſt zu Ende, du biſt mitten in deiner Arbeit. Du thuſt ein Unrecht gegen dich und deine Arbeit, wenn du jetzt ſcheideſt." Karl hing wieder den Kopf.

„Was mir deinen Aufenthalt hier bisweilen ängſtlich machte, war der geringe Lohn, den das Gut geben konnte, das wird jetzt anders werden."

„Reden wir nicht davon," ſagte Karl ſtolz.

„Es ziemt ſich, davon zu reden," ſagte Anton, „denn der Menſch thut unrecht, wenn er ſein Beſtes, ſeine Kraft, auf eine Arbeit verwendet, die ihm nicht in dem Grade lohnt, wie ſeine Thätigkeit verdient. Das gibt ein ungeſundes Leben, und der Menſch kommt dabei in Gefahr, unſicher zu werden. Mir kannſt du das glauben. Alſo ich bitte dich, hier zu bleiben, wenigſtens bis zum nächſten Sommer, wo bei der großen Ausdehnung, welche die Wirthſchaft jetzt erhalten wird, ein erfahrener Inſpector an deine Stelle treten kann."

„Und dann," frug Karl, „ſoll ich auch gehen?"

„Fink wird dich immer feſthalten; wenn du aber dann gehen willſt, Karl, ſo denke an das, was wir in dieſem Jahre oft mit einander geſprochen haben. Du haſt dich an das Leben unter den Fremden gewöhnt, du haſt alle Erforderniſſe eines Coloniſten auf neuem Grunde. Wenn dich nicht eine größere Pflicht forttreibt, ſo iſt deine Aufgabe, hier im Lande zu bleiben als einer von uns. Wenn du von dieſem Gute fortgehſt, ſo kaufe dich unter den Fremden an. Es wird kein leichtes Leben für dich ſein, und vieles Behagen wirſt du ent-

behren, aber wir leben nicht in einer Zeit, wo ein tüchtiger Mann ſich zur Ruhe ſetzen ſoll, um gemächlich ſeine Garben zu ſchneiden. Du haſt ein muthiges Herz, du biſt nicht gewöhnt zu genießen, ſondern zu erwerben. Du wirſt mit der Pflugſchar in der Hand hier ein deutſcher Soldat ſein, der den Grenzſtein unſerer Sprache und Sitte weiter hinausrückt gegen unſere Feinde." — Er wies mit der Hand nach Morgen.

Karl reichte dem Freunde die Hand und ſagte: „Ich bleibe."

Als Anton aus der Wohnung des Amtmanns trat, ſtand Lenore vor der Thür. „Ich erwarte Sie," rief ſie Anton haſtig entgegen, „kommen Sie mit mir, Wohlfart; ſo lange Sie noch hier ſind, gehören Sie mir!"

„Wenn Ihre Worte weniger herzlich wären," erwiederte Anton, „ſo würde ich glauben, daß Sie ſich in der Stille darüber freuen, mich los zu werden. Denn, liebes Fräulein, ſeit lange habe ich Sie nicht ſo muthig geſehen. Aufgerichtet und mit gerötheten Wangen treten Sie mir entgegen, auch das ſchwarze Kleid iſt verſchwunden."

„Dies iſt das Kleid, das ich trug, als wir zuſammen im Schlitten fuhren, damals freuten Sie ſich darüber. Ich bin eitel," rief ſie mit trübem Lächeln, „ich will, daß der letzte Eindruck, den ich Ihnen hinterlaſſe, ein fröhlicher ſei. Anton, Freund meiner Jugend, was iſt das für ein Verhängniß, daß gerade wir ſcheiden müſſen an dem erſten ſorgenfreien Tage, den ich ſeit langer Zeit verlebe. Das Gut iſt verkauft, heut athme ich wieder. — Was war das für ein Leben in den letzten Jahren, immer gequält, gedrückt, gedemüthigt von Freund und Feind, immer etwas ſchuldig zu ſein, bald Geld, bald Dank, es war fürchterlich. Nicht Ihnen gegenüber, Wohlfart. Sie ſind mein Jugendfreund, und wenn Sie im Unglück wären oder in Noth, ſo würde ich glücklich ſein, wenn auch Sie mich riefen und zu mir ſagten: Jetzt brauche ich dich, jetzt komm her, du wilde Lenore! — Ich will nicht mehr wild ſein. Ich will an Alles denken, was Sie mir

geſagt haben.“ So ſprach ſie aufgeregt in ihn hinein, und ihr Auge leuchtete. Sie hing ſich an ſeinen Arm, was ſie nie gethan hatte, und zog ihn durch alle Räume des Hofes. „Kommen Sie, Wohlfart, den letzten Gang durch die Wirthſchaft, die unſer war! — Dieſe Kuh mit der Bläſſe haben wir zuſammen gekauft,“ rief ſie. „Sie frugen mich beim Kauf um meine Meinung, das hat mir ſehr wohlgethan.“

Anton nickte. „Wir wußten beide nicht recht Beſcheid, und Karl mußte den Ausſchlag geben.“

„Ei was! Sie haben das Geld bezahlt, ich habe ihr das erſte Heu gegeben, folglich gehört ſie uns beiden. — Sehen Sie ſich noch einmal das ſchwarze Kalb an. Es iſt reizend. Herr Sturm droht, er will ihm die Ohren roth anſtreichen, damit es ganz ausſieht, wie ein kleiner Teufel.“ Sie kauerte vor dem Kalbe nieder, drückte es an ſich und ſtreichelte es; plötzlich ſtand ſie auf und rief: „Ich weiß nicht, warum ich ſo hübſch mit ihm thue, es iſt nicht mehr mein, es gehört einem Andern.“ Aber hinter ihrem Zorn klang es wie Schelmerei. Sie zog ihn weiter. „Kommen Sie zum Pony,“ bat ſie. „Mein armes kleines Thier! Es iſt alt geworden ſeit dem Tage, wo ich in unſerm Garten hinter Ihnen herritt.“

Anton liebkoſte das Thier, und der Pony wandte ſeinen Kopf bald zu ihm, bald zu Lenore.

„Wiſſen Sie, wie es damals zuging, daß ich Ihnen auf dem Pony begegnete?“ frug Lenore über den Rücken des Pferdes herüber. „Es war kein Zufall. Ich hatte Sie unter dem Strauch ſitzen ſehen, heut darf ich's Ihnen ſagen, und ich hatte gedacht: Wetter! das iſt ein hübſcher Junge, den wollen wir uns doch einmal anſehen. So war es gekommen, wie's kam.“

„Ja,“ ſagte Anton, „es kamen die Erdbeeren, es kam der See. Ich ſtand vor Ihnen und ſtopfte die Beeren hinein und war etwas weinerlich; aber bei alledem war mein Herz doch voll Freude über Sie, ſo ſchön und majeſtätiſch ſtanden Sie

vor mir, ich ſehe Sie noch im flatternden Gewand mit kurzen Aermeln, und an dem weißen Arm ein goldenes Armband."

„Wo iſt das Armband hin?" frug Lenore ernſt und ſtützte ihr Haupt auf den Hals des Pferdes. „Sie haben's verkauft, böſer Wohlfart." — Die Thränen rollten ihr aus den Augen, ſie faßte mit beiden Händen über den Rücken des Pony nach der Hand des Freundes. „Anton, wir konnten nicht Kinder bleiben." Dann ſtrich ſie mit der Hand über ſeine Wange und rief: „Mein Herzensfreund, lebe wohl; ade, ihr Mädchenträume, ade, du leichte Frühlingszeit, ich muß jetzt lernen ohne meinen Schutz durch die Welt laufen. — Ich werde Ihnen nicht Schande machen," ſagte ſie ruhiger, „ich werde immer verſtändig ſein, ich werde auch gute Wirthſchaft treiben. Von morgen fange ich an, ich gehe jetzt zu Babette in die Küche, ich weiß, daß Ihnen das lieb ſein wird. Und ich werde ſparen. Ich will wieder das Buch machen mit drei langen Strichen auf jeder Seite, ich werde Alles aufſchreiben. Wir werden dieſe Sparſamkeit auch im Kleinen brauchen, Wohlfart. Ach, du arme Mutter!" Sie rang die Hände und ſah wieder ſehr bekümmert aus.

„Kommen Sie hinaus ins Freie," bat Anton; „wenn es Ihnen recht iſt, gehen wir nach dem Walde."

„Nicht in den Wald, nicht in die Förſterei," ſagte Lenore feierlich; „aber auf das neue Vorwerk gehe ich mit Ihnen."

So zogen Beide mit einander über das Feld. „Sie müſſen mich heut führen," ſagte Lenore, „ich laſſe Sie nicht los."

„Lenore, Sie wollen mir den Abſchied recht ſchwer machen."

„Wird er Ihnen ſchwer?" frug Lenore erfreut und ſchüttelte gleich darauf den Kopf. „Nein, Wohlfart, es iſt nicht ſo, Sie haben ſich in der Stille oft von mir fortgeſehnt."

Anton ſah ſie überraſcht an.

„Ich weiß es," rief ſie vertraulich und drückte ihn leiſe am Arm, „ich weiß es recht gut. Auch wenn Sie mit mir zuſammen waren, Ihr Herz war nicht immer bei mir. Manch-

mal, ja; damals im Schlitten wohl, aber häufiger noch dachten Sie in die Fremde. Wenn Sie gewiſſe Briefe bekamen, die laſen Sie mit einer Haſt — wie heißt doch der Herr?" frug ſie.

„Baumann," erwiederte Anton arglos.

„Gefangen!" rief Lenore und drückte ihm wieder den Arm. „Wiſſen Sie, daß mich das eine Zeit lang ſehr unglücklich gemacht hat? Ich war ein thörichtes Kind. — Wir ſind klug geworden, Wohlfart, wir ſind jetzt freie Leute und deshalb können wir mit einander Arm in Arm gehen, o Sie lieber Freund!"

Als ſie auf dem neuen Vorwerk ankamen, ſagte Lenore zu der Frau des Vogtes: „Er geht fort von uns. Er hat mir erzählt, daß Sie ihm die erſte Freude auf dem Gute gemacht haben durch den Strauß, den Sie für ihn pflückten. Holen Sie ihm jetzt den letzten. Ich ſelbſt habe keine Blumen, in meiner Pflege gedeihen ſie nicht. Hier hinter der Scheuer hat Alles geblüht, was von Gartenblumen auf dem Gute war."

Die Vogtin band wieder einen kleinen Strauß zuſammen, überreichte ihn Anton mit einem Knicks und ſagte dabei wehmüthig: „Es iſt gerade wieder ſo, wie vor einem Jahre."

„Er aber geht!" rief Lenore, wandte ſich ab und drückte ihr Tuch in die Augen.

Dem Vogt und dem Schäfer ſchüttelte Anton herzlich die Hand. „Denkt freundlich an mich, ihr braven Leute!"

„Sie haben uns immer ein gütiges Herz gezeigt," rief die Frau des Vogtes.

„Und Futter für Menſchen und Thiere," ſprach der Schäfer ſeinen Hut abnehmend, „und Ueberlegung, und Ordnung vor Allem."

„Für eure Zukunft iſt geſorgt," ſagte Anton; „ihr erhaltet einen Herrn, welcher mehr vermag als ich." Zuletzt küßte Anton noch den krausköpfigen Knaben des Vogts, hieß

ihn die kleine Sparbüchſe holen, die in dem Schranke ſtand, und ſteckte ihm ein Andenken hinein. Das Kind hielt ihn am Rock feſt und wollte ihn nicht fortlaſſen.

Auf dem Rückwege ſagte Anton: „Wenn mir etwas die Trennung erleichtert, ſo iſt es die Zukunft, welche das Gut jetzt hat. Und ahnend hoffe ich, daß auch in Ihrem Leben ſich glücklich löſen wird, was noch unſicher iſt.“

Lenore ging ſchweigend an ſeiner Seite, endlich frug ſie: „Darf ich mit Ihnen über den Mann reden, der jetzt Herr dieſes Gutes iſt? Ich möchte wiſſen, wie Sie ſein Freund geworden ſind.“

„Ich bin es geworden, weil ich mir ein Unrecht, das er mir zufügte, nicht gefallen ließ. Unſer Verhältniß iſt ſo feſt geblieben, weil ich ihm in allen Kleinigkeiten gern nachgab, in größern Dingen feſt auf meiner eigenen Ueberzeugung ſtand. Er hat eine hohe Achtung vor aller Kraft und Selbſtändigkeit, er wird leicht hart, wo ihm Schwäche des Urtheils und des Willens entgegentritt.“

„Wie ſoll eine Frau Feſtigkeit gewinnen gegenüber einem ſolchen Weſen?“ ſagte Lenore niedergeſchlagen.

„Ja,“ erwiederte Anton nachdenkend, „einem Weibe, das ſich ihm mit Leidenſchaft ergibt, wird das viel ſchwerer werden. Alles, was ausſieht wie Trotz und Eigenſinn, wird er mit herber Strenge brechen, und die Beſiegte wird er nicht ſchonen. Aber wo ihm ein würdiger und gehaltener Sinn entgegentritt, wird er ihn ehren. Und wenn ich jemals in die Lage käme, ſeiner künftigen Gattin einen Rath zu geben, ſo wäre es der Rath, daß ſie gerade ihm gegenüber ſich vor Allem hüte, was bei Frauen für gewagt und keck gilt. Was ihm eine Fremde angenehm macht, weil es ihm ſchnell leichte Vertraulichkeit geſtattet, gerade das wird er an ſeiner Hausfrau am wenigſten achten.“

Lenore lehnte ſich feſter an ihn und ſenkte ihr Haupt. So kehrten Beide in tiefem Schweigen auf das Schloß zurück.

Am Nachmittage ging Anton an Karls Seite noch einmal durch Feld und Wald. Immer hatte er das Leben auf dem Gute als einen Aufenthalt in der Fremde empfunden, und jetzt, wo er scheiden sollte, erschien ihm Alles so vertraut, wie in seiner Heimat. Ueberall fand er etwas, worüber er in dem Jahre gesorgt hatte; an den Ackerstücken, den Häusern, den Thieren und dem Geräth haftete seine Arbeit. Er hatte den Weizen gekauft, der auf diesem Stück stand, er hatte die neuen Pflüge besorgt, womit der Knecht, den er in Dienst genommen, ackerte. Dort hatte er ein Dach gedeckt, hier eine schadhafte Brücke ausgebessert. Und wie Jeder, der neu in eine Thätigkeit hineinkommt, hatte er auf das frischerworbene Wissen gern Pläne gebaut, über allen Theilen des Gutes schwebten Entwürfe, Hoffnungen und Glück verheißende Projecte. Stets hatte er beklagt, daß er zu wenig für die Geschäfte vorbereitet war, die er so schnell übernommen hatte; jetzt, wo er sich von ihnen löste, empfand er nur, wie lieb sie ihm waren. — In der Försterei saß er noch eine Stunde mit dem ehrlichen Alten zusammen. Draußen warf der Herbst die Blätter von den Bäumen und entfärbte das lustige Grün der Natur. Hier um den Alten grünte der Wald, und in der vollen Kraft der späten Mannesjahre saß der trotzige Waldmann ihm gegenüber. Beim Abschied an der Pforte sagte der Förster: „Als Sie zuerst die Hand an diese Thür legten, dachte ich nicht, daß die Bäume über uns so fest stehen würden, und daß ich noch einmal anfangen sollte mit andern Menschen zu leben. Sie haben einem alten Mann das Sterben schwer gemacht, Herr Wohlfart."

Die Trennungsstunde kam. Anton suchte den Freiherrn in seinem Zimmer auf und nahm von ihm einen kurzen und förmlichen Abschied, Lenore war ganz aufgelöst in weichem Gefühl, und Fink herzlich gegen ihn, wie gegen einen Bruder. Als Anton neben ihm stand und mit Rührung auf Lenore hinsah, sagte Fink: „Sei ruhig, mein Freund, hier wenigstens

werde ich verſuchen zu ſein, wie du warſt.“ Fink und Lenore begleiteten den Scheidenden zum Wagen, noch einen Blick warf Anton auf das Schloß, das an dem grauen Herbſttage ſo finſter auf der öden Ebene ſtand, wie damals, wo er eingekehrt war. Dann ſprang er in den Wagen, ein letzter Händedruck, ein Lebewohl; Karl ergriff die Zügel, ſie lenkten bei der Scheuer in den Dorfweg, das Schloß war verſchwunden. Die Reihe der ſchlechten Dorfhütten, die Brücke am Bach, den Wald, Alles ſah er zum letzten Mal für lange Zeit. Am Ende des Waldes, an der Grenze des Gutes, dort, wo der Weg nach Kunau und Neudorf abgeht, hielt Karl an. Ein Trupp Männer ſtand am Grenzſtein. Es waren die Leute vom Gut, der Förſter, der Vogt und der Schäfer, dann der Schmied von Kunau mit einigen Nachbarn, und der Sohn des Schulzen von Neudorf.

Erfreut ſprang Anton vom Wagen und begrüßte noch einmal die Genoſſen.

„Der Vater ſchickt mich Sie zu grüßen,“ ſprach der Schulzenſohn; „es geht beſſer mit ſeinen Wunden, aber er darf noch nicht aus der Stube;“ und der Kunauer Schmied rief ihm als letztes Lebewohl nach: „Grüßen Sie unſere Landsleute da drin im Deutſchen, und ſie ſollen unſer niemals vergeſſen.“

Schweigend, wie am Tage ſeiner Ankunft, fuhr Anton neben ſeinem Getreuen auf der Landſtraße dahin. Er war jetzt frei, frei von dem Zauber, der ihn hierher gelockt hatte, frei von manchem Vorurtheil, aber er war frei wie ein Vogel in der Luft. Er hatte ein Jahr raſtlos gearbeitet und er mußte ſich jetzt löſen von Allem, was ihn hier beſchäftigt hatte; er hatte die gerade Linie ſeines Lebens verlaſſen, um für Andere thätig zu ſein, und er ging jetzt, ſich ſelbſt neue Arbeit zu ſuchen, er mußte von vorn anfangen. Ob er ſeine eigene Zukunft durch dieſes Jahr ſtärker oder ſchwächer gemacht hatte, das war noch die Frage. Er hatte kennen gelernt, wie hohen

Werth ein ſicheres, geformtes und geſundes Leben in ſelbſtändiger Thätigkeit habe, und er fühlte jetzt, daß er dieſem Ziele ferner ſtehe als vor einem Jahre. Er erkannte, daß er mit ſeiner eigenen Kraft ein keckes Spiel gewagt, und der Gedanke fiel wie ein trüber Hauch auf den Spiegel, in dem er die Geſtalten der letzten Vergangenheit ſah. Aber er bereute nicht, was er gethan. Er hatte Verluſte gehabt, aber auch gewonnen, er hatte durchgeſetzt, daß auf uncultivirter Fläche ein neues Leben aufgrünte; er hatte geholfen, eine neue Colonie ſeines Volkes zu gründen, er hatte den Menſchen, die er liebte, den Weg zu einer ſichern Zukunft gebahnt; er ſelbſt fühlte ſich reifer, erfahrener, ruhiger. Und ſo ſah er über die Häupter der Pferde, die ihn ſeiner Heimat zuführten, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Vorwärts! ich bin frei, und mein Weg iſt jetzt klar.“

2.

Unterdeß ſtand Antons Hausgeiſt, die lederfarbene Katze, traurig auf ihrem Poſtament. Ein Jahr voll Grimm und Getöſe war vergangen, die Katze hatte nichts davon gemerkt. Mit geſenktem Haupte ſah ſie in die leere Stube. Die Rouleaux waren niedergelaſſen, und kein Sonnenſtrahl ſtreifte ihr an die kleinen Ohren. Nichts regte ſich in dem Zimmer, als der Staub, welcher zu den Fenſtern eindrang, eine Weile um die Katze wirbelte und endlich müde dahinſank auf ihr Gipsfell, auf den Schreibtiſch und den Teppich des Fußbodens. Es war ein ſchlimmes Jahr für den Gips, und er wäre in der Einſamkeit untergegangen, daß man ſeine ſchlauen Aeuglein und ſein glattes Fell unter mißfarbigem Staub nimmermehr erkannt hätte, wenn ihm nicht manchmal ein freundſchaftlicher Beſuch zu Hilfe gekommen wäre. Denn an ſtillen Abenden vergoldete der Schein einer wandernden Lampe das Barthaar der Katze. Dann fuhr eine weiche Hand ihr lieb-

kosend über das Fell, die Fenster der Stube wurden auf eine Viertelstunde geöffnet, etwas Mondenschein drang in das Zimmer und einige Schwämme und Bürsten dienstbarer Mädchen fuhren schnell über den Fußboden. Dann schnurrte die Katze ein wenig, aber gleich darauf fiel ihr die Verlassenheit schwer auf's Herz, und sie versank wieder in ihren regungslosen Zustand.

Heut ist eine frische Mondnacht, Alles im Hause schläft, in allen Stuben und Kammern sind die Menschen zur Ruh gegangen, Alles schläft und Niemand denkt daran, daß Er sich zur Heimkehr bereitet, der schon ein Kind der Handlung war, als ihn sein alter Vater mit dem Sammtkäppchen noch auf dem Knie hielt. Kein Mensch im Hause denkt daran, und wer weiß, ob Viele es wünschen. Aber das große Haus weiß es, und in der Nacht rührt sich's in allen Winkeln, und es knistert im Holz, und es summt in den Galerien, und es arbeitet leise in allen Wandverschlägen, der Mondschein überzieht heut alle Gänge mit mattem Silber, und in den geheimsten Winkeln zittert ein dämmriges Licht.

Wer heut Nacht die gelbe Katze sehen könnte, der würde sich wohl wundern. Sie leckt sich und strählt sich, sie streckt die steifen Beinchen und hebt den Schwanz lustig in die Höhe; endlich springt sie vom Schreibtisch herunter und zur Stubenthür hinaus in den Hof. Feierlich schreitet sie durch alle Gänge und Löcher des Hauses. Und wo sie hinkommt, da wird es lebendig, und alles kleine Gesindel von Hausgeistern, das in einem solchen Baue unvermeidlich ist, das rührt sich und fährt aufgeregt durcheinander. Graue, schattenhafte Kerlchen kommen aus den Ofenlöchern und unter den Pulten der Schreibstube hervorgeschlüpft, sie fegen die Treppen und die Gänge rein und fahren um den alten Pluto herum, der neben dem schlafenden Hausknecht die Wache hält, so daß der große Hund nicht einschlafen kann und mit Knurren und leisem Gebell auf die Arbeit der Heimlichen hinblickt.

Und die Katze kommt bei der Schlafkammer Sabinens vorbei und miaut leise, für Menschen unhörbar; aber das Wichtelmännchen, das dort in der Höhlung von Sabinens Lampe wohnt, kommt nicht heraus, es schüttelt mit dem Kopfe und murmelt: „Wir wollen uns nicht freuen;“ und im Zimmer des Kaufmanns ist auch kein guter Wille, die Ankunft des Entfernten zu feiern, ja was von dem stillen Volke dort wohnt, das ist stolz und schimpft durch's Schlüsselloch auf die Katze. Aber der Gips läßt sich nicht stören; und das ganze übrige Haus läßt sich nicht stören. Und auf der großen Wage sitzt eine zahlreiche lustige Gesellschaft. Was von Wichtelmännchen im Hause ist, und es gibt viel solches Zeug in dem fleißigen Hause, das ist heut zu großer Festfeier versammelt, und in der Mitte sitzt die Katze, schnurrend und glänzend, und sie leckt sich vor Freude, und die Lustigsten der Societät klettern hinauf zu dem Balken der Wage und schneiden von da Gesichter gegen die Stube des Prinzipals, ja auch gegen ihren Liebling Sabine.

Kein Mensch weiß, daß er zurückkommen wird, aber das Haus merkt es, und es schmückt sich und öffnet seine Thüren, den heimkehrenden Freund zu empfangen.

Es ist den Tag darauf gegen Abend, Sabine steht in ihrer Schatzkammer vor den geöffneten Schränken, sie ordnet die neue Wäsche und bindet wieder rosafarbene Zettel um die Nummern der Gedecke. Natürlich weiß sie von nichts und sie ahnt nichts. Ihr weißer Damast glänzt heut wie Silber und Atlas; der geschliffene Glasdeckel, den sie von dem alten Familienpokal hebt, gibt einen fröhlichen Klang gleich einer Glocke, und lange noch zittern die Schwingungen in dem Holze des großen Schrankes nach. Alle gemalten Köpfe auf ihren Porcellantassen sehen heut ausnehmend lustig aus, Doctor Martinus Luther und der Schwarzkünstler Faust verziehen die Gesichter und lachen, sogar der Göthe lächelt, und es ist gar nicht zu sagen, wie sehr der alte Fritz lacht. Es blinkt

und ſchimmert in allen Fächern der Schränke, jeder alte Glasnapf verſpürt ein heimliches Ziehen und Klingen; nur Sabine merkt nichts, die kluge Herrin des Hauſes weiß gar nicht, was alle Kleinen wiſſen. Oder ahnt ſie doch etwas? Horch! ſie ſingt. Lange iſt kein fröhliches Lied von ihren Lippen geflogen, heut aber iſt ihr leicht ums Herz, und wenn ſie auf das glänzende Heer von Glas und Silber ſieht, das vor ihr im Schranke aufgeſtellt iſt, fällt etwas von dem bunten Glanz in ihre Seele; ihre Lippen bewegen ſich, und leiſe, wie der Geſang eines Waldvogels, klingt ein Lied aus der Kinderzeit in der kleinen Stube. Und von dem Schrank tritt ſie plötzlich ans Fenſter, wo das Bild ihrer Mutter über dem Lehnſtuhl hängt, ſie ſieht das Bild fröhlich an und ſingt vor dem Angeſicht der Mutter daſſelbe Kinderlied, das die Mutter vom Lehnſtuhl aus einſt der kleinen Sabine geſungen.

Da gleitet eine verhüllte Geſtalt durch den Hausflur. Im offenen Waarengewölbe ſteht Balbus, der jetzt im Kreis der großen Wage befiehlt, er ſieht mit halbem Blick auf die Geſtalt und denkt verwundert: „Der ſieht ein wenig Anton ähnlich.“ Die Hausknechte ſchlagen eine Kiſte zu, und der älteſte wendet ſich zufällig herum und ſieht einen Schatten, der durch die Laterne an die Wand geworfen wird, und hält einen Augenblick mit Schlagen inne und ſagt: „Das war faſt, als wenn's Herr Wohlfart wäre.“ Und hinten im Hofe hört man ein lautes Bellen und das Springen des Hundes, und Pluto kommt außer ſich zu den Hausknechten gelaufen und ſchlägt mit dem Schwanze, bellt und leckt ihre Hände und erzählt in ſeiner Art die ganze Geſchichte. Aber auch die Hausknechte wiſſen von nichts und einer ſagt: „Es war ein Geiſt, man ſieht nichts mehr.“

Da öffnet ſich die Thür zu Sabinens Kammer. „Sind Sie's, Franz?“ frägt Sabine ſich unterbrechend. Niemand antwortet. Sie wendet ſich um, ihr Auge blickt geſpannt und ängſtlich auf die Männergeſtalt, welche an der Thür ſteht.

Da zittert ihre Hand und faßt nach der Lehne des Stuhls, ſie hält ſich feſt und er eilt auf ſie zu, und in leidenſchaftlicher Bewegung, ohne daß er weiß, was er thut, kniet er neben dem Stuhl nieder, in den ſie geſunken iſt, und legt ſein Haupt auf ihre Hand.

Das war Anton. Keines ſprach ein Wort. Wie auf eine holde Erſcheinung ſah Sabine auf den Knieenden nieder, und leiſe legte ſie die andere Hand auf ſeine Schulter. Und in dem Raume blinkt und klingt es fort; die Lampe wirft ihren hellen Schein auf die beiden Kinder der Handlung, und das Bild der Hausfrau über dem Armſtuhl ſieht freundlich auf die Gruppe herab.

Sie frug nicht, weshalb er kam, nicht ob er frei war von dem Zauber, der ihn fortgetrieben hatte. Als er vor ihr kniete und ſie in ſein offenes Auge ſah, das ängſtlich und voll Zärtlichkeit das ihre ſuchte, da verſtand ſie, daß er zurückkehrte zu dem Hauſe, zum Bruder, zu ihr.

„So lange waren Sie in der Fremde," ſagte ſie klagend, aber mit einem ſeligen Lächeln auf ihrem Antlitz.

„Immer war ich hier," rief Anton leidenſchaftlich. „Schon in der Stunde, wo ich von dieſen Mauern ſchied, ahnte ich, daß ich Alles aufgab, was für mich Friede und Glück heißt. Jetzt treibt es mich unwiderſtehlich in Ihre Nähe, ich muß Ihnen ſagen, wie es in mir ausſieht. Sie habe ich verehrt wie ein geweihtes Bild, ſo lange ich in Ihrer Nähe lebte. Der Gedanke an Sie war auch in der Fremde mein Schutz. Er behütete mich in der Einſamkeit, in einem ungeordneten Leben, in großer Verſuchung. Ihre Geſtalt ſtellte ſich rettend zwiſchen mich und eine Andere. Oft ſah ich Ihr Auge auf mich gerichtet, wie damals, wo ich bei Ihnen Hilfe ſuchte vor mir ſelbſt; oft erhob ſich Ihre Hand, ſie winkte und warnte vor der Gefahr, die mich lockte. Wenn ich mich nicht verloren habe, Ihnen, Sabine, danke ich das."

In dem gleichmäßigen Leben des Hauſes hat ſie jahrelang

eine herzliche Neigung zu Anton herumgetragen. Seit er von ihr gezogen, weiß ſie, daß ſie ihn liebt, mit ſtiller Faſſung hat ſie wieder den Schmerz in ſich verſchloſſen. Weder ihre Liebe, noch ihre Entſagung iſt in dem regelmäßigen Hauſe ſichtbar geworden. Kaum durch einen Blick, durch keine Miene hat ſie verrathen, was in ihr vorgeht, wie ſich für ein Kind der Handlung ſchickt, in welcher das Soll und Haben der Menſchen pünktlich und ohne alles Gefühl gebucht wird. Jetzt, in der Freude des Wiederſehens, bricht aus ihrem gehaltenen Weſen die Blüthe der Leidenſchaft. Sie erhebt ſich in ſtrahlender Freude und denkt an nichts, als das Glück ihn wieder zu haben, und ſie merkt in ihrer Freude nicht, daß in Antons bleichen Zügen noch eine andere Empfindung zuckt. Er hat ſie gefunden, aber nur, um ſie für immer zu verlieren.

Noch immer hält ihn Sabine an der Hand und ſie zieht ihn fort durch die Glasgalerie über den Flur bis an das Arbeitszimmer des Bruders.

Was thuſt du, Sabine? Dies Haus iſt ein gutes Haus, aber es iſt keins, wo man poetiſch fühlt und ſich leicht rühren läßt, die Arme ſchnell öffnet und den ans Herz drückt, der gerade kommt, um herein zu fallen. Es iſt ein nüchternes, proſaiſches Haus! Mit kurzen Worten wird hier gefordert und verweigert. Und es iſt ein ſtolzes und ſtrenges Haus! Denke daran! Kein zärtlicher Willkommen wird es ſein, zu dem du deinen Freund führſt.

Das empfand auch Sabine, und ihr Fuß zögerte einen Augenblick, ehe ſie die Thür öffnete, aber ſie entſchloß ſich ſchnell, und Antons Hand feſthaltend, zog ſie ihn über die Schwelle, und mit glücklichem Antlitz rief ſie dem Bruder zu: „Hier iſt er, er kommt zu uns zurück!“

Der Kaufmann erhob ſich von ſeinem Arbeitstiſch, aber er blieb am Tiſch ſtehen, und was er zuerſt ſprach, ruhig, kalt, im Ton des Befehls, das waren die Worte: „Laſſen Sie die Hand meiner Schweſter los, Herr Wohlfart.“

Sabine trat zurück, Anton ſtand allein in der Mitte des Zimmers und ſah erſchüttert auf den Kaufmann. Die kräftige Geſtalt des Mannes war in dem letzten Jahre gealtert, ſein Haar ergraut, die Züge noch tiefer gefurcht. Nicht klein war der Kampf geweſen, der ihn ſo verändert hatte. „Daß ich auf die Gefahr, Ihnen unwillkommen zu ſein, hier eintrete," ſprach Anton, „wird Ihnen zeigen, wie ſtark meine Sehnſucht war, Sie und die Handlung wiederzuſehen. Habe ich einſt Ihre Unzufriedenheit erregt, laſſen Sie mich das nicht in dieſer Stunde fühlen."

Der Kaufmann wandte ſich zu ſeiner Schweſter: „Verlaß uns, Sabine, was ich mit Herrn Wohlfart zu beſprechen habe, will ich ohne Zeugen abmachen." Sabine eilte auf den Bruder zu und ſtand ihm aufgerichtet gegenüber. Sie ſprach kein Wort, aber mit hellem Blick, in dem ein feſter Entſchluß zu leſen war, ſah ſie in ſeine zuſammengezogenen Augen, dann verließ ſie das Zimmer. Der Kaufmann ſah ihr düſter nach und wandte ſich zu Anton. „Was führt Sie zu uns zurück, Wohlfart?" frug er; „haben Sie auf dem Lande nicht erreicht, was Ihr jugendlicher Eifer träumte, und kommen Sie jetzt her, in dem Bürgerhauſe das Glück zu ſuchen, das Ihnen einſt für Ihre Anſprüche zu leicht ſchien? Ich höre, Ihr Freund Fink hat ſich auf dem Gute des Freiherrn feſtgeſetzt, hat er Sie in unſer Haus zurückgeſchickt, weil Sie ihm dort im Wege waren?"

Antons Stirn umwölkte ſich. „Nicht als Abenteurer, welcher das Glück ſucht, trete ich vor Ihre Augen. Sie ſind ungerecht, wenn Sie einen ſolchen Verdacht ausſprechen, und mir ziemt nicht, ihn zu ertragen. Es gab eine Zeit, wo Sie freundlicher über mich urtheilten, an dieſe Zeit dachte ich, als ich Sie aufſuchte; ich denke jetzt daran, um Ihre kränkenden Worte zu verzeihen."

„Sie haben mir einſt geſagt," fuhr der Kaufmann fort, „daß Sie ſich in meiner Handlung und in dieſem Hauſe

fühlten wie in Ihrer Heimat. Und Sie hatten hier eine Heimat, Wohlfart, in unſeren Herzen und im Geſchäfte. In einer leichten Wallung haben Sie uns aufgegeben, und wir, trauernd und mit ſchwerem Herzen, haben mit Ihnen daſſelbe gethan. Wozu kehren Sie zurück? Sie können uns kein Fremder ſein, denn wir haben Sie lieb gehabt, und ich perſönlich bin Ihnen tief verpflichtet. Sie können uns der alte Freund nicht mehr ſein, denn Sie ſelbſt haben gewaltſam das Band gelöſt, das Sie an uns feſſelte. Sie haben mich, gerade als ich ſo etwas am allerwenigſten erwartete, daran erinnert, daß nur ein einfaches Contractverhältniß Sie in meinem Comtoir feſthielt. Was ſuchen Sie jetzt? Wollen Sie wieder einen Platz in meinem Comtoir, oder wollen Sie, wie es den Anſchein hat, noch mehr?"

„Ich will nichts," rief Anton in überſtrömendem Gefühl, „nichts als die Verſöhnung mit Ihnen. Ich will keinen Platz im Comtoir, und nichts Anderes. In der Stunde, als ich das Gut des Freiherrn verließ, ſtand in mir feſt, daß mein erſter Weg in Ihr Haus ſein mußte, und mein nächſter wieder hinaus, um mir wo anders eine Thätigkeit zu ſuchen. Was ich auch in dieſem Jahre verloren habe, meine Selbſtachtung habe ich nicht verloren, und wenn Sie mir ſo freundlich entgegengekommen wären, wie mein Herz mich zu Ihnen zog, ich würde Ihnen in der erſten Stunde daſſelbe geſagt haben, was Sie jetzt von mir hören wollen. Ich weiß, daß ich nicht hier bleiben kann. Ich habe es ſchon in der Fremde gefühlt, ſo oft ich an dies Haus dachte. Seit ich dieſe Mauern betreten habe, und ſeit ich Ihre Schweſter wiedergeſehen, ſeitdem weiß ich, daß ich hier nicht bleiben darf, ohne unehrlich zu handeln."

Der Kaufmann trat an das Fenſter und ſah ſchweigend in die Nacht hinaus. Als er ſich umwandte, war die Härte von ſeinem Geſicht verſchwunden, er ſah mit prüfendem Blick auf Anton. „Das war ehrlich geſprochen, Wohlfart," ſagte

er endlich, „und ich will hoffen, auch ehrlich gedacht; und ebenſo will ich Ihnen ſagen, es thut mir noch jetzt leid, daß Sie von uns gegangen ſind. Ich kannte Sie, wie ſelten ein älterer Mann den jüngeren kennen lernt; unter meinen Augen waren Sie in der Handlung heraufgekommen, ich konnte auf die Reinheit Ihrer Empfindungen vertrauen, ich wußte, daß kein unehrenhafter Gedanke in Ihrer Seele heimiſch war. Jetzt, lieber Wohlfart, ſind Sie mir ein Fremder geworden. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen das ſage. Ein ungeregeltes Begehren hat Sie in Verhältniſſe gelockt, welche nach Allem, was ich davon weiß, ungeſund ſein müſſen für Jeden, der darin lebt. Sie haben in einer Landſchaft, wo die Gewiſſen oft weiter ſind als bei uns und die menſchlichen Verhältniſſe weniger feſt geordnet, die Verwaltung eines zerrütteten Wohlſtandes gehabt, Sie ſind der Vertraute eines bankrotten Schuldners geweſen, der manche Eigenſchaft eines braven Mannes bewahrt haben mag, der aber in ſchlechten Geſchäften mit verzweifelten Menſchen das verloren hat, was in meiner Handlung Ehre heißt. Gern nehme ich an, daß Ihre Redlichkeit ſich geweigert hat, dort etwas zu thun, was gegen Ihre Ueberzeugung war; aber, Wohlfart, ich wiederhole Ihnen jetzt, was ich Ihnen ſchon früher geſagt habe: jede fortgeſetzte Thätigkeit unter Schwachen und Schlechten bringt auch den Ehrenmann in Gefahr. Allmählich, und ohne daß er es merkt, erſcheint ihm erträglich, was ein Anderer in ſichrerer Lage von ſich fern hält, und die gebieteriſche Nothwendigkeit zwingt ihn, in Maßregeln zu willigen, die er anderswo mit kurzem Entſchluß abgewieſen hätte. Ich bin überzeugt, daß Sie geblieben ſind, was die Welt einen ehrenhaften Geſchäftsmann nennt, aber die ſtolze Reinheit Ihrer kaufmänniſchen Ehre, die leider bei Vielen in unſerer Geſchäftswelt für eine Pedanterie gilt, ob Sie die ſich bewahrt haben, das weiß ich nicht; und daß ich in der Stunde, wo ich Sie wiederſehe, daran zweifeln muß, und daß ich Ihnen

das ſagen muß, ſehen Sie, das macht mir dieſe Zuſammenkunft ſchmerzlich.“

Anton wurde bleich wie das Tuch, das er in der Hand hielt, und ſeine Lippe zitterte, als er antwortete: „Es iſt genug, Herr Schröter! Daß Sie mir in der erſten Stunde das Bitterſte ſagen, was man einem Gegner ſagt, iſt mir ein Beweis, daß ich Unrecht gethan habe, dies Haus wieder zu betreten. Ja, Sie haben Recht, in dieſer ganzen Zeit hat mich das Gefühl nicht verlaſſen, daß die Gefahr, die Sie erwähnen, um meine Seele ſchwebte. In dem ganzen Jahr habe ich als das größte Unglück empfunden, daß die Geſchäfte, für welche ich mich intereſſiren mußte, mir nicht erlaubten den Mann hochzuachten, für den ich arbeitete. Ihnen aber darf ich, nicht weniger ſtolz als Sie, antworten, daß die Reinheit des Mannes, welcher ſich ängſtlich vor der Verſuchung zurückzieht, nichts werth iſt, und wenn ich etwas aus einem Jahre voll Kränkungen und bitterer Gefühle gerettet habe, ſo iſt es gerade der Stolz, daß ich ſelbſt geprüft worden bin, und daß ich nicht mehr wie ein Knabe aus Inſtinct und Gewohnheit handle, ſondern als ein Mann, nach Grundſätzen. Ich habe in dieſem Jahre zu mir ein Vertrauen gewonnen, das ich früher nicht hatte; und weil ich mich ſelbſt achten gelernt habe, ſo ſage ich Ihnen jetzt, daß ich Ihren Zweifel ſehr wohl verſtehe, daß ich aber, ſeit Sie ihn ausgeſprochen, das Band für zerriſſen halte, welches mich auch in der Fremde an Ihr Haus feſſelte. Ich gehe, um dieſe Stätte nicht wieder zu betreten. Leben Sie wohl, Herr Schröter.“

Anton wandte ſich zum Gehen, der Kaufmann eilte ihm nach, und ſeine Hand legte ſich auf Antons Schulter.

„Nicht ſo ſchnell, Wohlfart,“ ſagte der Kaufmann weich; „der Mann, welcher den Streich des polniſchen Säbels von mir abgewandt hat, ſoll nicht gekränkt und im Zorn mein Haus verlaſſen.“

„Erinnern Sie uns beide nicht an die Vergangenheit,“

ſprach Anton, „das iſt jetzt unnütz. Nicht ich, Sie ſelbſt haben Kränkung und Zorn in unſer Wiederſehen gebracht. Und Sie, nicht ich, haben vernichtet, was uns aus alter Zeit aneinander feſſelte.“

„Nein, Wohlfart,“ ſagte der Kaufmann. „Wenn ich Sie durch meine Worte mehr verletzt habe, als ich wollte, ſo ſehen Sie das meinem grauen Haar nach und einem Herzen, welches jahrelang voll ſchwerer Sorgen war, auch voll Sorgen um Sie. Wir ſehen uns beide nicht ſo wieder, wie wir uns getrennt haben, und wenn zwei Männer etwas gegeneinander auf der Seele tragen, ſo ſollen ſie das in der Stunde des Wiederſehens ehrlich ausſprechen, damit ihr Verhältniß klar werde. Wären Sie mir weniger werth, ſo hätte ich mein Bedenken wohl zurückgehalten, und mein Gruß wäre höflicher geweſen. Jetzt aber biete ich Ihnen den Willkommen. Schlagen Sie ein.“

Anton legte ſeine Hand in die des Kaufmanns und ſprach: „Leben Sie wohl.“

Der Kaufmann aber hielt die Hand Antons feſt und ſagte lächelnd: „Nicht ſo ſchnell; ich laſſe Sie noch nicht fort. — Denken Sie, daß es Ihr älteſter Bekannter iſt, der Sie jetzt erſucht zu bleiben,“ fügte er ernſt hinzu, als Anton noch immer an der Thür ſtand.

„Ich bleibe heut Abend, Herr Schröter,“ ſagte Anton mit Haltung.

Der Kaufmann führte ihn zum Sopha. „Manches habe ich von Ihren Abenteuern gehört, aus Ihrem Munde möchte ich ſie vollſtändiger erfahren. Und auch Sie werden Intereſſe daran nehmen, wie es uns gegangen iſt; davon zuerſt.“ Er begann zu erzählen, was unterdeß in der Handlung geſchehen war. Es war kein heiteres Bild, das er Anton zeigte, aber ſein Bericht bannte aus Antons Herzen einen Theil der Kälte, welche der herbe Empfang des Prinzipals angeſammelt hatte, denn Anton verſtand, welches Vertrauen der Kaufmann ihm

durch ſeine Worte ſchenkte. Dieſer erwähnte Manches, was der Geſchäftsmann nur ſelten ſeinen Freunden mittheilt, alle wichtigeren Geſchäfte, den geringen Gewinn und die großen Verluſte des letzten Jahres.

Nach und nach zog wieder Friede und ein Schimmer von Behagen durch das Haus, alle guten Hausgeiſter, die während der Unterredung zwiſchen den beiden Männern erſchreckt in die Mauſelöcher gekrochen waren, ſteckten jetzt muthig die Köpfe hervor, und die unter dem Geheimbuch fingen an, gegen die andern vertraulich zu werden.

Unvermerkt war Anton in das Geſchäft zurückverſetzt, ſchnell machte er alle Stimmungen des Jahres noch einmal durch, wieder röthete ſich ſeine Wange, ſein erloſchenes Auge erhielt Glanz, und unwillkürlich begann er von den Geſchäften der Handlung zu ſprechen, als gehörte er noch dazu. Da hielt ihm der Kaufmann wieder mit trübem Lächeln die Hand hin, und Anton ſchlug herzhaft ein, die Verſöhnung war geſchloſſen.

„Und jetzt ſprechen wir von Ihnen, lieber Wohlfart," fuhr der Kaufmann fort: „Sie haben mir einſt über Ihre Thätigkeit für den Freiherrn Mittheilungen gemacht, die ich damals ungeduldig zurückwies, jetzt bitte ich Sie, mir zu erzählen, was Sie dürfen."

Anton berichtete, was kein Geheimniß war; der Kaufmann hörte geſpannt, ja ängſtlich auf Alles, was Anton von den Geſchäften des Freiherrn und ſeiner eigenen Arbeit erwähnte. Anton ſprach mit Zurückhaltung, denn ſein Stolz bäumte in der Stille gegen das Ausfragen auf. Aber er gönnte dem Kaufmann doch Manches, was dazu half, dieſen getroſten Muths zu machen.

„Erlauben Sie mir auch über Ihre Zukunft zu reden," begann der Kaufmann endlich und erhob ſich von ſeinem Stuhl. „Nach dem, was Sie mir angedeutet haben, fordere ich Sie nicht auf, die nächſten Jahre in meinem Geſchäft zu-

zubringen, ſo werthvoll Ihre Hilfe mir gerade jetzt wäre. Aber ich bitte, daß Sie mir überlaſſen, eine Stellung zu ſuchen, die für Sie paßt. Wir wollen gemeinſam prüfen und uns darin nicht übereilen. Unterdeß bleiben Sie in den nächſten Wochen bei uns. Ihr Zimmer iſt leer, Alles darin unverändert. Wie ich höre, haben Sie in dieſen Monaten ohnedies noch eine Verpflichtung zu erfüllen. Davon werden Sie ſich unterdeß befreien können. Und wenn Sie Zeit und Luſt haben, mir nebenbei im Comtoir zu helfen, ſo wird mir das ſehr willkommen ſein. — Was Ihr Verhältniß zu meinem Haus betrifft," fuhr er ernſter fort, „ſo vertraue ich Ihnen vollſtändig. Es iſt mir Bedürfniß, Ihnen das zu beweiſen, auch deshalb mache ich Ihnen den Vorſchlag."

Anton ſah ſchweigend vor ſich nieder.

„Ich muthe Ihnen nichts Peinliches zu," ſagte der Kaufmann; „Sie wiſſen, wie es in unſerm Haushalt zugeht, man muß manchmal die Gelegenheit ſehr ſuchen, mit einander zu ſprechen. Für Sabine und für Sie wünſche ich auf einige Wochen das Zuſammenleben in der alten Weiſe, und wenn die Zeit kommt, ein ruhiges Scheiden. Ich wünſche das auch meiner Schweſter wegen, Wohlfart," fügte er mit Offenheit hinzu.

„Dann," ſagte Anton, „bleibe ich."

Unterdeß ging Sabine unruhig in ihrem Zimmer umher und lauſchte auf einen Ton aus der Arbeitsſtube des Bruders. Aber wie oft ihr traurige Gedanken kamen, heut vermochten ſie ſich nicht feſtzuſetzen. Wieder kniſterte das Feuer, und wieder lauſchte ſie auf den Schlag der Uhr, aber das Tannenholz knackte und praſſelte heut luſtig im Ofen und machte einen ungewöhnlichen Lärm. Unaufhörlich fuhren kleine Freudenraketen in der Glut umher, und die Funken flogen durch das Zugloch der Ofenthür mitten in die Stube. Sie konnte nicht traurig werden und ſie konnte ſich nicht ängſtigen,

denn immer wieder tickte die Uhr in ihre Gedanken: Er ist gekommen, er ist da!

Die Thür öffnete sich, die Tante trat eilig herein. „Was höre ich!“ rief die Tante. „Ist es möglich? Franz behauptet, daß Wohlfart bei deinem Bruder ist.“

„Er ist da,“ sagte Sabine abgewandt.

„Was ist das wieder für ein geheimnißvolles Benehmen,“ fuhr die Tante unzufrieden fort. „Warum bringt Traugott ihn nicht herüber? Und in seiner Stube ist noch nichts zurecht gemacht. Wie kannst du so ruhig hier stehen, Sabine? Ich begreife dich nicht.“

„Ich warte,“ sagte Sabine leise, aber sie selbst faßte mit einer Hand nach der andern und hielt sie am Gelenk fest, denn die Hand zitterte.

Da näherten sich Männerschritte dem Zimmer, der Kaufmann trat mit Anton ein und rief schon an der Thür: „Hier ist unser Gast.“ Und als Anton und die Tante einander freudig begrüßten, sagte der Kaufmann: „Herr Wohlfart wird einige Wochen bei uns wohnen, bis er eine Stelle gefunden hat, wie ich sie für ihn wünsche.“ Höchlich erstaunt hörte die Tante diesen Beschluß, und Sabine rückte stark mit den Tassen, um ihre Unruhe zu verbergen. Aber keine der Frauen machte eine Bemerkung, und die eifrige Unterhaltung an der Abendtafel überdeckte die Bewegung, welche in Allen nachzitterte. Jeder hatte viel zu fragen und viel zu erzählen, denn für Alle war das letzte Jahr reich an großen Begebenheiten gewesen. Wohl war ein Zwang bemerkbar auch in Antons Haltung, als er von seinem Leben in der Fremde sprach, von Fink und von der deutschen Colonie, die sich auf dem Gute festgesetzt hatte. Und mit gesenktem Haupt hörte Sabine auf seine Worte. Aber der Kaufmann wurde immer heiterer, und als Anton sich erhob, um nach seinem Zimmer zu gehen, da lag auf dem Angesicht des Kaufmanns fast das gütige Lächeln von ehedem, kräftig schüttelte er Antons Hand und sagte im

Scherz: „Schlafen Sie wohl und achten Sie auf Ihren Traum in der ersten Nacht; man sagt, ein solcher Traum geht in Erfüllung.“

Und als Anton sich entfernt hatte, zog der Kaufmann die Schwester in das dunkle Nebenzimmer, dort küßte er sie auf die Stirn und sprach ihr leise ins Ohr: „Er ist brav geblieben, das hoffe ich jetzt mit ganzer Seele!“ und als er mit ihr wieder in das Helle trat, da glänzte es feucht in seinem Auge und er fing an die Tante mit ihrer stillen Neigung für Wohlfart zu necken, so daß die gute Tante endlich die Hände zusammenschlug und ausrief: „Der Mann ist heut ganz ausgelassen!“

Ermüdet und angegriffen warf sich Anton auf's Lager. Freudenleer erschien ihm seine Zukunft, und der Gedanke an die bittern Empfindungen des Abends und an den stillen Kampf der nächsten Wochen lag schwer auf seinem Herzen. Und doch sank er kurz darauf in ruhigen Schlummer. — Und es wurde wieder still in dem Patricierhaus. — Es war ein nüchternes altes Haus mit vielen Ecken und mit einigen verborgenen Winkeln. Es war gar kein Ort für glühende Schwärmerei und auflodernde Leidenschaft. Aber es war auch ein gutes Haus und es deckte sicher Jeden, der in seinen Mauern schlief. Und wieder waren die kleinen Heimlichen heut Nacht geschäftig, sie fuhren durcheinander und schwatzten und lachten, und in alle Räume summte die Nachricht, daß das Kind der Handlung zurückgekehrt war, und der Gips auf dem Postamente sah stolz auf den schlafenden Anton nieder, hob feierlich seinen hübschen geringelten Schwanz in die Luft und schnurrte die ganze Nacht hindurch.

3.

Am nächsten Morgen eilte Anton zu Ehrenthal. Der Kranke war für ihn nicht zu sprechen, die Frauen empfingen

ihn so feindselig, daß er für schädlich hielt, ihnen irgend etwas über den Zweck seines Besuches zu sagen. Er ließ deshalb an demselben Tage dem Anwalt Ehrenthals durch Justizrath Horn anzeigen, daß zwanzigtausend Thaler bereit lägen, um die Ansprüche Ehrenthals auf diese Summe zur Stelle zu tilgen, für die übrigen Forderungen, welche Ehrenthal — ohne Berechtigung — gegen den Freiherrn erhoben hatte, sollte richterliche Entscheidung abgewartet werden. Der Anwalt des Gläubigers weigerte sich, diese Zahlung anzunehmen. Sofort ließ Anton bei Gericht die nöthigen Schritte thun, um Ehrenthal zur Annahme der Summe und zum Verzicht auf die Ansprüche, die er ihretwegen erhob, zu zwingen.

Es war gegen Abend, als Anton einen alten Comtoirrock anzog und mit eiligem Geschäftsschritt in das Haus von Löbel Pinkus trat. Durch das Fenster sah er in die kleine Branntweinstube. Er fand den würdigen Pinkus hinter seinem Schenktisch und richtete eine kurze kaufmännische Frage aus: „Herr T. O. Schröter läßt fragen, ob Schmeie Tinkeles aus Brody angekommen ist, oder ob er erwartet wird. Er soll sich sogleich wegen eines Geschäfts in der Handlung einfinden."

Pinkus erwiederte vorsichtig, Tinkeles sei nicht anwesend, und er wisse nicht, ob und wann derselbe kommen werde. Tinkeles spreche manchmal bei ihm vor, manchmal auch nicht, die Sache sei unsicher. Er werde übrigens den Auftrag ausrichten, wenn er den Mann sehe.

Am andern Tage öffnete der Diener die Thür Antons und Schmeie Tinkeles schlüpfte in das Zimmer. „Willkommen, Tinkeles!" rief Anton ihm entgegen und sah mit trübem Lächeln auf den Mann im Kaftan.

Der Händler war überrascht, als er sich Anton gegenüber fand. Ueber sein schlaues Gesicht flog ein Schatten, und eine innere Unruhe wurde aus dem lebhaften Gewirbel sichtbar, womit er seine Freude über das Wiedersehen auszudrücken suchte. „Gottes Wunder, daß ich Sie leibhaftig wiedersehe,

ich habe mich oft erkundigt im Geschäft bei Schröter, und habe nicht können erfahren, wo Sie hingereist sind. Ich habe immer gern mit Ihnen zu thun gehabt, wir haben doch zusammen gemacht manchen schönen Kauf."

„Wir haben auch Krieg mit einander geführt, Tinkeles," warf Anton dazwischen.

„Es war ein schlechtes Geschäft," sagte Tinkeles ablenkend, „es sieht jetzt traurig aus mit dem Handel, das Gras wächst auf den Landstraßen. Es ist gewesen eine böse Zeit im Lande. Der beste Mann, wenn er sich schlafen gelegt, hat er nicht gewußt, ob er morgen noch wird Beine haben zum Stehen."

„Ihr habt es doch durchgemacht, Tinkeles, und ich nehme an, die Zeit ist euch nicht schlecht bekommen. Setzt euch, ich habe mit euch zu reden."

„Wozu setzen?" frug der Jude mißtrauisch, als Anton nach der Thüre ging und diese verriegelte, „beim Geschäft hat man keine Zeit zum Sitzen. Verzeihen Sie, was verriegeln Sie die Thür? Man braucht keinen Riegel, wenn man machen will Geschäfte, es stört uns Niemand."

„Ich will mit euch etwas im Vertrauen besprechen," sagte Anton vor den Händler tretend, „es soll euer Schade nicht sein."

„So sprechen Sie," sagte Tinkeles, „aber lassen Sie offen die Thür."

„Hört mich an," begann Anton. „Ihr erinnert euch an die letzte Unterredung, die wir hatten, damals, als wir auf der Reise zusammentrafen."

„Ich erinnere mich an nichts," sagte der Händler kopfschüttelnd und sah unbehaglich nach der Thür.

„Ihr gabt mir damals einen guten Rath, und als ich mehr von euch erfahren wollte, war't ihr aus der Stadt verschwunden."

„Das sind alte Geschichten," antwortete Tinkeles immer

unbehaglicher. „Ich kann mich jetzt nicht erinnern, ich habe auch zu thun auf dem Markt, ich dachte, Sie wollten mit mir reden von einem Geschäft.“

„Es ist ein Geschäft, von dem wir sprechen und es kann für euch ein gutes Geschäft werden,“ sagte Anton nachdrücklich. Er ging an seinen Schreibtisch und holte eine Geldrolle heraus, die er vor Tinkeles auf den Tisch legte. „Diese hundert Thaler gehören dem, welcher mir eine Nachricht gibt, die ich brauche.“ Tinkeles sah mit einem scheuen Seitenblick auf die Rolle und erwiederte: „Hundert Thalerstücke sind gut, aber ich kann keine Nachricht geben, ich weiß von nichts, ich kann mich nicht besinnen. So oft ich Sie sehe, fangen Sie an von ärgerlichen Sachen,“ schloß er unwillig, „es ist mir kein Glück, wenn ich habe mit Ihnen zu thun, ich habe immer nur gehabt Noth und Kummer.“

Anton ging schweigend zu seinem Pult und holte eine zweite Geldrolle, die er neben die erste legte. „Zweihundert Thaler,“ sagte er, ergriff die Kreide und schloß die Rollen durch vier Striche ein. „So viel ist euer, wenn ihr mir die Auskunft geben könnt, die ich haben will.“ Die Blicke des Galiziers hefteten sich sehnsüchtig auf das Viereck. Anton stand daneben und wies schweigend mit dem Finger darauf. Der Händler kämpfte einen schweren Kampf, er sah auf Anton und verzog sein Gesicht zu einem harmlosen Lachen, er versuchte unbefangen auszusehen und blickte wie gleichgültig in der Stube umher; aber immer wieder fiel sein Blick auf Antons Zeigefinger und das weiße Viereck auf dem Tische. Keiner sprach, das stumme Schweigen dauerte einige Augenblicke, und doch war es eine lebhafte und beredte Unterhandlung. Immer glänzender wurden die Augen des Galiziers, immer unruhiger seine Geberden, er zuckte mit den Schultern, hob die Brauen in die Höhe und rang heftig von dem Zauber loszukommen, der ihn festbannte. Endlich wurde ihm der Zustand unerträglich. Er griff mit der Hand nach den Rollen.

„Erſt redet," ſagte Anton und hielt die Hand über das Geld.

„Seien Sie nicht ſo hart gegen mich," bat Tinkeles.

„Hört mich an," ſagte Anton. „Ich will nichts Unrechtes von euch, nichts, was ein ehrlicher Mann einem andern verweigern dürfte; ich könnte vielleicht eure gerichtliche Vernehmung durchſetzen und ohne Koſten zu ſichern Geſtändniſſen kommen; ich weiß aber von früher, welchen Widerwillen ihr gegen das Gericht habt, und auch deshalb biete ich euch das Geld. Verſtündet ihr eine andere Sprache, ſo würdet ihr mir ſagen, was ihr wißt, wenn ich euch erzähle, daß eine Familie unglücklich geworden iſt deshalb, weil ihr mir früher nicht Alles geſagt habt. Dieſe Sprache aber würde bei euch nichts nützen."

„Nein," ſagte Tinkeles ehrlich, „ſie würde nichts nützen. Laſſen Sie ſehen das Geld, das Sie haben hingelegt für mich. Sind es richtig zweihundert Thalerſtücke?" fuhr er fort, auf die Rollen ſtarrend. „Es iſt gut, ich weiß, ſie ſind richtig. Fragen Sie mich, was Sie wollen wiſſen."

„Ihr habt mir geſagt," begann Anton, „daß Itzig, der frühere Buchhalter Ehrenthals, darauf ausging, den Freiherrn von Rothſattel zu ruiniren."

„Iſt es nicht geweſen, wie ich habe geſagt?" frug Tinkeles.

„Ich habe Grund, anzunehmen, daß ihr wahr geſprochen. Ihr habt damals Zweie erwähnt, wer iſt der Andere?"

Der Händler ſtockte; Anton griff nach den Geldrollen. „Laſſen Sie liegen," bat Tinkeles die Hand bewegend; „der Andere heißt Hippus, wie ich habe vernommen. Er iſt ein alter Mann und hat gewohnt lange Zeit bei dem Löbel Pinkus."

„Iſt er vom Geſchäft?" frug Anton.

„Er gehört nicht zu unſern Leuten und iſt nicht vom Geſchäft, er iſt vertauft, er iſt geweſen Sachwalter."

„Habt ihr mit Itzig in irgend einem Geſchäft zu thun?" frug Anton weiter.

„Soll mich bewahren der gerechte Gott vor dieſem Menſchen," rief Tinkeles. „An dem erſten Tage, wo er iſt gekommen in die Stadt, hat er mir wollen aufmachen den Schrank, worin ſind geweſen meine Sachen. Ich habe gehabt meine Mühe, ihn zu verhindern, daß er mir nicht hat genommen meine Kleider. Er nimmt's von den Lebendigen. Ich mag nichts zu thun haben mit einem ſolchen Menſchen."

„Um ſo beſſer für euch," antwortete Anton; „jetzt hört mir zu. Dem Freiherrn iſt ein Kaſten geſtohlen worden, in welchem wichtige Papiere aufbewahrt wurden. Der Diebſtahl iſt in dem Comtoir Ehrenthals verübt worden. Habt ihr zufällig etwas über den Diebſtahl gehört, oder habt ihr Argwohn, wer der Dieb ſein könnte?"

Der Galizier ſah unruhig in der Stube umher, auf Anton und die Rollen, und ſagte endlich entſchloſſen, die Augen zudrückend: „Ich weiß von nichts."

„Und gerade dies will ich von euch erfahren; und dies Geld iſt für den, der mir darüber Auskunft gibt."

„Wenn ich alſo muß reden," ſagte der Galizier, „ſo ſoll es geſagt ſein. Ich habe gehört, daß der Menſch, welcher heißt Hippus, als er iſt geweſen betrunken, hat geſchrien und hat geſagt: „Jetzt haben wir den Rothſchwanz, er iſt geliefert, wegen der Papiere iſt er geliefert."

„Und weiter wißt ihr nichts?" frug Anton in ängſtlicher Spannung.

„Nichts," ſagte der Galizier, „es iſt lange her, und ich habe nur wenig können verſtehen, was ſie haben mit einander geſprochen."

„Ihr habt das Geld, welches hier liegt, euch nicht verdienen können," entgegnete Anton nach einer Pauſe, „was ihr mir geſagt habt, iſt wenig. Damit ihr aber ſeht, daß mir daran liegt, von euch Auskunft zu erhalten, ſo nehmt hier dieſe hundert Thaler; das zweite Hundert iſt euer, ſobald ihr mir irgend eine Spur des geſtohlenen Käſtchens oder

der entwendeten Papiere ſchaffen könnt. Vielleicht iſt das euch nicht unmöglich."

„Es iſt nicht möglich," ſagte der Galizier beſtimmt, die empfangene Geldrolle in der Hand wägend und die zweite betrachtend. „Was der Itzig thut, thut er nicht ſo, daß ein Anderer auf ſeinen Weg ſehen kann, und ich bin doch nur ein Fremder im Ort und mache keine Geſchäfte mit Spitzbuben."

„Verſucht es doch, die Spur zu finden," entgegnete Anton. „Sobald ihr etwas erfahrt, bringt mir Nachricht, dies Geld hebe ich für euch auf. Ich habe nicht nöthig, euch zu ſagen, daß ihr ſehr vorſichtig ſein und unter allen Umſtänden vermeiden müßt, dem Itzig oder ſeinen Spießgeſellen Argwohn zu geben. Verrathet gegen Niemand, daß ihr mich kennt."

„Ich bin kein Kind," antwortete Tinkeles beiſtimmend, „aber ich fürchte, ich werde Ihnen nichts dienen in dieſer Sache."

So entfernte ſich der Galizier, nachdem er die Geldrolle in die Taſche ſeines Kaftans verſenkt hatte.

Anton hatte den Namen deſſen erfahren, der vielleicht den Diebſtahl verübt hatte. Es war ihm die Möglichkeit gegeben, an dieſen Namen weitere Nachforſchungen zu knüpfen. Aber die Schwierigkeit, die fehlenden Documente ohne Hilfe der Behörde wieder zu erlangen, wurde immer größer. Unter dieſen Umſtänden faßte er den Entſchluß, welcher einem Kaufmann näher lag, als einem Beamten. Es war ein gewagter Schritt, aber er bot die Möglichkeit, in kurzer Zeit und ohne Aufſehen die Papiere in die Hände des Barons zurückzubringen.

Er wollte mit Itzig ſelbſt in Verbindung treten und das Wenige, was er durch den Galizier erfahren hatte, dem Verſchlagenen, Gewiſſenloſen gegenüber ſo gut als möglich zu benutzen ſuchen. Wohl fühlte er, wie unſicher der Schritt ſei, und daß ein harter Kampf mit Itzig bevorſtehe. Hätte er Alles gewußt, was der unternehmende Geiſt des Agenten in

ſich herumtrug, er hätte noch mehr Bedenken gehabt, den Weg zu machen.

Itzigs verſchmitzter Burſch öffnete die Thür. Anton ſtand ſeinem Schulkameraden gegenüber. Der Agent wußte bereits, daß Anton von dem Gut bei Rosmin nach der Stadt zurückgekehrt war, und hatte ſich auf dieſen Beſuch vorbereitet. Einen Augenblick betrachteten die beiden Männer einander, Beide bemüht, in Geſicht und Haltung des Gegners zu leſen und ſich zu dem beginnenden Kampf zu rüſten. Beiden hatte ein vieljähriger vorſichtiger Verkehr mit Menſchen und den Intereſſen des Handels einiges Gleichartige gegeben. Beide waren gewöhnt, den Schein kaltblütiger Ruhe zu behaupten und das Ziel, das ſie erreichen wollten, zu verbergen, Beide waren gewöhnt an ſchnelle Ueberlegung, an behutſames Sprechen, an kühle Haltung, Beide zeigten auch in Sprache und Geberde etwas von der Form, welche der kaufmänniſche Verkehr dem Geſchäftsmann verleiht, Beide waren heut in einer großen innern Aufregung, welche die Wange Antons röthete und die Backenknochen Veitels mit einem hellen Schimmer überzog. Aber dem klaren Blick Antons begegnete das Auge des Gegners unruhig und lauernd, dem herben Ernſt ſeiner Haltung eine Miſchung von Trotz und Unterwürfigkeit; Beide erkannten im erſten Augenblick, daß der Gegner gefährlich und ſchwer zu beſiegen ſei, und Beide ſammelten ihre ganze Kraft. Der Kampf begann. Itzig eröffnete ihn in ſeiner Weiſe. „Es iſt mir eine Freude, auch Sie einmal bei mir zu ſehen, Herr Wohlfart," ſagte er mit plötzlicher Freundlichkeit; „es iſt lange her, daß ich nicht das Vergnügen gehabt habe, Ihnen zu begegnen. Ich habe doch immer ein großes Intereſſe genommen an Ihnen. Wir ſind zuſammen in der Schule geweſen, wir ſind an einem Tage hierher gekommen, wir haben uns beide vorwärts gebracht in der Welt. Ich hatte gehört, daß Sie ſeien gegangen nach Amerika. Die Leute reden ſo Vieles. Ich

hoffe, daß Sie jetzt wieder in der Stadt bleiben. Vielleicht treten Sie auch wieder in das Geschäft des Herrn Schröter, man sagt, er hat sehr bedauert Ihren Abgang." — So flossen ihm die Worte von den Lippen, aber sein Blick suchte von allen Seiten durch die Außenseite Antons durchzudringen in das, was den Besuchenden beschäftigte.

Er hatte eine Blöße gegeben, als er sich anstellte, nicht genau zu wissen, wo Anton in der letzten Zeit gewesen war. Denn daß er den Namen Rothsattel zu nennen vermied, gab Anton die feste Ueberzeugung, er habe Grund, bei Nennung dieses Namens ungewöhnliche Vorsicht zu beobachten.

Anton begann, diesen Fehler Veitels benutzend, so kalt, als ob der Andere seine ganze Rede in die Luft gesprochen hätte: „Ich komme, Herr Itzig, um in einer Geschäftsangelegenheit mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Sie sind mit den Verhältnissen des Familiengutes bekannt, welches dem Baron Rothsattel gehört und jetzt im Wege der nothwendigen Subhastation verkauft werden soll."

„Im Allgemeinen bin ich damit bekannt," antwortete Veitel und lehnte sich entschlossen an die Ecke des Sopha's, „wie man bekannt ist mit so etwas; ich habe Manches darüber gehört."

„Sie haben im Comtoir von Ehrenthal die Geschäfte desselben mit dem Baron, welche Jahre lang verliefen und die Geldverhältnisse des Gutes betrafen, geleitet und müssen, wie sich voraussetzen läßt, dadurch genaue Einsicht erhalten haben. Da gegenwärtig mit Ehrenthal selbst seiner Krankheit wegen ein geschäftlicher Verkehr nicht möglich ist, so ersuche ich Sie um einige Auskunft."

„Was ich etwa in Ehrenthals Comtoir erfahren habe als Buchhalter," sagte Itzig, „das habe ich im Vertrauen erfahren und kann es einem Andern nicht mittheilen. Ich wundere mich, daß Sie so etwas von mir verlangen," schloß er mit einem boshaften Blicke.

Anton erwiederte kaltblütig: „Ich verlange nichts, wodurch das Pflichtgefühl, welches Sie äußern, verletzt werden könnte. Es liegt mir daran, zu erfahren, in welchen Händen die Hypotheken gegenwärtig sind, welche auf dem Gute haften."

„Das können Sie leicht erfahren durch einen Auszug aus dem Hypothekenbuch," sagte Veitel mit wohlangenommener Gleichgültigkeit.

„Sie werden vielleicht gehört haben," fuhr der angreifende Anton fort, „daß einige der Hypotheken in den letzten Monaten am hiesigen Platz aus einer Hand in die andere gegangen sind; die gegenwärtigen Besitzer sind jedenfalls im Hypothekenbuche nicht eingetragen. Es ist anzunehmen, daß die Instrumente aufgekauft sind, um einem Kauflustigen bei der Subhastation den Kauf entweder zu erleichtern, oder auch zu erschweren."

Bis hierher war das Gespräch eine alltägliche Vorbereitung zum ernsten Gefecht gewesen, etwa wie die ersten Züge im Schach, oder wie der Anfang eines Wettrennens. Itzigs Ungeduld führte durch einen Sprung weiter hinein.

„Haben Sie Auftrag, das Gut zu kaufen?" frug er plötzlich.

„Nehmen Sie an, ich habe einen solchen Auftrag," versetzte Anton, „und ich wünschte mir dabei Ihre Mitwirkung zu sichern. Sind Sie im Stande, mir in kürzester Zeit Auskunft zu verschaffen? und wollen Sie die etwa nöthigen Verhandlungen wegen Ankaufs der Hypotheken übernehmen?"

Itzig überlegte. Es war möglich, daß Anton nur deshalb kam, um dem Freiherrn oder seinem Freunde Fink bei der Subhastation das Gut zu sichern. In diesem Fall war er in Gefahr, das stille Ziel langer Arbeit, gefährlicher Thaten verrückt zu sehen. Wenn Fink durch sein Vermögen den Freiherrn deckte, so verlor Itzig das Gut. Dann mußte er einen andern Weg einschlagen, sich von dem Baron Geld zu machen. Während er dies in stürmischer Bewegung überlegte, sah er, wie forschend Anton auf ihn blickte. Er schloß daraus mit

dem Scharfſinn eines böſen Gewiſſens, daß Anton etwas von ſeinen Plänen errathen habe und daß er noch Anderes von ihm wolle. Wahrſcheinlich war dieſer Antrag nur eine Finte. Er beeilte ſich daher, mit großer Geläufigkeit ſeine Mitwirkung zu verſprechen, und äußerte die Hoffnung, daß ihm wohl gelingen werde, die gegenwärtigen Beſitzer der Hypotheken noch zu rechter Zeit zu ermitteln.

Anton ſah, daß der Schurke ihn verſtanden hatte und auf ſeiner Hut war. Er änderte den Angriff.

„Kennen Sie einen gewiſſen Hippus?“ frug er ſchnell und ſah ſeinem Gegner ſcharf ins Geſicht.

Einen Moment zuckten die Augenlider Itzigs, und die leiſe Röthe zeigte ſich wieder auf ſeiner Wange. Zögernd, als ſuche er den Namen in ſeinem Gedächtniß, antwortete er: „Ja, ich kenne ihn. Er iſt ein heruntergekommener, nichtsnutziger Mann.“

Anton merkte, daß er den rechten Punkt getroffen hatte. „Vielleicht erinnern Sie ſich, daß vor ein und einem halben Jahr aus dem Comptoir Ehrenthals eine Caſſette des Freiherrn mit Papieren und Documenten geſtohlen wurde, welche für den Freiherrn große Wichtigkeit haben.“

Itzig ſaß ruhig, nur ſeine Augen fuhren unſicher hin und her. Kein Fremder würde dies Zeichen eines böſen Gewiſſens erkannt haben, aber Anton ſah in den veränderten Zügen deutlich das alte Geſicht des Oſtrauer Schulkameraden, daſſelbe Geſicht, welches der Knabe Veitel gemacht hatte, wenn ihm der Diebſtahl einer Feder oder eines Bogens Papier vorgeworfen wurde. Itzig wußte um die Papiere, er wußte um den Diebſtahl.

Endlich erwiederte der Agent gleichgültig: „Ich habe von der Caſſette gehört, es war kurz bevor ich Ehrenthals Geſchäft verließ.“

„Wohl,“ fuhr Anton fort, „die geſtohlenen Papiere konnten für den Dieb keinen Werth haben. Es iſt aber Grund, an-

zunehmen, daß dieſelben auf irgend eine Weiſe in die Hände eines Dritten hier am Ort gekommen ſind."

„Das iſt nicht unmöglich," antwortete Itzig, „aber für wahrſcheinlich halte ich nicht, daß Jemand werthloſe Papiere ſo lange aufhebt."

„Ich weiß," ſagte Anton mit Nachdruck, „daß die Papiere vorhanden ſind, ja ich weiß, daß ſie dazu benutzt werden ſollen, von dem Baron auf irgend eine Weiſe Vortheile zu erlangen."

Itzig bewegte ſich unruhig auf ſeinem Stuhl, er ſah vor ſich nieder, und die Flecke auf ſeiner Wange wurden röther, aber er ſchwieg, auch Anton machte eine Pauſe. Ueberlegend ſtanden Beide einander gegenüber. Endlich wurde dem Angegriffenen das Schweigen unerträglich, er rückte ſich mit feſtem Entſchluß zurecht, zwang ſich, ſeinen Gegner anzuſehen, und frug mit heiſerer Stimme: „Und wozu erwähnen Sie gegen mich dieſe Sache?"

„Sie ſollen über das, was ich will, nicht in Zweifel bleiben," ſagte Anton. „Ich weiß, daß die Papiere hier vorhanden ſind, ich habe Grund anzunehmen, daß es Ihnen bei Ihrer Gewandtheit möglich ſein wird, den Beſitzer derſelben zu ermitteln, Sie werden durch jenen Hippus die Auskunft erhalten können, welche Sie etwa noch brauchen."

„Warum durch dieſen?" frug Veitel ſchnell.

„Er hat in Gegenwart von Zeugen Aeußerungen gethan, welche die ſichere Ueberzeugung begründen, daß er mit dem Inhalt jener Papiere genau bekannt iſt." Itzig preßte die Zähne zuſammen, und nur ein Murmeln wurde vernehmlich, welches, bis zu Worten verſtärkt, ungefähr gelautet hätte: „Der betrunkene Schuft!"

Anton fuhr fort: „Der Freiherr hat die Rechte, welche Ehrenthal an die geſtohlenen Schulddocumente hat, durch gerichtliche Hinterlegung der betreffenden Summe bereits abgekauft. Die Caſſette und ihr Inhalt ſind Eigenthum des Freiherrn. Wenn durch Ihre Hilfe die Papiere geſchafft und den Händen

des Freiherrn oder seines Bevollmächtigten übergeben werden können, so würde der Freiherr, dem weniger an der Verfolgung des Diebes, als an Wiedererlangung der Papiere gelegen ist, bereit sein eine Summe dafür zu zahlen."

Wohl hatte dieser Antrag für Itzig viel Lockendes, selbst er hatte in der ganzen Zeit den Druck des Verbrechens gefühlt, mit steigendem Widerwillen hatte er die Kameradschaft des trunkenen Hippus ertragen. Wenn jetzt fremdes Geld dem Baron zu Hilfe kam, wenn er selbst die Aussicht, das Gut zu erwerben, aufgeben mußte, so war der Augenblick gekommen, wo er gegen eine gute Summe das verhängnißvolle Papier in die Hände des Freiherrn zurückgeben konnte. Aber das angebotene Geschäft war auch gewagt, wenn Anton nach Auslieferung der Papiere noch an Verfolgung des Diebes dachte. Deshalb frug Itzig: „Wenn dem Baron so viel daran liegt, die Cassette wieder zu erhalten, wie kommt es, daß damals, als sie verschwunden war, so wenig Lärm gemacht wurde, weder von Ehrenthal noch von dem Baron selbst? Ich habe nicht gehört, daß der Polizei Anzeige zugekommen ist, und daß man Nachforschungen angestellt hat."

Diese Frechheit empörte Anton. Er antwortete gereizt: „Der Diebstahl war von Umständen begleitet, welche für Ehrenthal eine Untersuchung peinlich machen mußten, die Cassette verschwand aus seinem verschlossenen Comptoir, vielleicht unterblieb aus solchen Rücksichten die gerichtliche Nachforschung."

Itzig erwiederte: „Wenn ich mich recht erinnere, sagte Ehrenthal damals zu seinen Bekannten, daß die Untersuchung unterbliebe aus Rücksicht auf den Baron." Anton empfand tief diesen Hieb des Gauners, er dachte an Lenore, an die große Zahl demüthigender Empfindungen, welche die Familie in den letzten Jahren gehabt hatte, und vermochte nur mühsam seine Ruhe zu behaupten, als er sagte: „Vielleicht hatte der Baron noch andere Gründe, in jener Zeit die Sache fallen zu lassen."

Jetzt war Veitel ſicher. An Antons unterdrücktem Aerger erkannte er, wie lebhaft dieſer die Nothwendigkeit fühlte, den Freiherrn zu ſchonen; ſein Anerbieten war ernſtlich gemeint, der Freiherr hatte Angſt vor dem Diebe. Und von dieſem Augenblick bekam er alle Ruhe wieder, ſein Benehmen wurde ſo kalt und ſicher, daß Anton empfand, er ſei in Nachtheil geſetzt, und ſein ſchlauer Gegner entſchlüpfe ihm unter den Händen, denn ſogleich begann Itzig: „Soweit ich den Hippus kenne, iſt er ein unzuverläſſiger Menſch, der ſich oft betrinkt. Wenn er im Trunke etwas geſagt hat, ſo fürchte ich, wird es uns nicht viel helfen, zu den Papieren zu kommen. Hat er Ihnen denn ſichere Anzeige gebracht, worauf wir ihm Anerbietungen machen können?“

Jetzt hatte Anton Urſache, auf ſeiner Hut zu ſein. „Er hat vor Zeugen Ausſagen gethan, welche die Ueberzeugung geben, daß er die Papiere kennt, daß er weiß, wo ſich dieſelben befinden, und daß er die Abſicht hat, ſie zu irgend einem Zweck zu gebrauchen.“

„Vielleicht iſt das genug für die Juriſten, aber nicht genug für einen Geſchäftsmann, um mit ihm zu unterhandeln,“ fuhr Veitel fort; „wiſſen Sie genau, was er geſagt hat?“

Anton parirte und ſchlug auf ſeinen Gegner, indem er ſagte: „Seine Mittheilungen ſind mir und mehren anderen Perſonen genau bekannt, ſie ſind der Grund, daß ich Sie aufgeſucht habe.“

Itzig mußte dies gefährliche Thema verlaſſen. „Und welche Summe will der Baron daran wenden, die Papiere wieder zu erlangen? Ich will ſagen,“ verbeſſerte er einlenkend, „iſt es ein Geſchäft, auf welches Mühe und Zeit zu verwenden lohnt? Ich habe jetzt vieles Andere, was mir zu thun macht. Sie werden nicht verlangen, daß ich wegen ein paar Louisd'or meine Zeit verbringe, um etwas zu ſuchen, was ſo unbedeutend iſt und ſo ſchwer zu faſſen, wie Papiere, die Einer verſteckt hält.“

Vor Jahren, als die Beiden mit einander nach der Hauptstadt zogen, welche sich jetzt als Feinde gegenüber standen, da war es der Judenknabe, welcher nach Papieren suchte, von denen er in kindischem Unverstand das Glück seiner Zukunft abhängig glaubte. Damals war er bereitwillig gewesen, das Gut des Freiherrn für Anton zu kaufen. Und jetzt war der Andere ausgegangen, geheimnißvolle Documente zu suchen, der Andere forderte jetzt das Gut des Freiherrn von ihm, und er selbst war ein Wissender geworden. Er hatte die geheimnißvollen Recepte gefunden, er hielt das Gut des Freiherrn fest in seiner Hand für sich selbst, und sein Schicksal näherte sich der Erfüllung. Beide Männer dachten in demselben Augenblick an den Tag ihrer gemeinsamen Reise.

Anton antwortete: „Ich habe Vollmacht, über die Summe mit Ihnen zu verhandeln; ich bemerke Ihnen aber, daß die Angelegenheit eilt. Deshalb ersuche ich Sie, mir vor Allem zu erklären, ob Sie geneigt sind, die Documente an den Baron von Rothsattel zu überliefern und bei Ankauf der Hypotheken in unserm Interesse thätig zu sein."

„Ich werde Erkundigungen einziehen und mir überlegen, ob ich Ihnen dienen kann," erwiederte Veitel kalt.

Anton frug ebenso: „Welche Zeit verlangen Sie, um sich zu entscheiden?"

„Drei Tage," versetzte der Agent.

„Ich kann Ihnen nur vierundzwanzig Stunden bewilligen," sprach Anton bestimmt; „wenn mir in dieser Zeit Ihre Erklärung nicht wird, so werde ich im Auftrage des Freiherrn jedes, auch das äußerste Mittel anwenden, die Papiere wieder zu erlangen, oder mich von Vernichtung derselben zu überzeugen. Und Alles, was ich über die Entwendung und den gegenwärtigen Versteck der Documente weiß, werde ich benutzen, um die zu entdecken, welche das Verbrechen verübt haben." Er zog seine Uhr und wies auf das Zifferblatt:

„Morgen um dieſelbe Stunde werde ich mir Ihre Antwort holen.“

So verlief die verhängnißvolle Unterredung. Als Anton die Thür hinter ſich zuzog, ſtand Itzigs Entſchluß feſt. Er warf noch einen Blick auf den Davoneilenden, einen Blick voll Furcht und Haß. Sein Schulkamerad war ſein gefährlichſter Feind geworden. Er wußte jetzt, wie ſehr Anton zum Nutzen des Freiherrn handelte. Er hatte eine dunkle Ahnung davon, daß die Verbindung Antons mit der Familie an jenem Tage begonnen hatte, wo die Tochter des Edelmanns den Andern über den Teich ruderte und er im Staube der Landſtraße zuſah. Er war geneigt anzunehmen, daß Anton auf einem ganz andern Wege, als er, nach dem Beſitz deſſelben Gutes ſtrebe. So erwachte aller Trotz ſeiner ſelbſtſüchtigen Seele und machte ihn feſt. „Noch acht Tage,“ murmelte er, „bis zur Verlobung mit Roſalie. Den Tag darauf finde ich die Schuldſcheine in einem Winkel von Ehrenthals Comtoir. Dann ſollen der Rothſattel und ſeine Freunde den Vergleich ſuchen auf die Bedingungen, die ich ihnen ſtelle. Durch die einzige Drohung, daß ich die Auseinanderſetzung gerichtlich machen laſſe und das Verfahren des Barons unter die Geſchäftsleute bringe, zwinge ich dieſen Wohlfart zu Allem, was ich will. Nur noch acht Tage! So lange halte ich ihn hin und dann hab' ich gewonnen.“

Als Anton nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden an Itzigs Wohnung kam, fand er die Thür verſchloſſen. Er kehrte an demſelben Abend zweimal wieder, Niemand war für ihn zu Hauſe. Am nächſten Morgen empfing ihn der ſchlaue Burſch und erwiederte auf Antons Frage: Herr Itzig ſei verreiſt, es ſei möglich, daß er ſchon in dieſer Stunde zurückkomme, es ſei auch möglich, daß er erſt in einigen Tagen wieder zu ſprechen ſei.

Aus dem geläufigen Geschwätz erkannte Anton, daß der Knabe nach Anweisung redete.

Von der Thür Itzigs ging Anton zu einem Beamten, welcher in dem Ruf stand, das thätigste Mitglied der Entdeckungspolizei zu sein. Er theilte diesem mit Vorsicht das Nöthige über die gestohlene Cassette und deren Inhalt mit, und bat um seinen Rath; er äußerte den Verdacht, daß der Diebstahl durch den Advocaten unter Mitwissen des Agenten Itzig verübt sei, und verschwieg nicht die unvollständigen Warnungen, welche der ehrenwerthe Tinkeles gemacht hatte. Der Beamte hörte mit Antheil auf Antons Bericht und sagte endlich: „Bei dem ungenügenden Material, welches Sie geben, hat mir der Name Hippus das meiste Interesse. Er ist ein sehr gefährliches Subject, das ich bis jetzt immer noch nicht recht habe fassen können. Wegen Schwindelei und kleiner Betrügereien ist er öfter bestraft und steht unter polizeilicher Aufsicht. An die andere Person, welche Sie mir nennen, habe ich allerdings nicht dieselben Rechte. Uebrigens sind die Anzeichen, auf welche Sie hinweisen, so gering, daß eine amtliche Verfolgung der Sache kaum thunlich erscheint. Ist doch der Diebstahl selbst, der vor Jahresfrist verübt sein soll, der Behörde noch nicht einmal officiell angezeigt."

„Rathen Sie mir," frug Anton, „nach dem, was Sie von diesem Hippus wissen, ihn aufzusuchen, und vielleicht im Wege der Unterhandlung die verschwundenen Documente zu erwerben?"

Achselzuckend erwiederte der Beamte: „Von meinem Standpunkte darf ich einen solchen Rath nicht ertheilen, ich fürchte aber auch, dieser Schritt würde keinen Erfolg haben. Denn wenn der Verdächtige die Documente zum Nutzen eines Andern entwendet hat, so werden sie nicht mehr in seinen Händen sein. Und daß er seinen Mitschuldigen verrathen sollte, ist wenigstens vorläufig nicht anzunehmen."

„Und sind Sie unter solchen Umständen ganz außer Stande

mir zur Wiedererlangung der Documente behilflich zu sein?" frug Anton.

„Da die erste Bedingung für meine Thätigkeit sein muß, daß der Diebstahl angezeigt, und in der Anzeige die gestohlenen Sachen so genau als möglich angegeben sind, so kann ich Ihnen jetzt noch bei Ihren Nachforschungen keine directe Hilfe leisten. Da Sie aber gerade Herrn Hippus, an dem ich ein persönliches Interesse nehme, zum Gegenstand Ihrer Verfolgung erwählt haben, so will ich thun, was ich irgend vermag. Ich will noch heut bei ihm Haussuchung vornehmen. Ich sage Ihnen im Voraus, daß wir nichts finden werden. Ich bin ferner bereit, diese Haussuchung in einigen Tagen zu wiederholen, auf die Gefahr, meinen guten Ruf in den Augen des wackern Hippus einzubüßen. Denn der Kunstgriff, Diebe durch eine oberflächliche Haussuchung sicher zu machen, ist zwar bei Neulingen wirksam, aber bei diesem erfahrenen Mann so wenig angebracht, daß er mir deshalb möglicher Weise seine Verachtung gönnen wird. Ganz sicher ist, daß wir auch bei der zweiten Haussuchung nichts finden werden."

„Und welchen Vortheil kann diese Maßregel für mich haben?" frug Anton resignirt.

„Einen größern, als Sie glauben. Da Sie den Weg der Verhandlung mit dem Agenten Itzig bereits eingeschlagen haben, so werden Sie möglicher Weise durch unser Eingreifen leichteres Spiel gewinnen. Denn eine Haussuchung hat in der Regel die Wirkung, den Betroffenen zu beunruhigen. Und obgleich ich gar nicht sicher bin, wie Hippus eine solche Heimsuchung aufnehmen wird, so glaube ich doch, daß sie auch ihm ein gewisses Unbehagen einflößen wird. Das kann Ihre Bemühungen unterstützen. Ich will zum Ueberfluß dafür sorgen, daß die Haussuchung das erste Mal ungeschickt und geräuschvoll ausgeführt wird. Glücklicher Weise hat er jetzt wieder eine feste Wohnung, er hat eine Zeit lang Ruhe vor uns gehabt und ist sicher geworden. Auch höre ich, daß er alt und

kränklich wird, das alles mag Ihnen helfen, den Mann auf irgend einem Wege zu fangen."

Mit dieſem Beſcheide mußte ſich Anton entfernen.

4.

Es war ein finſterer Novemberabend; der Nebel lag auf der Stadt, er füllte die alten Straßen und Plätze und drang durch die offenen Thüren in die Häuſer. Er ballte ſich um die Straßenlaternen, deren Licht in einer röthlichen Dampfkugel flackerte und nicht drei Schritt weit den Boden erleuchtete. Er ſchwebte über dem Fluſſe und wälzte ſich dort in dicken Maſſen durcheinander. Eine Schaar langſchleppiger, grauer Geſtalten zog über den ſchwarzen Strom dahin, über die alten Waſſerpfähle, unter den Brücken durch, eine geſpenſtige Bande von giftigen Dünſten! Sie rollten an den Treppen hinauf, hefteten ſich an die Holzpfeiler der Galerien und wogten geſchäftig durcheinander. Zuweilen entſtand eine Lücke zwiſchen den Gebilden des Nebels, dann konnte man auf das ſchwarze Waſſer hinabſehen, welches wie ein unterirdiſcher Strom des Verderbens an den Wohnungen der Menſchen dahinfloß.

Die Straßen waren leer, hier und da ſah man eine Geſtalt in der Nähe einer Laterne auftauchen und ſchnell wieder in der Finſterniß verſchwinden. Unter dieſen dämmerigen Weſen war auch ein kleiner zuſammengedrückter Mann, der mit ſchwankendem Schritt vorwärts ſtrebte und unter den Laternen fortſchlüpfte, ſo ſchnell ihm dies die unſicheren Füße erlaubten. Durch den Hausflur wankte er in den Hof, in welchem Itzigs Comtoir war, und ſah nach den Fenſtern des Agenten hinauf. Die Vorhänge waren heruntergelaſſen, aber aus den Ritzen drang ein Lichtſchimmer. Der kleine Mann verſuchte feſtzuſtehen, ſtarrte nach dem Licht, ſtreckte die geballte Fauſt nach der Höhe und ſchüttelte ſie drohend; dann ſtieg

er die Treppe hinauf und klingelte heftig zwei, drei Mal. Endlich hörte man einen leisen Schritt, die Thür wurde geöffnet, der Kleine fuhr hinein und lief durch das Vorzimmer, welches Itzig hinter ihm abschloß. Veitel sah noch bleicher aus als gewöhnlich, und sein Auge fuhr unstät über die Gestalt des späten Gastes. Hippus aber war nie ein einladendes Bild männlicher Schönheit gewesen, heut sah er wahrhaft unheimlich aus. Seine Züge waren tief eingefallen, eine Mischung von Angst und Trotz saß in dem häßlichen Gesicht, und tückisch sahen seine Augen über den angelaufenen Brillengläsern auf den frühern Schüler. Sicher war er wieder betrunken, aber eine fieberische Angst hatte seine Lebensgeister erregt und für den Augenblick die Wirkung des Branntweins aufgehoben.

„Sie sind mir auf dem Nacken," rief er und fingerte mit seinen Händen unruhig in der Luft. „Sie suchen mich!"

„Wer soll euch suchen?" frug Itzig, aber er wußte, wer ihn suchte.

„Die Polizei, du Schuft," schrie der Alte. „Um deinetwillen stecke ich in der Klemme. Ich darf nicht mehr nach Hause, du mußt mich verstecken."

„So weit sind wir noch nicht," antwortete Veitel mit aller Kälte, die ihm zu Gebote stand; „woher wißt ihr, daß euch die Polizeidiener auf der Ferse sind?"

„Die Kinder auf der Straße erzählen einander davon," rief Hippus; „auf der Straße hab' ich's gehört, als ich in mein Loch kriechen wollte. Es war ein Zufall, daß ich mich nicht in meiner Stube befand. Sie stehen an meinem Hause, sie stehen auf der Treppe, sie warten, bis ich zurückkomme. Du sollst mich verstecken, Geld will ich haben, über die Grenze will ich; hier ist meines Bleibens nicht mehr; du mußt mich fortschaffen."

„Fortschaffen?" wiederholte Veitel finster, „und wohin?"

„Dahin, wo mich die Polizei nicht einholt, über die Grenze, nach Amerika!"

„Und wenn ich nicht will," sprach Itzig feindselig und überlegend.

„Du wirst wollen, Einfaltspinsel. Bist du noch so grün, daß du nicht weißt, was ich thun werde, wenn du mir nicht aus der Klemme hilfst, du Taugenichts? Sie werden auf dem Criminalgericht Ohren haben für das, was ich von dir weiß."

„Ihr werdet so schlecht nicht sein und einen alten Freund verrathen," sagte Itzig in einem Tone, der sich vergebens bemühte gefühlvoll zu sein. „Seht die Sache ruhiger an, was ist zuletzt für Gefahr, wenn sie euch arretiren? Wer kann euch etwas beweisen? Sie müssen euch wieder loslassen. Ihr kennt das Gesetz ja ebenso gut, wie die vom Gericht."

„So?" schrie der Alte giftig, „meinst du, daß ich ins Loch kriechen werde um deinetwillen, um eines solchen Hanswurstes willen? daß ich bei Wasser und Brod sitzen werde, während du hier Gänsebraten ißt und den alten Esel von Hippus auslachst? Ich will nicht ins Loch, ich will fort, und bis ich fort kann, sollst du mich verstecken."

„Hier könnt ihr nicht bleiben," antwortete Veitel finster, „hier ist keine Sicherheit für euch und für mich; der Jakob wird euch verrathen, die Leute im Hause werden merken, daß ihr hier seid."

„Das ist deine Sorge, wo du mich unterbringst," rief der Alte, „aber von dir verlange ich, daß du mir heraushilfst oder —"

„Haltet euer Maul," sagte Veitel, „und hört mir zu: Wenn ich euch auch Geld geben will und dafür sorgen, daß ihr mit der Eisenbahn nach Hamburg und über das Wasser kommt, so kann ich es doch nicht machen gleich und nicht machen von mir aus. Ihr müßt bei Nacht ein paar Meilen bis zu einer kleinen Station der Eisenbahn geschafft werden; ich darf euch die Fuhre nicht miethen, das könnte euch verrathen, und wie ihr hier vor mir steht, seid ihr zu schwach zum Gehen. Ich muß euch mit einer Gelegenheit fortbringen,

von der ich erſt ſehen muß, ob ich ſie finde. Unterdeß muß ich euch an einen andern Ort ſchaffen, wo die Polizei nicht weiß, daß ich ſelbſt hinkomme, denn ich fürchte, ſie wird euch bei mir ſuchen. Wenn ihr nicht nach Hauſe kommt, ſo wird ſie euch ſuchen bei mir vielleicht ſchon heut Nacht. Ich will gehen und nachſehen, daß ich euch eine Fuhre verſchaffe und einen Ort, wo ihr euch verſtecken könnt. Unterdeß ſollt ihr bleiben in der hintern Stube, bis ich zurückkomme." Er öffnete die Thür, Herr Hippus ſchlüpfte wie eine geſcheuchte Fledermaus hinein. Veitel wollte die Thür hinter ihm ſchließen, aber das alte Geſchöpf klemmte ſeinen Leib zwiſchen die Thüre und ſchrie in voller Entrüſtung: „Ich will nicht im Finſtern bleiben wie eine Ratte, du wirſt mir Licht hier laſſen. Ich will Licht haben, du Satan!" ſchrie er laut.

„Man wird unten ſehen, daß Licht in der Stube iſt; das wird uns verrathen."

„Ich will nicht im Finſtern ſitzen!" ſchrie der Alte wieder.

Mit einem Fluch ergriff Veitel die Lampe und trug ſie in das zweite Zimmer. Dann ſchloß er die Thür und eilte auf die Straße.

Vorſichtig näherte er ſich dem Hauſe des Löbel Pinkus. Dort war Alles ruhig; von dem Hausflur ſah er durch das kleine Schiebefenſter in den Branntweinladen, wo Pinkus und einige Gäſte in der Sorgloſigkeit eines guten Bewußtſeins zuſammenſaßen. Er ſchlich die Treppe hinauf nach ſeiner frühern Stube, holte dort aus einem verſteckten Winkel einige verroſtete Schlüſſel, betrat vorſichtig den Schlafſaal und ſah mit Freude, daß dieſer nicht erleuchtet und leer war. Er eilte auf die Galerie. Dort blieb er einen Augenblick ſtehen und blickte auf die rollenden Nebelmaſſen und die dunkle Fluth. Der Augenblick war günſtig, es war hohe Zeit ihn zu benutzen, denn unregelmäßig ſtrich ein Luftzug über das Waſſer; ſchon war am Nachthimmel ein unruhiges Treiben ſichtbar, zerriſſen flogen die dunkeln Wogen über dem Strome dahin,

In kurzer Zeit mußte der Wind auch den Strom, die Umrisse der Häuser und die Laternen frei machen, welche an der Straßenecke wie rothe Punkte glänzten.

Itzig eilte an das Ende der Galerie und steckte einen Schlüssel in die Thür, welche den Eingang zur Wassertreppe verdeckte. Knarrend flog die Thür auf, er stieg bis an den Rand des Flusses hinab und untersuchte die Höhe der Fluth. Hohl gnrgelte das Wasser und staute sich an den letzten Stufen der Treppe. Der Fußsteig war überschwemmt, welcher längs den Häusern am seichten Rande des Strombettes fast das ganze Jahr sichtbar war. Aber nur wenige Schritte durfte man im Wasser gehen, um von dieser Treppe zu der Treppe des Nebenhauses zu gelangen. Veitel sah starr auf das Wasser und steckte seinen Fuß in die eiskalte Fluth, um zu fühlen, wie tief man zu steigen habe, um auf den Grund zu kommen. So besorgt war er für die Rettung des alten Mannes, daß er die Kälte an seinem Bein nicht beachtete; er empfand sie nicht einmal. Das Wasser reichte ihm bis an die Knie. Noch einen Blick warf er auf die Häuser in der Nähe. Alles war Finsterniß, Dampf, Grabesstille, nur das Wasser und der Wind murmelten klagend.

Unterdeß versuchte Hippus sich in der verschlossenen Stube häuslich einzurichten. Nachdem er den abgehenden Veitel durch gottlose Flüche und geballte Fäuste, die er ihm nachschleuderte, auf seinem Gange gesegnet hatte, wandte er seinen verstörten Geist auf Untersuchung des Zimmers. Er wankte zu einem niedrigen Schrank, drehte den Schlüssel und suchte nach einer Flüssigkeit, die ihm die sinkende Kraft und den trockenen Gaumen erfrischen könnte. Er fand eine Flasche mit Rum, goß ihren Inhalt in ein Bierglas und schlürfte ihn mit so großer Hast hinunter, als das scharfe Gift möglich machte. Ein kalter Schweiß trat dem Unglücklichen sogleich auf die Stirn, er zog die Reste eines Taschentuchs hervor, wischte sein Gesicht eifrig

ab und ging breitspurig mit trunkenen Schritten und mit schnell wachsendem Muth in der Stube auf und ab, indem er laut dazu phantasirte:

„Er ist ein Lump, ein schuftiger, feiger Hase, ein jämmerlicher Schacherer ist er; wenn ich ihm ein altes Taschentuch verkaufen will, er muß es kaufen, es ist seine Natur, er ist ein verächtliches Subject. Und mir will er trotzen, mich will er ins Gefängniß stecken, und er selbst will hier sitzen auf diesem Sopha und bei dieser Rumflasche, der Hundsfott!" Dabei ergriff er die leere Flasche und warf sie zornig gegen das Sopha, daß sie an dem Holz der Lehne zersprang. „Wer war er?" fuhr er in steigendem Zorne fort. „Ein schachernder Hanswurst. Durch mich ist er geworden, was er ist; ich habe ihn pfeifen gelehrt, den Gimpel. Wenn ich pfeife, muß er tanzen, er ist nur mein Lockvogel, ich bin der Vogelsteller. Dein Vogelsteller bin ich, du ruppiges Scheusal." Hier versuchte der Alte zu pfeifen: „Freut euch des Lebens," erhob die Beine und machte einen Versuch, lustig umher zu springen. Wieder strömte ihm der kalte Schweiß von der Stirne, er zog wieder den Lappen aus der Tasche, trocknete sich das Gesicht ab und steckte das Tuch halb bewußtlos wieder ein. — „Er wird nicht zurückkommen," rief er plötzlich; „er läßt mich hier sitzen, sie werden mich finden." Er rannte nach der Thür und rüttelte heftig daran. „Eingeschlossen hat mich der Schuft, ein Jude hat mich eingeschlossen," schrie er kläglich. „Ich muß verhungern, ich muß verdursten in diesem Gefängniß. Oh, oh! er hat schlecht an mir gehandelt, niederträchtig an seinem Wohlthäter, er ist ein undankbarer Bösewicht, ein Rabensohn ist er." Dabei fing er an zu schluchzen. „Ich habe ihn gepflegt, als er krank war, ich habe ihn Kunststücke gelehrt, ich habe ihn zu einem Manne gemacht, und so lohnt er seinem alten Freund." Der Advocat weinte laut und rang die Hände. Plötzlich blieb er vor dem Spiegel stehen, auf welchen der helle Glanz des Lichtes fiel, erschrocken starrte

er die Geſtalt an, welche ihm in dem Spiegel gegenüber ſtand. Immer zorniger wurde ſein Blick, immer grauſiger der Glanz ſeiner Augen, er ſah von dem Spiegelglas auf den Rahmen, ſchob ſich die verbogene Brille zurecht und bewegte ſuchend den Kopf am Rahmen entlang. Der Spiegel kam ihm bekannt vor. Hatte der Zufall ein Möbel aus ſeinem frühern glänzenden Leben in den geheimen Trödel des Pinkus und von da in Itzigs Wohnung geführt, oder täuſchte den Trunkenen nur eine Aehnlichkeit? aber die Erinnerung an ſein Schickſal erfüllte ihn mit Wuth. „Es iſt mein Spiegel," ſchrie er laut, „mein eigener Spiegel iſt es, den der Schurke in ſeiner Stube hat;" toll fuhr er durch das Zimmer, packte einen Stuhl in wahnwitziger Kraft und ſtieß ihn mit den Beinen gegen das Spiegelglas. Klirrend zerbrach die Platte in Scherben, aber immer und immer wieder ſtampfte der Betrunkene mit dem Stuhle gegen das Holz und ſchrie dabei wie raſend: „In meiner Stube hat er gehangen, der Schurke hat mir den Spiegel geſtohlen, er hat mein Glück geſtohlen, zur Hölle mit ihm!"

In dem Augenblick ſtürzte Veitel herein, ſchon auf dem Vorſaal hatte er wüſten Lärm gehört und fürchtete das Aergſte. Als der Advocat den Eintretenden ſah, fuhr er mit gehobenem Stuhle auf ihn zu und ſchrie: „Du haſt mich ins Elend gebracht, du ſollſt die Zeche bezahlen!" Dabei führte er einen Schlag nach Itzigs Haupt. Dieſer fing den Stuhl auf, warf ihn bei Seite und faßte den Alten mit überlegener Kraft. Hippus ſträubte ſich zwiſchen ſeinen Händen wie eine wilde Katze und rief alle Flüche, die er finden konnte, auf ſeinen Bändiger herab. Veitel drückte ihn mit Gewalt in eine Ecke des Sopha's und flüſterte, ihn feſthaltend: „Wenn ihr nicht ruhig ſeid, alter Mann, ſo iſt's um euch geſchehen." Der Alte ſah aus den Augen Itzigs, welche dicht vor den ſeinen ſtarrten, daß er von dem Empörten das Aergſte zu fürchten hatte, der Paroxysmus verließ ihn, er ſank kraftlos zuſammen

und wimmerte nur leise, am ganzen Körper schauernd: „Er will mich töten!“

„Das will ich nicht, ihr betrunkener Narr, wenn ihr ruhig seid; welcher Teufel treibt euch, mir meine Stube zu verwüsten?“

„Er will mich töten,“ ächzte Hippus, „weil ich meinen Spiegel wiedergefunden habe.“

„Ihr seid verrückt,“ rief Veitel, ihn schüttelnd, „nehmt eure Kraft zusammen, ihr dürft hier nicht bleiben, ihr müßt fort, ich habe ein Versteck für euch.“

„Ich gehe nicht mit dir,“ schrie der Alte, „du willst mich umbringen.“

Veitel that einen gräßlichen Fluch, packte den schäbigen Hut des Hippus, drückte ihm diesen auf den Kopf, faßte den Alten am Nacken und rief: „Ihr müßt mitkommen oder ihr seid verloren. Die Polizei wird euch hier suchen und wird euch finden, wenn ihr noch zögert. Fort, oder ihr zwingt mich, euch ein Leids zu thun.“

Die Kraft des Trunkenen war gebrochen, er wankte, Veitel faßte ihn unter dem Arme und zog den Widerstandslosen fort. Er zog ihn aus den Zimmern die Treppe hinunter, ängstlich spähend, ob ihnen Niemand begegne. Alles war still. Der Advocat gewann in der kalten Luft einen Theil seiner Besinnung wieder, und Veitel raunte ihm zu: „Seid still und folgt mir, ich werde euch fortschaffen.“

„Er wird mich fortschaffen,“ murmelte ihm der Advocat nach und lief an seiner Seite vorwärts. Als sie in die Nähe der Herberge kamen, ging Veitel vorsichtiger, zog seinen Gefährten in den finstern Hausflur und flüsterte: „Faßt meine Hand und steigt leise mit mir die Treppe hinauf.“ So kamen sie an das große Gastzimmer, sie fanden das Zimmer noch leer, wie es zuvor gewesen. Erleichtert sagte Veitel: „Nebenan im Hause ist ein Versteck, ihr müßt hinein.“

„Ich muß hinein,“ wiederholte der Alte.

„Folgt mir," rief Veitel und zog den Advocaten auf die Galerie und von da die bedeckte Treppe hinunter.

Der Alte wankte unsicher die Stufen hinab und klammerte sich fest an den Rock seines Führers, der ihn halb hinunter trug. So kamen sie Stufe für Stufe bis hinunter zu der letzten, über welche die Strömung dahinrauschte. Veitel ging voraus und trat rücksichtslos bis an die Knie ins Wasser, bemüht, den Alten nachzuziehen.

Der alte Mann fühlte das Wasser an seinem Stiefel, er stand still und schrie laut: „Wasser!"

„Still," flüsterte Veitel zornig, „sprecht kein Wort!"

„Wasser!" schrie der Alte; „Hilfe! er will mich umbringen."

Veitel packte den Schreienden und hielt ihm den Mund zu, aber der Todesschreck hatte noch einmal das Leben des Advocaten aufgestört, er hob die Füße auf die nächste Stufe zurück, klammerte sich, so gut er konnte, an die Seitenbreter und schrie wieder: „Zu Hilfe!"

„Verrückter Schuft!" knirschte Veitel, durch den hartnäckigen Widerstand in Wuth gesetzt, drückte ihm mit einem Schlage den alten Hut bis tief über das Gesicht, faßte ihn mit voller Kraft am Halstuch und schleuderte ihn hinunter in das Wasser. Die Fluth spritzte auf, das Geräusch eines fallenden Körpers und ein dumpfes Gurgeln wurde gehört; dann war Alles still.

Unter den bleigrauen Nebeln, welche mit langen Schleppen längs dem Wasser hinzogen, wurde noch einmal eine dunkle Masse sichtbar, welche mit dem Strome fortzog. Bald war sie verschwunden. Die Gespenster des Nebels bedeckten sie, die Strömung zog darüber hin. Das Wasser brach sich klagend an den Holzpfählen und Treppenstufen, und oben heulte der Nachtwind sein eintöniges Lied.

Der Thäter stand einige Augenblicke regungslos in der Finsterniß, an das Holzwerk gelehnt. Dann stieg er langsam

hinauf. Im Aufſteigen fühlte er an das Tuch ſeiner Kleider, um ſich zu überzeugen, wie weit er durchnäßt war. Er dachte daran, daß er ſie am Ofenfeuer trocknen müſſe, noch heut Nacht; er ſah das Ofenfeuer in ſeinem Zimmer brennen und ſich im Schlafrock davor ſitzen, wie er ſo gern that, wenn er über ſeine Geſchäfte nachdachte. Wenn er jemals in ſeinem Leben das Gefühl behaglicher Ruhe genoſſen hatte, ſo war es in ſolchen Stunden geweſen, wo er müde von den Gängen und Sorgen des Tags das Holz in den Ofen ſteckte und davor ſaß, bis ihm die müden Augen zufielen. Er fühlte deutlich, wie müde er auch jetzt ſei und wie wohl es ihm thun würde, am warmen Feuer einzuſchlafen. In dieſem dämmrigen Träumen blieb er wieder einige Augenblicke ſtehen, wie Einer, der einſchlafen will, und fühlte dabei einen dumpfen Druck irgendwo in ſeinem Innern, einen Schmerz, der ihm ſchwer machte, Athem zu holen, und ſeine Bruſt wie mit eiſernen Bändern zuſammenzog. Da dachte er an den Ballen, den er jetzt in das Waſſer geworfen hatte, er ſah ihn eintauchen in die Fluth, er hörte das Rauſchen des Waſſers und erinnerte ſich daran, daß der Hut, den er dem Manne über das Geſicht gezogen, noch zuletzt über dem Waſſer zu ſehen geweſen war, als ein rundes wunderliches Ding. Er ſah den Hut deutlich vor ſich, abgegriffen, die Krämpe halb abgeriſſen und oben auf dem Deckel zwei alte Oelflecke. Es war ein ſehr ſchäbiger Hut geweſen. Als er daran dachte, merkte er, daß er jetzt lächeln könnte, wenn er wollte. Er lachte aber nicht. Während ſeine Seele ſo in halber Erſtarrung um die Stelle herumflatterte, die ihn in ſeinem Innern ſchmerzte, war er heraufgeſtiegen. Als er die Treppenthür herumlegte, ſah er noch einmal in die ſchwarze Röhre, in welche vor wenig Augenblicken Zwei hinuntergeſtiegen waren, während jetzt nur Einer zurückkehrte. Er ſah auf den grauen Schimmer des Waſſers, und wieder fühlte er einen dumpfen Druck. Eilig huſchte er durch das große Zimmer die Treppe

hinunter, im Hausflur ſtieß er auf einen der fremden Gäſte, welche in der Caravanſerei wohnten; Beide eilten ſchnell, ohne ein Wort zu ſprechen, an einander vorüber.

Dieſe Begegnung brachte die Gedanken des Heimkehrenden in andere Richtung: War er ſicher? Noch immer lag der Nebel dick auf den Straßen, Niemand hatte ihn mit dem Advocaten hereingehen ſehen, Niemand hatte ihn beim Herausgehen erkannt. Und wenn man den alten Mann im Waſſer fand, dann fing die Unterſuchung an. War er dann noch ſicher?

Alles das dachte der Mörder ſo gleichgültig, als läſe er die Gedanken aus einem Buche ab. Dazwiſchen kam ihm wieder die Idee, ob er ſeine Cigarrentaſche bei ſich habe und warum er keine Cigarre rauche. Er grübelte darüber längere Zeit und kam endlich in ſeiner Wohnung an. Er ſchloß auf; als er das letzte Mal aufgeſchloſſen hatte, war in der zweiten Stube ein wüſter Lärm geweſen. Er blieb ſtehen und horchte, ob derſelbe Lärm nicht wieder zu hören ſei. Er wollte ihn durchaus hören. Vor wenig Augenblicken war er geweſen. O was hätte er darum gegeben, wenn die letzten Augenblicke nicht geweſen wären! Wieder fühlte er den dumpfen Schmerz, aber ſtärker, immer ſtärker. Er trat in die Zimmer, die Lampe brannte noch, die Scherben der Rumflaſche lagen noch um das Sopha, das Queckſilber des Spiegels glänzte auf dem Boden wie ſilberne Thaler. Beitel ſetzte ſich erſchöpft auf einen Stuhl und ſah ſtarr auf die glänzenden Trümmer ſeines Spiegels. Dabei fiel ihm ein, daß oft ſeine Mutter eine Kindergeſchichte erzählt hatte, in welcher ſilberne Thaler auf die Dielen eines armen Mannes fallen. Er ſah die alte Judenfrau am Herde ſitzen und ſich als kleinen Jungen daneben. Er ſah ſich ſelbſt neugierig auf die ſchwarze Erde blicken und erwarten, ob die weißen Thaler nicht auch vor ihm niederfallen würden. Jetzt wußte er, bei ihm in der Stube ſah es gerade ſo aus, als hätte es ſilberne Thaler

geregnet. Er fühlte wieder etwas von dem unruhigen Entzücken, das er als kleiner Veitel bei dieſer Erzählung der Mutter gehabt hatte, und mitten in dieſer Erinnerung kam plötzlich wieder der dumpfe Druck, den er in ſeinem Innern merkte, er wußte nicht wo. Schwerfällig ſtand er auf, kauerte auf dem Boden und ſuchte die Glasſplitter zuſammen. Die Splitter trug er in die Ecke eines Schranks, den Rahmen des Spiegels löſte er von der Wand ab und ſtellte ihn verkehrt in eine Ecke. Dann nahm er die Lampe und das Glas, welches er mit Trinkwaſſer für die Nacht zu füllen pflegte, aber als er das Glas faßte, überlief ihn ein Fieberſchauer und er ſetzte es wieder hin. Der, welcher nicht mehr war, hatte aus dem Glaſe getrunken. Er trug die Lampe zu ſeinem Bett und zog ſich aus. Die Beinkleider verſteckte er in den Schrank und holte ſich ein Paar andere herzu, deren Fußenden er an ſeinen Stiefeln rieb, bis ſie ſchmutzig wurden. Darauf löſchte er die Lampe aus, und als das Docht noch einmal aufflackerte, bevor es verlöſchte, da fiel ihm ein, zufällig als etwas Gleichgültiges, daß die Leute die Flamme des Lichts mit dem Leben eines Menſchen verglichen. Er hatte eine Flamme ausgedreht. Und wieder fühlte er den Schmerz in ſeiner Bruſt, aber undeutlich, ſeine Kraft war erſchöpft, ſeine Nerven abgeſpannt, er ſchlief ein. Der Mörder ſchlief.

Aber wenn er erwacht! Dann wird die Schlauheit verloren ſein, mit der ſein verſtörter Geiſt wie im Wahnwitz umhergriff nach allen kleinen Bildern und Gedanken, die er in der Finſterniß auffinden konnte, um den einen Gedanken zu vermeiden, das eine Gefühl, welches von jetzt ab immer in ihm drückt und preßt. Wenn er aufwacht! Dann wird er ſchon im Halbſchlafe fühlen, wie die Ruhe abzieht, und die Angſt, der Jammer wieder einziehen in ſeine Seele, er wird noch im Traume fühlen, wie ſüß die Bewußtloſigkeit iſt, und wie furchtbar das Denken, er wird ſich ſträuben gegen das Erwachen, aber in ſeinem Sträuben wird ihm der Schmerz

immer ſtärker kommen, immer nagender. Bis er in Verzweiflung die Augen aufreißt und hineinſtarrt in die gräßliche Gegenwart, in eine gräßliche Zukunft.

Und wieder wird ſein Geiſt anfangen, die Spukgeſtalt mit feinen Fäden zu überziehen, und alle möglichen Gründe wird er zuſammentragen, ſich das Ungeheure unkenntlich zu machen; er wird daran denken, wie alt der Tote war, wie ſchlecht, wie elend; er wird ſich vorzuſtellen ſuchen, daß es nur ein Zufall war, der den Tod herbeiführte, ein Schwung ſeiner Arme, den plötzliche Wuth verurſacht; welch unglücklicher Zufall es war, daß der Alte mit ſeinen Füßen nicht feſten Grund gefunden! Dann wird ihm plötzlich einfallen, ob er auch ſicher ſei, und eine heiße Fieberangſt wird ſein bleiches Geſicht roth färben, der Tritt des Dieners auf der Treppe wird ihm Entſetzen einjagen, das Klirren einer Eiſenſtange im Hofe wird er für das Getöſe der Waffen halten, welche das Geſetz gegen ihn ausſchickt. Und wieder wird ſein Geiſt arbeiten, während er verſtört im Zimmer auf und ab rennt, er wird jeden Schritt, den er geſtern that, jede Bewegung der Hand und jedes Wort, das er geſprochen, noch einmal durchleben, und wird bei jedem Einzelnen, das geſchehen iſt, zu beweiſen ſuchen, daß es unmöglich entdeckt werden kann. Niemand hat ihn geſehen, Niemand gehört, der traurige alte Mann, halb verrückt, wie er war, hat ſich ſelbſt den Hut über die Augen gezogen und hat ſich ſelbſt erſäuft.

So wird er auch von dieſer Seite um die Geſtalt des alten Mannes ſeine Fäden ziehen. Und immer fühlt er die furchtbare Laſt, bis er endlich erſchöpft von dem innern Kampfe ſich hinausſtürzt aus ſeiner Wohnung, in ſeine Geſchäfte, unter die Menſchen, voll Sehnſucht etwas zu finden, was ihn vergeſſen macht. Wer ihn auf der Straße anſieht, der wird ihn quälen; wenn er einen Beamten der Polizei erblickt, muß er ſchnell in ein Haus treten, um ſeinen Schreck vor den ſpähenden Augen zu verbergen. Wo er Menſchen findet, die

er kennt, wird er ſich in den dickſten Haufen drängen, er wird überall den Kopf hinhalten, an Allem Theil nehmen, er wird mehr ſprechen und lachen als ſonſt, aber ſeine Augen werden unruhig umherirren, und ſeine Seele wird in beſtändiger Furcht ſein, etwas zu hören von dem Getöteten, und wie die Leute über den plötzlichen Tod deſſelben denken. Er täuſcht ſeine Bekannten, ſie werden ihn vielleicht für beſonders aufgeweckt halten, und zuweilen ſagt Einer: „Der Itzig iſt guter Dinge, er hat große Geſchäfte gemacht.“ Er wird ſich an manchen Arm hängen, den er ſonſt nicht berührt, und wird den Leuten luſtige Geſchichten erzählen und ſie nach Hauſe begleiten, weil er weiß, daß er nicht allein ſein kann. Er wird in die Kaffehäuſer eilen und in die Bierſtuben, um Bekannte aufzuſuchen, und er wird ſich zu ihnen ſetzen und wird trinken und aufgeregt werden wie ſie, weil er weiß, daß er nicht allein ſein darf.

Und wenn er am Abend ſpät nach Hauſe kommt, ermüdet bis zum Umſinken, erſchlafft und abgearbeitet von dem furchtbaren Kampfe, dann fühlt er ſich leichter, er hat durchgeſetzt, das, was in ihm iſt, undeutlich zu machen, und er findet ein trübes Behagen an der Mattigkeit und der Bewußtloſigkeit, und erwartet den Schlaf, als das einzige Glück, was er auf Erden noch hat. Und wieder wird er einſchlafen, und wenn er am nächſten Morgen erwacht, werden alle Spinnweben zerriſſen ſein, und von Neuem wird die furchtbare Arbeit beginnen. So ſoll es gehen einen Tag, viele Tage, immer, ſo lange er lebt. Nicht mehr lebt er, wie andere Menſchen, ſein Daſein iſt fortan ein Kampf, ein gräßlicher Kampf gegen einen Leichnam, ein Kampf, den Niemand ſieht und der doch allein ſeinen Geiſt beſchäftigt. Was er thut in ſeinem Geſchäft, in Geſellſchaft mit Lebenden, iſt nur ein Schein, eine Lüge. Wenn er lacht und wenn er Anderen die Hand ſchüttelt, und wenn er auf Pfänder leiht und Fünfzig vom Hundert nimmt, Alles iſt nur eine Täuſchung für Andere. Er weiß,

daß er ausgeſchieden iſt aus der Geſellſchaft der Menſchen, daß Alles leer und verächtlich iſt, was er angreift; nur Eines iſt es, was ihn beſchäftigt, wogegen er arbeitet, weshalb er trinkt und ſchwatzt und ſich unter Menſchen umhertreibt, und das Eine iſt der Leichnam des alten Mannes im Waſſer.

5.

Außer dem Gips auf Antons Schreibtiſch feierten noch andere lebende Weſen des Hauſes einen ſtillen Triumph. Wer dieſes Haus und die Menſchen darin ſo von Grund aus kannte, wie zum Beiſpiel die Tante, der durchſchaute die Täuſchungen, welche gewiſſe Leute ſich ſelbſt und Andern vorſpiegelten. Es war möglich, daß Fremde über Vieles den Kopf ſchüttelten, was jetzt in der Familie vorging: die Tante that das ebenſo wenig, als die übrigen guten Hausgeiſter. Daß Anton ſtill, wortkarg, mit bleichen Wangen im Comtoir ſaß und außer am Mittag niemals in der Familie erſchien, daß Sabine jetzt in Gegenwart ihres Bruders eine Neigung zum Erröthen zeigte, die ſie früher nicht gehabt hatte, daß ſie ſtundenlang, ohne ein Wort zu ſprechen, bei ihrer Arbeit ſaß und darnach auf einmal durch das Haus fuhr, übermüthig wie ein kleines Kätzchen, welches mit einem Zwirnknaul ſpielt, und daß endlich der Hausherr ſelbſt immer auf Anton hinſah, mochte dieſer ſprechen oder ſchweigen, und dabei von Tag zu Tag heiterer wurde, ſo daß er gar nicht aufhörte, die Tante zu necken, das alles ſchien allerdings ſehr ſeltſam; aber wer ſeit vielen Jahren genau wußte, was dieſe Menſchen am liebſten aßen, und was man ihnen alle Monate nur einmal auf den Tiſch ſetzen durfte, ja wer ihre Strümpfe geſtrickt hatte und ihre Halskragen eigenhändig ſtärkte, wie die Tante bei mehren von dieſen Dreien that, der ſollte doch wohl hinter ihre Schleichwege kommen. Natürlich kam die Tante dahinter.

Die gute Tante ſchrieb ſich allein das Verdienſt zu, daß Anton zurückgekehrt war. Sie hatte dem Comtoir den Herrn zurückgeben wollen, der ihr ſelbſt am liebſten war, weiter hinaus hatte ſie nicht gedacht, wenigſtens hätte ſie das in den erſten Tagen nach Antons Rückkehr Jedem abgeleugnet. Denn trotz dem roſafarbenen Futter der Ueberzüge wußte ſie auch, daß das Haus, zu dem ſie gehörte, ein ſtolzes Haus war, welches ſeinen abſonderlichen Willen hatte und ſehr zart behandelt ſein wollte. Und als ſie erfuhr, daß der niedergeſchlagene Anton nur als Gaſt bei ihnen bleiben ſollte, da wurde ſelbſt ſie auf einige Wochen recht zweifelhaft. Bald aber erhielt ſie das ſtille Uebergewicht über den Kaufmann und ihre Nichte zurück, denn ſie machte Entdeckungen.

Der zweite Stock des Vorderhauſes war ſeit vielen Jahren unbewohnt. Der Kaufmann hatte zur Zeit ſeiner Eltern mit ſeiner jungen Frau dort oben gelebt. Als er kurz hinter einander die Eltern, ſeine Frau und den kleinen Sohn verloren, war er heruntergezogen, und ſeit der Zeit hatte ſein Fuß den obern Stock nur ſelten betreten. Graue Jalouſien hingen das ganze Jahr vor den Fenſtern, Möbel und Bilder waren grau überhangen. Ein verzaubertes Schloß Dornröschens war der ganze Stock, und unwillkürlich wurde der Tritt der Frauen leiſer, wenn ſie über den Flur des ſchlummernden Reiches gehen mußten.

Jetzt kam die Tante vom Boden herab. Aus dem endloſen Kriege mit Pix hatte ſie nur noch einen kleinen Raum für das Trocknen der Wäſche gerettet. Sie dachte eben daran, daß die bürgerliche Stellung den Menſchen doch ſehr verändert, denn Balbus, der Nachfolger von Pix, auf deſſen beſcheidenes Weſen ſie große Hoffnungen geſetzt hatte, erwies ſich in ſeinem neuen Amte ebenſo geneigt zu Uebergriffen als ſein Vorgänger. Wieder fand ſie einen Haufen Cigarrenkiſten außerhalb der drei Kammern aufgeſtellt, welche Pix gewaltthätig in ihr Gebiet hineingebaut hatte, und eben war ſie im Be-

griff, Herrn Balbus deshalb eine Kriegserklärung zu machen. Da sah sie mit Schrecken eine Zimmerthür des zweiten Stocks weit geöffnet. Sie dachte einen Augenblick an Diebe und wollte gerade Hilfe schreien, als ihr der verständige Gedanke kam, die auffallende Erscheinung vorher zu untersuchen. Sie schlich sich leise in die verhangenen Zimmer. Aber sie kam in Gefahr, aus Verwunderung zu versteinern, als sie ihren Neffen selbst ganz allein in der Wohnung sah. Er, der seit dem Tode seiner Frau so ungern in diesen Räumen gewesen war, stand jetzt in dem Zimmer, in welchem die Verstorbene gewohnt hatte. Mit gefalteten Händen, in tiefen Gedanken, stand der Mann da und sah auf ein Bild, welches seine Frau als Braut darstellte, im weißen Atlaskleide, den Myrtenkranz in dem Haar. Die Tante konnte sich nicht enthalten, mitfühlend zu seufzen. Ueberrascht wandte sich der Kaufmann um. „Ich will das Bild in meine Stube herunternehmen," sagte er weich.

„Aber du hast ja das andere Bild von Marie darin, und dieses hat dich immer verstimmt," rief die Tante.

„Die Jahre machen ruhiger," erwiederte der Kaufmann, „und hierher wird doch mit der Zeit ein anderes kommen."

Die Augen der Tante glänzten wie Leuchtkugeln, als sie frug: „Ein anderes?"

„Es war nur so ein Gedanke," sagte der Kaufmann ausweichend und schritt mit musterndem Blick durch die Reihe der Zimmer. Stolz und mit innerem Achselzucken ging die Tante hinter ihm her. Diese Leute mochten sich verstellen, so viel sie wollten, es half ihnen nichts mehr.

Und der vorsichtigen Sabine ging es nicht besser.

Anton hatte am Mittag schweigsam neben der Tante gesessen. Als er seinen Stuhl rückte und sich erhob, sah die Tante, daß Sabinens Auge mit leidenschaftlicher Sorge auf seinem bleichen Gesicht ruhte und sich mit Thränen füllte. Nachdem er das Zimmer verlassen, stand auch Sabine auf

und trat an das Fenster, welches in den Hof führte. Die Tante zog sich in ihre Nähe und spähte hinter der Gardine durch. Sabine blickte mit großer Spannung in den Hof, plötzlich lächelte sie und sah ganz verklärt aus. Behutsam schlich die Tante näher und sah ebenfalls in den Hof hinab. Dort war aber gar nichts zu schauen, als Anton, der ihnen den Rücken zukehrte und den Pluto liebkoste. Er gab dem Hund einige Semmelbrocken, und Pluto bellte um ihn herum und sprang lustig nach seinem Rock.

„Oho," dachte die Tante, „der Pluto ist's nicht, über den sie in einem Athem weint und lacht."

Und kurz darauf, als einmal der Neffe die Thür des Damenzimmers öffnete, sah die Tante im Vorsaal einen Mann mit einem großen Packet stehen. Ihr scharfer Blick erkannte den Ausläufer der großen Schnittwaarenhandlung. Der Kaufmann rief seine Schwester in die Nebenstube, die Tante horchte. Zuerst sprach der Neffe, dann Sabine, aber ganz leise, dann hörte die Tante ein Gemurmel, welches große Aehnlichkeit mit unterdrücktem Schluchzen hatte. „Was dieses Mädchen weinerlich wird," dachte sie verwundert. Sie war gerade im Begriff, in das Zimmer einzudringen, als die Geschwister ihr entgegentraten. Sabine hing im Arm des Bruders, ihre Wangen und ihre Augen waren stark geröthet, und doch sah sie glücklich und sehr verschämt aus. Als die Tante nach einer längeren Pause, wie sie der Anstand nöthig machte, in das Nebenzimmer ging, um etwas zu suchen, fand sie das große Packet auf einem Stuhl liegen. Sie stieß zufällig mit der Hand daran, und da das Papier nicht zugebunden war, ging es natürlich auseinander, und sie erblickte prachtvolle Möbelstoffe, und unten noch eine andere Erfindung, die so heftig auf ihre Nerven wirkte, daß auch sie sich hinsetzen und auf der Stelle einige Thränen vergießen mußte. Es war die weiße Robe vom schwersten Stoff, welche das Weib nur einmal in seinem Leben, an einem

feierlichen Tage voll Andacht und frohen Schauers zu tragen pflegt.

Fortan behandelte die Tante ihre Umgebung mit der Sicherheit einer Hausfrau, welche Andern verzeiht, wenn sie sich eine Weile närrisch geberden, weil sie recht gut weiß, daß das letzte Ende von solchem künstlichen Wesen eine starke Bewegung in ihrem eigenen Gebiete sein wird, heftige Arbeit in der Küche, ein langer Speisezettel, großartiges Schlachten von Geflügel und ein vernichtender Angriff auf alle Gefäße mit eingemachten Früchten. Auch sie wurde geheimnißvoll. Alle Tönnchen und Töpfe mit Confitüren wurden plötzlich einer außerordentlichen Durchsicht unterworfen, und bei der Mittagstafel erschienen zuweilen ausgezeichnete Versuche von neuen Speisen. Die Tante kam an solchen Tagen mit gerötheten Wangen aus der Küche und war sehr empfindlich, wenn nicht Jedermann das neue Gericht vortrefflich fand, obgleich sie nie verfehlte hinzuzusetzen: „Es ist nur ein vorläufiger Versuch der Köchin.“ Und dabei sah sie ihren Neffen und Sabine mit einem schlauen Ausdruck von Ueberlegenheit an, welcher deutlich sagte: „Ich habe Alles errathen,“ so daß der Kaufmann die Brauen zusammenziehen und der Tante einen strengen Blick zuwerfen mußte.

Aber der Kaufmann selbst sah in der Regel nicht strenge aus. Sabine und Anton wurden mit jedem Tage stiller und verschlossener, er wurde zusehends heiterer. Er war jetzt gesprächiger als seit Jahren und wurde nicht müde, bei Tische Anton in die Unterhaltung zu ziehen. Er zwang ihn zu erzählen, und hörte mit Spannung auf jedes Wort, das von Antons Lippen kam. In den ersten Wochen sah er oft prüfend auf Antons Pult, nach kurzer Zeit that er auch im Geschäft, als wäre sein Verhältniß zu Anton noch das alte. Mit munterm Schritt ging er durch die vordern Comtoire. Noch war im Geschäft viel Flauheit, ihn kümmerte das wenig. Wenn Herr Braun, der Agent, sein belastetes Herz

ausschüttete, lachte er dazu und ließ einen kurzen Scherz fallen.

Anton gewahrte diese Veränderung nicht. Wenn er im Comtoir arbeitete, saß er einsilbig Herrn Baumann gegenüber und mühte sich, an nichts zu denken als an die Briefe. Die Abende brachte er häufig allein auf seinem Zimmer zu, dann senkte er sein Haupt in die Bücher, welche Fink ihm vermacht hatte, und versuchte seinen finstern Gedanken zu entrinnen.

Er fand die Handlung nicht so wieder, wie er sie verlassen. Durch viele Jahre war hier Alles fest gewesen, jetzt war das Geschäft in unruhiger, schwankender Bewegung. Viele von den alten Verbindungen des Hauses waren abgeschnitten, mehre neue waren angeknüpft. Er fand neue Agenten, neue Kunden, mehre neue Artikel und neue Arbeiter.

Auch im Hinterhause war es still geworden. Außer den Würdenträgern des zweiten Comtoirs, Herrn Liebold und Herrn Purzel, welche niemals aufregende Elemente der bürgerlichen Gesellschaft gewesen waren, traf er von seinen nähern Bekannten nur noch den treuen Baumann und Specht; und auch diese dachten daran, das Geschäft zu verlassen. Baumann hatte gleich nach Antons Rückkehr dem Prinzipal gestanden, daß er zum nächsten Frühjahr fort müsse, und auch Antons ernstliche Vorstellungen prallten diesmal an dem festen Entschlusse des Missionärs ab. „Ich kann den Termin nicht verlängern," sagte er; „mein ganzes Gewissen schreit dagegen. Ich gehe von hier auf ein Jahr nach London in die Missionsanstalt, und von dort, wohin man mich schickt. Ich gestehe, daß ich eine Vorliebe für Afrika habe. Es sind dort einige Könige," — er nannte schwer auszusprechende Namen — „die ich nicht für ganz schlecht halte. Dort muß mit der Bekehrung etwas zu machen sein. Noch ist bei ihnen eine elende Wirthschaft. Den heidnischen Sklavenhandel hoffe ich ihnen abzugewöhnen. Sie können ihre Leute zu Hause brauchen, um

Zuckerrohr zu pflanzen und Reis zu bauen. In ein paar Jahren schicke ich Ihnen über London die ersten Proben von unserm Plantagenbau."

Und auch Herr Specht kam zu Anton. „Sie haben mir immer gute Freundschaft gezeigt, Wohlfart. Ich möchte Ihre Meinung wissen. Ich soll heiraten, ein ausgezeichnetes Mädchen, sie heißt Fanny und ist eine Nichte von C. Pix."

„Ei," sagte Anton, „und lieben Sie die junge Dame?"

„Ja, ich liebe sie," rief Specht begeistert. „Aber ich soll auch in das Geschäft von Pix treten, wenn ich sie heirate, und deshalb wollte ich Sie fragen. Meine Geliebte hat etwas Vermögen und Pix meint, das würde am besten in seinem Geschäft angelegt. Nun wissen Sie, Pix ist im Grunde ein guter Kerl, aber ein anderer Compagnon wäre mir doch lieber."

„Ich dächte nicht, mein alter Specht," sagte Anton. „Sie sind ein wenig zu eifrig, und es wird immer gut für Sie sein, einen sichern Compagnon zu haben. Pix wird Sie zwingen, seinen Willen zu thun, und das wird kein Schade sein, denn Sie werden sich gut dabei stehen."

„Ja," sagte Specht, „aber denken Sie, das Geschäft, welches er gewählt hat. Kein Mensch hätte für möglich gehalten, daß unser Pix sich zu so etwas entschließen könnte."

„Was hat er denn alles?" frug Anton.

„Vieles durcheinander," rief Specht, „was er vorher niemals angesehen hätte; außer Fellen und Häuten jede Art von Pelzwerk, vom Zobel bis zum Maulwurf, und außerdem Filz und dergleichen, ganz nach seiner Natur, Alles, was haarig und borstig ist. — Es sind gemeine Artikel darunter, Wohlfart."

„Seien Sie kein Kind," versetzte Anton, „heiraten Sie, mein guter Junge, und begeben Sie sich unter die Vormundschaft des Schwagers, es wird Ihr Schade nicht sein."

Den Tag darauf trat Pix selbst in Antons Zimmer. „Ich habe Ihre Karte gefunden, Wohlfart, und komme Sie

auf Sonntag zum Kaffe einzuladen. Cuba und eine Manila. Sie ſollen meine Frau kennen lernen.“

„Und Sie wollen Specht zum Compagnon nehmen?“ frug Anton lächelnd. „Immer hatten Sie einen großen Widerwillen ſich zu aſſociiren.“

„Ich thät's auch mit keinem Andern als mit ihm. Im Vertrauen geſagt, ich bin in einer Schuld gegen den armen Kerl, und ich kann für mein Geſchäft die zehntauſend brauchen, die er ſich erheiratet. Ich habe ein Detailgeſchäft mit übernommen, verdammte Kürſchnerwaaren, da ſtecke ich ihn hinein. Das wird ihm Spaß machen. Er kann alle Tage gegen die Weiber artig ſein, die in den Laden kommen, und alle Jahre einen neuen Pelz um ſich hängen. Er wird dort brauchbarer ſein, als hier im Comtoir.“

„Wie kommt's, daß Sie gerade dies Geſchäft gewählt haben?“ frug Anton.

„Ich mußte,“ antwortete Pix, „ich fand noch ein großes Waarenlager von meinem Vorgänger vor; in traurigem Zuſtande, das verſichere ich Ihnen; und ich ſah mich auf einmal in Geſellſchaft von Leuten, welche Haſenfelle und Schweinsborſten für preiswürdig hielten.“

„Das allein hat Sie doch nicht beſtimmt,“ erwiederte Anton lachend.

„Vielleicht war's noch etwas Anderes,“ ſagte Pix. „Hier am Orte mußte ich bleiben, wegen meiner Frau, und Sie werden einſehen, Anton, daß ich, der ich in dieſem Hauſe Disponent des Provinzialgeſchäfts geweſen bin, mich nicht am hieſigen Platz in derſelben Branche aufthun konnte. Ich kenne das ganze Provinzialgeſchäft beſſer, wie der Prinzipal, und alle kleinen Kunden kennen mich beſſer als den Prinzipal. Ich hätte dieſem Geſchäft geſchadet, obgleich meine Mittel kleiner ſind; ich hätte leicht gute Geſchäfte machen können, aber dies Haus hätte den Schaden gehabt. So mußte ich etwas Anderes ergreifen. Ich ging deshalb zu Schröter, ſobald

ich mich entſchloſſen hatte, und beſprach das mit ihm. Ich werde mit euch nur in Einem concurriren, und das ſind Pferdehaare, und darin werde ich euch totmachen. Ich habe das auch dem Prinzipal geſagt."

„Das wird die Handlung ertragen," ſagte Anton und ſchüttelte dem Borſtenhändler Pix die Hand.

Aber nicht im Comtoir allein, auch unter den Arbeitern an der großen Wage war eine Veränderung eingetreten. Vater Sturm, der treue Freund des Hauſes, drohte die Handlung und dieſe kleine Erde zu verlaſſen.

Eine der erſten Fragen Antons nach ſeiner Rückkehr war Vater Sturm geweſen. Sturm war ſeit einigen Wochen unpaß und verließ das Zimmer nicht. Voll Beſorgniß eilte Anton am zweiten Abend nach ſeiner Ankunft zu der Wohnung des großen Mannes.

Schon auf der Straße hörte er ein merkwürdig tiefes Geſumm, als wenn ein Schwarm Rieſenbienen ſich in dem roſafarbenen Haus häuslich niedergelaſſen hätte. Als er in den Flur trat, klang das Summen wie das ferne Gemurr einer Löwenfamilie. Verwundert klopfte er an, Niemand antwortete. Als er die Thür geöffnet hatte, mußte er auf der Schwelle anhalten, denn im erſten Augenblick ſah er in dem Zimmer nichts als einen grauen undurchdringlichen Rauch, in welchem ein gelber Lichtpunkt mit bleichem Dunſtkreis ſchwebte. Allmählich unterſchied er in dem Rauch einige dunkle Globuſſe, welche um das Licht herum wie Planeten aufgeſtellt waren, zuweilen bewegte ſich, was ein Männerarm ſein konnte, aber einem Elephantenbein ſehr ähnlich war. Endlich brachte die Zugluft der offnen Thüre den Dampf in Bewegung, und ihm gelang, durch die Wolken einzelne Blicke in die Tiefen der Stube zu thun. Nie war eine Menſchenwohnung einer Tabagie von Cyklopen ähnlicher. An dem Tiſch ſaßen ſechs rieſige Männer, drei auf der Bank, drei auf Eichenſtühlen,

alle hatten Cigarren im Mund, und auf dem Tisch hölzerne Bierkrüge; das dröhnende Brummen war ihre Sprache, die so klang, weil sie leise sprachen, wie sich für eine Krankenstube schickte.

„Ich rieche etwas," rief endlich eine mächtige Stimme, „ein Mensch muß hier sein, es kommt eine kühle Luft, die Thür steht offen. Wer hier ist, der melde sich!"

„Herr Sturm!" rief Anton von der Schwelle.

Die Globusse geriethen in rotirende Bewegung und verfinsterten das Licht.

„Hört ihr's," rief die Stimme wieder, „ein Mensch ist gekommen."

„Ja," erwiederte Anton, „und ein alter Freund dazu."

„Diese Stimme kenne ich!" rief es hastig hinter dem Tisch hervor.

Anton trat näher an das Licht, die Auflader erhoben sich und riefen laut seinen Namen. Vater Sturm fuhr auf seiner Bank bis auf die äußerste Ecke und hielt Anton beide Hände entgegen. „Daß Sie hier sind, wußte ich schon durch meine Kameraden. Daß Sie gesund zurückgekommen aus diesem Lande, von diesen Sensenmännern und von diesen Schreihälsen, welche ihre Tonne mit Sauerkraut in der Stube stehen haben, dieses ist mir eine angenehme Freude." Antons Hand ging zuerst in die Hände des alten Sturm über, der sie kräftig drückte und dann wieder zurecht streichelte, und dann in die Hände der fünf andern Männer, und kam wieder heraus, geröthet, aufgelaufen, im Gelenk erschüttert, so daß Anton sie sogleich in die Rocktasche steckte. Während die Auflader einer nach dem andern ihre Begrüßungen mit Anton austauschten, frug Sturm plötzlich dazwischen: „Wann kommt mein Karl?"

„Haben Sie ihm denn geschrieben, daß er kommen soll?" frug Anton.

„Geschrieben?" wiederholte Sturm kopfschüttelnd, „nein,

dies habe ich nicht gethan, von wegen seiner Stellung als Amtmann darf ich es nicht thun. Denn wenn ich ihm schreibe: Komm, so würde er kommen, und wenn eine Million Sensenmänner zwischen ihm und uns aufmarschirt wäre, aber er könnte dort nöthig sein bei den Herrschaften. Und deswegen, wenn er nicht von selber kommt, soll er nicht kommen."

„Er kommt zum Frühjahr," sagte Anton und sah prüfend auf den Vater.

Der Alte schüttelte wieder den Kopf: „Zum Frühjahr wird er nicht kommen, zu mir nicht; es ist möglich, daß mein kleiner Zwerg dann herkommt, aber zu seinem Vater nicht mehr.' Er setzte den Bierkrug an und that einen langen Zug, klappte den Deckel zu und räusperte sich kräftig; dann sah er Anton mit einem entschlossenen Blick an und drückte die Faust als Stempel auf den Tisch. „Funfzig," sagte er, „noch vierzehn Tage, dann kommt's."

Anton legte seinen Arm um die Schultern des Alten und sah fragend den Andern ins Gesicht, welche ihre Cigarren in der Hand hielten und vor der Gruppe standen, wie ein griechischer Chor in der Tragödie. „Sehen Sie, Herr Wohlfart," begann der Chorführer, der, als Mensch betrachtet, groß, als Riese kleiner war denn sein Oberster, „das will ich Ihnen erklären. Dieses Mannes Meinung ist, daß er schwächer wird, und daß er immer schwächer werden wird, und daß in einigen Wochen der Tag kommt, wo wir Auflader eine Citrone in die Hand nehmen müssen, und einen schwarzen Schwanz an unsere Hüte stecken. Solches ist unser Wille nicht." Alle schüttelten den Kopf und sahen mißbilligend auf ihren Obersten. „Es ist nämlich ein alter Streit zwischen uns und zwischen ihm wegen der funfzig Jahre. Jetzt will er Recht behalten, das ist das Ganze, und unsere Meinung ist, daß er nicht Recht hat. Er ist schwächer geworden, dieses ist möglich. Manchmal hat Einer mehr Kraft, manchmal weniger. Was braucht der Mann aber deshalb daran zu denken, diesen Platz

zu verlaſſen? Ich will Ihnen ſagen, Herr Wohlfart, was es iſt, es iſt eine Ausſchweifung von ihm.“

Alle Rieſen beſtätigten durch Kopfnicken die Worte des Sprechers.

„Alſo er iſt krank?“ frug Anton beſorgt. „Wo ſitzt die Krankheit, alter Freund?“

„Es iſt hier und dort,“ verſetzte Sturm, „es ſchwebt in der Luft, es kommt langſam heran, es nimmt zuerſt die Kraft, dann den Athem; von den Beinen fängt's an, dann ſteigt es herauf.“ Er wies auf ſeine Füße.

„Wird Ihnen das Aufſtehen ſauer?“ frug Anton.

„Gerade das iſt es,“ erwiederte der Rieſe, „es wird mir ſauer, und mit jedem Tag mehr. Und ich ſage dir, Wilhelm,“ fuhr er gegen den Sprecher fort, „in vierzehn Tagen wird auch das aufhören; dann wird nichts ſauer ſein als eure Citronen, und ich hoffe auch eure Geſichter, ein paar Stunden, bis zum Abend; dann ſollt ihr wieder hierher kommen und euch an dieſer Stelle niederſetzen. Ich werde dafür ſorgen, daß die Kanne hier ſteht, wie heut, dann könnt ihr von dem alten Sturm reden als von einem Kameraden, welcher ſich zur Ruhe gelegt hat, und der nichts mehr heben wird, was eine Laſt iſt; denn ich denke mir, da, wo wir hinkommen, wird nichts mehr ſchwer ſein.“

„Da hören Sie's,“ ſagte Wilhelm bekümmert, „er ſchweift wieder aus.“

„Was ſagt der Arzt zu Ihrer Krankheit?“ frug Anton.

„Ja, der Doctor,“ ſagte der alte Sturm, „wenn man den fragen wollte, er würde genug ſagen; aber man frägt ihn nicht. Es iſt, unter uns geſprochen, auf die Aerzte kein Verlaß. Sie können wiſſen, wie es in manchen Menſchen iſt, das leugne ich nicht ab; aber woher wollen ſie wiſſen, wie es in einem von uns iſt? Es kann keiner ein Faß heben.“

„Wenn Sie keinen Arzt haben, lieber Herr Sturm, ſo will ich ſogleich anfangen Ihr Arzt zu ſein,“ rief Anton,

eilte an die Fenſter und öffnete alle Flügel. „Wenn das Athmen Ihnen ſchwer wird, ſo iſt dieſe dicke Luft Gift für Sie, und wenn Sie an den Füßen leiden, ſo ſollen Sie auch nicht mehr trinken.“ Er trug die Bierkanne auf den andern Tiſch.

„Ei, ei, ei,“ ſagte Sturm, dem geſchäftigen Anton zuſehend, „die Meinung iſt gut, aber es nutzt nichts. Etwas Rauch hält warm, und das Bier ſind wir einmal gewöhnt. Wenn ich den ganzen Tag allein ſitze auf dieſer Bank, ohne Arbeit, ohne einen Menſchen, ſo iſt es mir eine Freude, wenn meine Kameraden des Abends ihre Bequemlichkeit bei mir haben. Sie reden dann zu mir und ich höre doch ihre Stimme wie ſonſt und erfahre etwas vom Geſchäft, und wie es in der Welt zugeht.“

„Aber Sie ſelbſt ſollen dann wenigſtens das Bier meiden und ſich vor Tabakrauch hüten,“ erwiederte Anton. „Ihr Karl wird Ihnen daſſelbe ſagen, und da er nicht hier iſt, ſo erlauben Sie mir, ſeine Stelle zu vertreten.“ Er wandte ſich zu den andern Aufladern. „Ich will ihm zu beweiſen ſuchen, daß er Unrecht hat, laſſen Sie mich eine halbe Stunde mit ihm allein.“

Die Rieſen entfernten ſich, Anton ſetzte ſich dem Kranken gegenüber und ſprach über das, was dem Vater am meiſten Freude machte, über ſeinen Sohn.

Sturm vergaß ſeine finſtern Ahnungen und gerieth in die glücklichſte Stimmung. Endlich ſah er Anton mit zugedrückten Augen an und ſagte, ſich zu ihm herüberlegend, vertraulich: „Neunzehnhundert Thaler. Er iſt noch einmal hier geweſen.“

„Sie haben ihm doch nichts gegeben?“ frug Anton beſorgt.

„Es waren nur hundert Thaler,“ ſagte der Alte entſchuldigend. „Er iſt jetzt tot, der arme junge Herr, er ſah ſo luſtig aus mit ſeinen Schnüren am Rocke. So lange ein Menſch Sohn iſt, muß er nicht ſterben, das macht zu großes Herzeleid.“

„Wegen Ihres Geldes habe ich mit Herrn von Fink gesprochen," sagte Anton, „er wird vermitteln, daß man die Schuld an Sie bezahlt."

„An den Karl," verbesserte der Alte auf seine Kammer sehend. „Und Sie, Herr Wohlfart, werden es übernehmen, meinem Karl das in die Hände zu geben, was dort in dem Kasten ist, wenn ich selber den Kleinen nicht mehr sehen sollte."

„Wenn Sie diesen Gedanken nicht aufgeben, Sturm," rief Anton, „so werde ich Ihr Feind, und ich werde von jetzt ab mit größter Härte gegen Sie verfahren. Morgen früh komme ich wieder und bringe Ihnen den Arzt des Herrn Schröter mit."

„Er mag ein guter Mann sein," sagte Sturm, „seine Pferde haben sehr gutes Futter, sie sind stark und dick, aber mir kann er doch nicht helfen."

Am andern Morgen besuchte der Arzt den Patienten.

„Ich kann seinen Zustand noch nicht für gefährlich halten," sagte er; „seine Füße sind geschwollen, auch das mag sich wieder geben; aber das unthätige, sitzende Leben ist für diesen starken Körper so ungesund, und seine Diät ist so schlecht, daß die schnelle Entwickelung einer gefährlichen Krankheit leider sehr wahrscheinlich ist."

Anton schrieb dies sogleich an Karl und fügte hinzu: „Unter diesen Umständen macht mir der Glaube deines Vaters, daß er seinen funfzigsten Geburtstag nicht überleben wird, große Sorge. Am besten wäre, wenn du selbst um diese Zeit herkommen könntest."

Seit Anton dies an Karl geschrieben, war längere Zeit vergangen, er hatte unterdeß den Kranken täglich besucht. In dem Befinden Sturms war keine auffallende Aenderung eingetreten, aber er hielt hartnäckig an seinem Entschluß fest, den

Geburtstag nicht zu überleben. An einem Morgen kam der Bediente in Antons Zimmer und meldete, der Auflader Sturm wünſche ihn dringend zu ſprechen.

„Iſt er kränker?“ frug Anton erſchrocken; „ich gehe ſogleich zu ihm.“

„Er iſt ſelbſt mit einem Wagen vor der Thür,“ ſagte der Diener. Anton eilte vor das Haus. Dort hielt ein Fuhrmannswagen, über das Weidengeflecht waren große Tonnenreifen geſpannt und über dieſe eine weiße Decke gezogen. Ein Zipfel der Leinwand ſchlug ſich zurück und der Kopf des Vater Sturm fuhr mit einer ungeheuren Pelzmütze heraus. Der Rieſe blickte auf Anton und die Hausknechte, welche ſich um den Wagen drängten, von der Höhe herunter, wie der große Knecht Ruprecht auf die erſchrockenen Kinder. Aber ſein eigenes Geſicht ſah ſehr bekümmert aus, dem herantretenden Anton hielt er ein Blatt Papier entgegen: „Leſen Sie dieſes, Herr Wohlfart. Einen ſolchen Brief habe ich von meinem armen Karl bekommen. Ich muß ſogleich zu ihm. — Auf das Gut hinter Rosmin,“ erklärte er dem Kutſcher, einem ſtämmigen Fuhrmann, der neben dem Wagen ſtand.

Anton ſah in den Brief, es waren die ungeſchickten Buchſtaben des Förſters; erſtaunt las er den Inhalt: „Mein lieber Vater, ich kann nicht zu dir kommen, denn ein Senſenmann hat mir jetzt abgehauen, was von der Hand noch übrig war. Deshalb bitte ich dich, ſogleich nach Empfang dieſes Briefes zu deinem armen Sohn zu reiſen. Du nimmſt einen großen Wagen und fährſt damit bis Rosmin. Dort hältſt du vor dem rothen Hirſch. Im Hirſch wartet ein Wagen und ein Knecht vom Gut auf dich. Der Knecht verſteht kein Wort Deutſch, iſt aber ſonſt ein guter Kerl, er wird dich ſchon erkennen. Zu der Reiſe kaufſt du dir einen Pelz, auch Pelzſtiefeln, dieſe müſſen bis über die Knie gehen und unten mit Leder beſetzt ſein. Wenn du für deine großen Beine keine Stiefeln findeſt, ſo muß der Gevatter Kürſchner dir noch in

der Nacht über deine Füße einen Pelz nähen. Grüße Herrn Wohlfart. Dein getreuer Karl."

Anton hielt den Brief in seiner Hand und wußte nicht gleich, was er daraus machen sollte.

„Was sagen Sie zu diesem neuen Unglück?" frug der Riese traurig.

„Jedenfalls müssen Sie sogleich zu Ihrem Sohn," erwiederte Anton.

„Natürlich muß ich hin," bestätigte der Auflader. „Das Unglück trifft mich hart, gerade jetzt, übermorgen sind's funfzig."

Anton merkte den Zusammenhang. „Sind Sie denn aber auch vorbereitet, wie Karl will?"

„Ich bin's," sagte der Riese und schlug die Leinwanddecke zurück, „es ist Alles in Ordnung, der Pelz und auch die Stiefeln." Anton sah in den Wagen und hatte Mühe ernst zu bleiben. In einen großen Wolfspelz eingewickelt nahm Sturm die ganze Breite des Wagens ein. Auch seine Füße waren mit einem Wolfsfell übernäht; wenn er jemals einem Ungeheuer ähnlich gewesen, so war er es jetzt. Er stieß mit seiner Mütze oben an die weiße Leinwand, und die Säulen seiner Füße füllten den ganzen Wagenraum zwischen Vorder- und Rücksitz. Er saß auf einem Bettsack und hatte einen Futtersack zur Rücklehne. Das Wenige, was noch von leerem Raum in dem Wagen übrig war, wurde in Anspruch genommen durch allerlei Ballen und Eßkober, welche die Kameraden ihrem scheidenden Obersten kunstvoll zusammengeschnürt und angebunden hatten; kleine Tonnen und Kisten waren um ihn herum eingestaut und gerade vor ihm hing eine geräucherte Wurst und eine Reiseflasche von dem Reifen herab. So saß er wie ein Bär der Urwelt in seinem Winterlager. Ein großer Säbel lehnte an seiner Seite: „Gegen diese Sensenmänner," sagte er und schüttelte ihn zornig. — „Jetzt habe ich noch eine große Bitte an Sie. Den Schlüssel zu meinem Hause verwahrt der Wilhelm, diese Kiste bitte ich

Sie zu übernehmen, hierin steckt, was unter meinem Bett stand; heben Sie's auf für den Karl."

„Ich werde die Kiste Herrn Schröter übergeben," erwiederte Anton, „er ist nach dem Bahnhof gefahren und muß jeden Augenblick zurückkehren."

„Grüßen Sie ihn," sagte der Riese, „ihn und Fräulein Sabine, und sagen Sie Beiden, daß ich ihnen von Herzen danke für alle Freundlichkeit, die sie in meinem Leben mir und dem Karl bewiesen haben." — Bewegt sah er in den Hausflur hinein. „Manches liebe Jahr habe ich dort drinnen hantirt; wenn die Ringe an Ihren Centnern glatt sind wie polirt, meine Hände haben redlich dazu geholfen. Was dieses Geschäft durchgemacht hat seit dreißig Jahren, das habe ich mit durchgemacht, Gutes und Trauriges; aber ich kann wohl sagen, Herr Wohlfart, wir waren immer tüchtig. Ich werde eure Fässer nicht mehr rollen," fuhr er zu den Hausknechten gewandt fort, „und ein Anderer wird euch helfen die Leiterbäume an den Wagen setzen. Denkt manchmal an den alten Sturm, wenn ihr ein Zuckerfaß anbindet. Es kann nichts ewig bleiben auf der Welt, auch wer stark ist, geht zum Ende; aber diese Handlung, Herr Wohlfart, soll stehen und blühen, so lange sie einen Chef hat, wie diesen, und Männer, wie Sie, und ehrliche Hände an der Wage. Dieses ist meines Herzens Wunsch." Er faltete seine Hände auf dem Weidengeflecht und Thränen rollten über seine Wangen. „Und jetzt leben Sie wohl, Herr Wohlfart, geben Sie mir Ihre Hand." Er zog einen großen Faufthandschuh aus und steckte seine Hand aus dem Wagen heraus. „Und ihr, Peter, Franz, Gottfried, ihr Hausknechte alle, lebt wohl und denkt freundlich an mich." Der Hund Sabinens kam wedelnd an den Wagen und sprang an dem Weidenkorbe herauf. „Da ist auch der alte Pluto!" rief Sturm und fuhr mit der Hand auf den Kopf des Hundes. „Pluto, adjes!" Der Hund leckte ihm die Hand. „Adjes Alle!" rief der Scheidende. „Nach

Rosmin, Kutscher!" So zog er sich in den Wagen zurück. Der Frachtwagen rasselte über das Pflaster, nach einer Weile öffnete sich noch einmal die weiße Leinwand, der große Kopf Sturms sah noch einmal zurück, und seine Hand winkte.

Anton war durch mehre Tage in lebhafter Besorgniß um das Schicksal Sturms. Endlich kam ein Brief von Karls Hand,

„Lieber Herr Wohlfart," schrieb Karl, „Sie werden wohl gemerkt haben, weshalb ich die letzten Zeilen an meinen Goliath schrieb. Er mußte fort aus seiner Stube, und ich mußte ihn von seinem Eigensinn wegen des Geburtstages abbringen, Deshalb erdachte ich in meiner Angst eine Nothlüge. Es kam also folgendermaßen.

„Am Tage vor seinem Geburtstage erwartete ihn der Knecht zu Rosmin im Hirsch. Ich selber war in die Schenke gegenüber geritten, um zu sehen, wie der Vater ankam und wie er aussah. Ich hielt mich versteckt. Gegen Mittag kam der Wagen langsam angerasselt. Der Fuhrmann half dem Vater vom Wagen, denn das Absteigen wurde ihm sehr sauer, so daß ich wegen der Beine große Furcht bekam, es war aber mehr der Pelz und das Schütteln des Wagens schuld. Der Alte nahm auf der Straße einen Brief in die Hand und las darin, dann stellte er sich vor den Jasch, der zum Wagen gelaufen war und der thun sollte, als verstehe er kein Wort Deutsch, und machte vor ihm verschiedene Zeichen und erschreckliche Bewegungen mit den Händen. Er hielt seine Hand zwei Fuß vom Steinpflaster, und als der Knecht mit dem Kopfe schüttelte, duckte der Alte sich selbst auf die Erde. Dies sollte so viel bedeuten als „mein Zwerg", aber der Jasch konnte es nicht verstehen; dann packte der Vater das Gelenk seiner einen Hand mit der andern und schüttelte die Hand heftig vor Jaschs Nase, so daß der Knecht, der ohnedies über den großen Mann erschrocken war, beinahe weggelaufen wäre. Endlich aber wurde der Vater mit seinen Sachen in unsern Korbwagen geschafft, nachdem er noch einige Mal um den

Wagen herumgegangen war und ihn mit Mißtrauen befühlt hatte. So fuhr er ab. Dem Knecht hatte ich gesagt, er sollte auf geradem Weg nach der Försterei fahren, und hatte mit dem Förster Alles verabredet. Ich ritt auf einem Seitenwege vor, und als der Wagen gegen Abend ankam, sprang ich in des Försters Bett und ließ mir die Hand unter der Bettdecke festbinden, um sie nicht in der Freude herauszustecken. Als der Alte zu meinem Bett trat, war er so gerührt, daß er weinte, und es that mir in der Seele weh, daß ich ihn täuschen mußte. Ich erzählte ihm, daß es schon wieder besser wäre, und daß mir der Arzt erlaubt hätte, am nächsten Tag aufzustehen. Darauf wurde er ruhiger und sagte mir mit wichtiger Miene, das wäre ihm lieb, denn morgen wäre für ihn ein großer Tag, morgen müßte ich an sein Bett. Somit fing er wieder von seinem Unsinn an. Aber nicht lange, so wurde er lustig, der Förster kam dazu, und wir aßen, was das gnädige Fräulein mir vom Schloß geschickt hatte. Ich setzte dem Alten Bier vor, welches er sehr schlecht fand, darauf machte der Förster Punsch, und wir tranken alle drei recht tapfer, der Vater mit seinen verzweifelten Gedanken, ich mit der abgehauenen Hand, und der Förster.

„Von der langen Reise, der warmen Stube und dem Punsch wurde der Vater bald schläfrig. Ich hatte für eine große Bettstelle gesorgt, die in des Försters Stube aufgestellt war. Er küßte mich beim Gutenachtgruß noch auf den Kopf, klopfte auf die Bettdecke und sagte: „Also morgen, mein Zwerg.“ Gleich darauf war er eingeschlafen. Und wie fest schlief er! Ich fuhr aus des Försters Bett und wachte die Nacht bei ihm in der Stube, es war eine bangsame Nacht, und ich mußte immer wieder auf seinen Athemzug hören. Spät am andern Morgen wachte er auf. Sobald der Alte sich im Bette rührte, trat der Förster in die Stube, und schon an der Thür schlug er die Hände zusammen und rief ein Mal über das andere: „Aber Herr Sturm, was haben Sie ge-

macht!" „Was habe ich denn gemacht?" frug mein Goliath noch halb im Schlaf und sah sich ganz erstaunt in der Stube um. Es war ein großes Geschrei der Vögel, und die ganze Wirthschaft kam ihm so fremd vor, daß er gar nicht wußte, ob er noch auf der Erde war. „Wo bin ich denn?" rief er. „dieser Ort steht nicht in der Bibel." Der Förster aber rief immer zu: „Nein, so etwas ist noch nicht erhört worden!" bis der Alte ganz erschrocken wurde und ängstlich frug: „Na, was denn?" — „Was haben Sie gemacht, Herr Sturm!" rief der Förster, „Sie haben eine Nacht und einen Tag und wieder eine Nacht geschlafen." „Warum nicht gar," sagte mein Alter, „heut ist der dreizehnte, es ist Mittwoch." „Nein," sagte der Förster, „heut ist der vierzehnte, es ist Donnerstag." So zankten die Beiden mit einander. Endlich holte der Förster seinen Kalender, in welchem er alle vergangenen Tage ausgestrichen hatte und auch die gegenwärtige Mittwoch mit einem dicken Strich, und hatte zum Dienstag unter seine Bemerkungen geschrieben: „Heut 7 Uhr ist der Vater des Amtmann Sturm angekommen, ein großer Mann, kann viel Punsch vertragen," und Mittwoch: „Heut hat dieser Vater den ganzen Tag über geschlafen." Mein Alter sah hinein und sagte endlich ganz verwirrt: „Es ist richtig. Hier haben wir's schriftlich. Dienstag, um sieben Uhr bin ich gekommen, die Größe und der Punsch, Alles stimmt, die Mittwoch ist quittirt, es ist heut Donnerstag, es ist der vierzehnte." Er legte den Kalender hin und saß ganz betreten in seinem Bett. „Wo ist mein Sohn Karl?" rief er endlich. Jetzt trat ich in die Stube, ich hatte meine Hand unter den Rock gebunden und verstellte mich ebenso wie der Förster, bis der Alte endlich rief: „Ich bin wie behext, ich weiß nicht, was ich denken soll." „Siehst du denn nicht," sprach ich, „daß ich außer Bett bin? Gestern, als du schliefst, war der Doctor hier und hat mir erlaubt aufzustehen. Jetzt bin ich schon so stark, daß ich den Stuhl hier mit steifem Arm heben kann." „Nur nichts

Schweres mehr," ſagte der Alte. „Und auch deinetwegen habe ich mit dem Doctor geſprochen," redete ich weiter, „er iſt ein kluger Mann und hat uns geſagt: entweder — oder; entweder er geht drauf, oder er ſchläft ſich durch. Wenn er den ganzen Tag ſchläft, hat er's überſtanden. Es iſt gefährlich für ihn, es kommen manchmal ſolche Zufälle bei den Menſchen vor." „Bei uns Aufladern," ſagte der Alte. So brachten wir ihn dazu, daß er aus dem Bett aufſtand. Und er war recht munter. Aber ich hatte doch den ganzen Tag große Sorge und ging ihm nicht von der Taſche. Er durfte nicht aus dem Hof heraus. Und doch wäre am Nachmittag bald Alles verloren geweſen, als der Vogt ankam, mich zu ſprechen. Glücklicher Weiſe hielt der Förſter die Hofthür verſchloſſen, er ging hinaus und unterwies den Vogt. Als dieſer hereinkam, rief ihm mein Vater ſchon von Weitem entgegen: „Welcher Tag iſt heut, Kamerad?" „Donnerstag," ſagte der Vogt, „der vierzehnte." Da lachte der Vater über das ganze Geſicht und rief: „Jetzt iſt's ſicher, jetzt glaub' ich's." Noch eine Nacht ſchlief er beim Förſter, bis der Geburtstag überſtanden war.

„Am nächſten Morgen ließ ich den Wagen kommen, fuhr den Vater nach dem Hof und führte ihn in die Stube gegenüber der meinen, wo der Techniker gewohnt hat. Ich hatte ihm die Stube ſchnell eingerichtet, Herr von Fink, welcher von Allem wußte, hatte handfeſte Möbel aus dem Schloß herüberſchaffen laſſen, ich hatte dem Vater den alten Blücher an die Wand gehängt, hatte die Rothkehlchen hereingelaſſen, die Hobelbank aufgeſtellt und einiges Werkzeug dazu, damit die Stube für ihn bequem war. Und jetzt ſagte ich ihm: „Dies iſt deine Wohnung, Alter. Du mußt jetzt bei mir bleiben." „Oho," ſagte er, „dieſes geht nicht, mein Zwerg." „Es wird nicht anders ſein," ſagte ich wieder, „ich will es, Herr von Fink will es, Herr Wohlfart will es, Herr Schröter will es. Du mußt dich ergeben. Wir werden uns jetzt nicht

mehr trennen, so lange wir beide noch zusammen auf dieser Erde sind." Und darauf zog ich meine Hand aus dem Rock und hielt ihm eine tüchtige Strafrede, wie ungesund sein Leben gewesen sei, und daß er seiner Einbildungen wegen mich verlassen wolle, so lange bis er ganz weichherzig wurde und mir alles mögliche Gute versprach. Darauf kam Herr von Fink herüber und begrüßte den Vater in seiner lustigen Weise, und am Nachmittag kam das Fräulein und brachte den Herrn Baron geführt. Der blinde Herr freute sich außerordentlich über den Vater, seine Stimme gefiel ihm sehr, und er fühlte oft nach der Größe, und beim Abschied nannte er ihn einen Mann nach seinem Herzen. Und das muß wohl sein, denn der Herr kommt seitdem alle Nachmittage zum Vater in die kleine Stube und hört zu, wie der Vater schnitzt und pocht.

„Noch ist der Vater verwundert über Alles, was er hier sieht; auch mit dem Tage, den er verschlafen hat, ist er noch nicht ganz im Reinen, obgleich er's merkt; denn er faßt mich manchmal mitten in der Unterredung beim Kopf und nennt mich einen Spitzbuben. Dieses Wort wird er jetzt wohl an Stelle des alten „Zwerg" in seiner Rede einführen, obgleich es für einen Amtmann noch schlimmer ist. Er will sich auf die Stellmacherei legen, er hat heut bereits über Radspeichen geschnitzt. Ich fürchte nur, er wird sehr ins Schwere arbeiten. Ich bin froh, daß ich ihn hier habe, und daß Alles so abgelaufen ist; wenn er nur erst den Winter überstanden hat, wird er die Schwäche in seinen Füßen schon auslaufen. Das kleine Haus will er verkaufen, aber nur an einen Auflader. Er läßt Sie bitten, dasselbe dem Wilhelm anzutragen, welcher zur Miethe wohnt, dieser soll's billiger haben als ein Fremder."

6.

Einige Tage nach dem Untergang des Advocaten saß Anton in seinem Zimmer und schrieb an Fink. Er theilte diesem

mit, daß man den Leichnam des Advocaten am Ende der Stadt beim Wehr aus dem Waſſer gezogen habe, die Urſache ſeines Todes ſei nicht klar. Ein Kind aus dem Hauſe, in welchem der Tote gewohnt, hatte erzählt, daß es ihm am Abende der Hausſuchung nahe bei ſeiner Wohnung auf der Straße begegnet war; ſeitdem war er nicht wieder erblickt worden. Unter dieſen Umſtänden ſei ein Selbſtmord nicht unmöglich. Der Polizeibeamte jedoch halte die Anſicht feſt, daß der herabgeſchlagene Hut eine fremde Hand verrathe. Beim Durchſuchen der Wohnung habe man die Papiere nicht gefunden. Die weiteren Nachforſchungen der Polizei ſeien bis jetzt ohne Erfolg geweſen. Seine eigene Meinung über den furchtbaren Zwiſchenfall gehe dahin, daß Itzig auch hierbei eine Schuld habe.

Da wurde die Thür geöffnet, der Galizier trat haſtig in das Zimmer und legte, ohne zu ſprechen, eine alte Brille mit roſtiger Stahleinfaſſung vor Anton auf den Tiſch. Anton ſah in das verſtörte Geſicht des Mannes und ſprang auf.

„Seine Brille," flüſterte Tinkeles in heiſerem Tone, „ich habe ſie gefunden beim Waſſer. Gerechter Gott, daß man muß erleben ſolchen Schreck!"

„Weſſen iſt die Brille, und wo habt ihr ſie gefunden?" frug Anton; ihm ahnte, was der Galizier zu ſagen nicht die Kraft hatte, und ſein Auge ſah ſcheu nach den trüben Gläſern. „Faßt euch, Tinkeles, und ſprecht."

„Es kann nicht bleiben verborgen, es ſchreit zum Himmel," rief der Galizier in heftiger Bewegung. „Sie ſollen hören Alles, wie es verlaufen iſt. Zwei Tage, nachdem ich habe geſprochen mit Ihnen wegen der hundert Thaler, bin ich gegangen des Abends zu Löbel Pinkus in die Schlafſtelle. Wie ich bin in das Haus getreten, iſt ein Mann im Finſtern an mich gerannt. Ich habe gedacht, iſt das der Itzig, oder iſt er's nicht? Ich habe mir geſagt, es iſt der Itzig; es iſt ſein Laufen, wie er läuft, wenn er in Eile iſt. Als ich bin ge-

kommen hinauf in die große Stube, ist Alles gewesen leer, und ich habe mich gesetzt zum Tisch und habe nachgesehen in meiner Brieftasche. Und wie ich sitze, geht draußen der Wind und es klopft an das Geländer, und es klopft immer fort, als wenn Einer draußen steht, der herein will und kann nicht öffnen die Thür. Ich habe mich erschreckt, und habe meine Briefe eingepackt und habe gerufen: ist Jemand hier, so soll er sagen, daß er hier ist. Es hat Keiner geantwortet, aber es hat an der Thür geklappert ohne Aufhören. Da habe ich mir gefaßt ein Herz, ich habe genommen die Lampe und bin gegangen an das Geländer und habe geleuchtet in alle Winkel. Ich habe Niemand gesehen. Und wieder hat's geklopft dicht vor mir und hat gegeben einen großen Krach; da ist aufgeflogen eine Thür, welche niemals offen gewesen ist, und von der Thür hat eine Treppe hinuntergeführt ins Wasser. Als ich nun habe geleuchtet auf die Treppe, habe ich gesehen, daß ein nasser Fuß hat getreten auf die Stufen und ist heraufgekommen; die Spuren von dem Fuße sind gewesen zu sehen bis in die Stube, nasse Flecke auf dem Boden. Und ich habe mich gewundert und habe zu mir gesagt: Schmeie, habe ich gesagt, wer ist gegangen bei der Nacht aus dem Wasser herauf in die Stube, und hat offen gelassen die Thür wie ein Geist? Es kümmert dich nicht, habe ich mir gesagt, es ist nicht dein Geschäft. Und ich habe mich gefürchtet.

„Und eh' ich zuschließe die Thür, habe ich mit der Lampe noch einmal auf die Treppe geleuchtet, und da habe ich unten am Wasser auf der letzten Stufe etwas gesehen, das gefunkelt hat im Licht. Und ich habe mich hinuntergewagt eine Stufe nach der andern, weh, ich kann Ihnen sagen, Herr Wohlfart, es ist gewesen eine schwere Arbeit. Der Wind hat geheult und hat geblasen um meine Lampe, und der Weg die Treppe hinunter ist gewesen so finster wie ein Brunnen. Und was ich aufgehoben habe, ist gewesen dieses da," — er wies auf die Brille — „das Glas, das er vor seinen Augen getragen hat."

„Und woher wißt ihr, daß es die Brille des Toten ist?“ frug Anton gespannt.

„Sie ist zu erkennen an dem Gelenk, das verbunden ist mit schwarzem Zwirn. Ich habe ihn mit dieser Brille beim Pinkus in der Stube gesehen mehr als einmal. Darauf habe ich die Brille zu mir gesteckt, und ich habe gedacht, ich will dem Pinkus nichts sagen von der Geschichte und will das Glas geben dem Hippus selbst und sehen, ob es mir kann nützen für unser Geschäft. Und ich habe die Brille bei mir getragen bis heut und habe auf den Hippus gewartet, und als er nicht gekommen ist, habe ich den Pinkus gefragt, und dieser hat mir geantwortet: „Weiß ich doch auch nicht, wo er steckt.“ Und heute zum Mittag, als ich gekommen bin in die Herberge, ist mir der Pinkus entgegengelaufen und hat mir gesagt: „Schmeie,“ hat er gesagt, „wenn ihr den Hippus noch sprechen wollt, so müßt ihr gehen ins Wasser; er ist gefunden worden im Wasser.“ Das ist mir gewesen wie ein Schuß in mein Herz, als er mir gesagt hat: geh ins Wasser und such' dir ihn. Und ich habe mich halten müssen an die Wand.“

Anton eilte an den Schreibtisch, schrieb einige Zeilen an den Beamten, der erst vor Kurzem das Zimmer verlassen hatte, klingelte und gab dem Diener den Auftrag, das Billet eiligst abzugeben.

Unterdeß war Tinkeles wie gebrochen auf einen Stuhl gesunken, er starrte auf die Tischplatte und murmelte vor sich in unverständlichen Tönen.

Anton ging nicht weniger ergriffen im Zimmer auf und ab. Es war ein trauriges Schweigen. Nur einmal wurde es unterbrochen, als der Galizier von seinem Gemurmel zu lauten Tönen überging und fragte: „Glauben Sie, daß die Brille werth sein wird die hundert Thaler, die Sie für mich haben in Ihrem Schreibtisch?“

„Ich weiß es noch nicht,“ antwortete Anton kurz und setzte seinen Weg durch die Stube fort.

Schmeie verfiel wieder in Abſpannung und Seufzen, ſchlug manchmal ſeine zitternden Hände in einander und gurgelte vor ſich hin. Endlich blickte er wieder auf und ſagte: „oder zum wenigſten doch funfzig?“

„Schweigt jetzt mit eurem Schacher,“ erwiederte Anton ſtreng.

„Was ſoll ich ſchweigen?“ rief Tinkeles entrüſtet, „ich ſtehe aus eine große Angſt, ſoll das ſein um gar nichts?“ Und wieder verſank er in ſeinen Schmerz.

Die Unterhaltung wurde durch die Ankunft des Beamten unterbrochen. Der gewandte Mann ließ den Händler noch einmal ſeinen Bericht wiederholen, nahm die Brille, beſtellte einen Wagen für ſich und den widerſtrebenden Tinkeles, und ſagte beim Abſchiede zu Anton: „Machen Sie ſich gefaßt auf eine ſchnelle Entwickelung; ob ich meinen Willen durchſetze, iſt noch zweifelhaft; für Sie aber iſt jetzt einige Ausſicht da, die Documente, welche Sie ſuchen, aufzufinden.“

„Um welchen Preis!“ rief Anton ſchaudernd.

Die Zimmer im Hauſe Ehrenthals waren hell erleuchtet, durch die herabgelaſſenen Vorhänge fiel ein trüber Schimmer in den Sprühregen, der aus der dicken Nebelluft auf die Straße ſank. Mehre Räume waren geöffnet, ſchwere ſilberne Leuchter ſtanden umher, glänzende Theekannen, bunte Porcellanſchalen, alles Schaugeräth war gebürſtet, gewaſchen und aufgeſtellt, der dunkle Fußboden war neu gebohnt, ſogar die Küchenfrau trug eine neu geplättete Haube; das ganze Haus hatte ſich gereinigt. Die ſchöne Roſalie ſtand mitten unter dieſer Herrlichkeit in einem Kleid von gelber Seide mit purpurrothen Blüthen geſchmückt, ſchön wie eine Houri des Paradieſes, und bereit wie dieſe, den Auserwählten zu empfangen. Die Mutter ſtrich ihr die Falten des ſchweren Stoffes zurecht, ſah freudeſtrahlend auf ihr Werk und ſagte in

einer Anwandlung von mütterlichem Gefühl: „Was du heut schön bist, Rosalie, mein einziges Kind!“ Aber Rosalie war zu sehr gewöhnt an diese Huldigungen der Mutter, sie achtete wenig auf das Lob und nestelte unwirsch an einem Armband, welches auf ihrem vollen Arm durchaus nicht festhalten wollte. „Daß der Itzig mir Türkise gekauft hat, war wieder recht unpassend von ihm, er hätte auch wissen können, daß sie nicht in der Mode sind.“

„Sie sind gut gefaßt,“ sagte die Mutter beruhigend, „es ist ein schweres Gold, und die Form ist nach dem neuesten Geschmack.“

„Und wo bleibt Itzig? Heut sollt' er doch kommen zur rechten Zeit; die Familie wird da sein, und der Bräutigam wird fehlen,“ fuhr Rosalie schmollend fort.

„Er wird zur Stunde kommen,“ antwortete Itzigs Patronin, „du weißt, wie er sich müht und arbeitet, damit du ein glänzendes Haus machen kannst. Du bist glücklich,“ schloß sie seufzend. „Du trittst jetzt in das Leben, und wirst eine angesehene Frau. Ihr werdet nach der Trauung zuerst auf einige Wochen nach der Residenz reisen, wo der Itzig dich vorstellen wird meiner Familie, und wo ihr mit einander in aller Ruhe die Flitterwochen verleben könnt. Unterdeß werde ich euch dieses Quartier einrichten, und ich werde hinaufziehen in den obern Stock. Ich werde den Rest meines Lebens den Ehrenthal pflegen und mit ihm sitzen in der leeren Stube.“

„Soll der Vater heut in die Gesellschaft kommen?“ frug Rosalie.

„Es muß sein wegen der Familie, daß er hereinkommt; er muß als Vater den Segen über euch sprechen.“

„Er wird uns eine Störung machen und wieder thörichtes Zeug reden,“ sagte die kindliche Tochter.

„Ich habe ihm gesagt, was er sprechen soll,“ antwortete die Mutter, „und er hat mir zugenickt zum Zeichen, daß er es hat verstanden.“

Es klingelte, die Thür öffnete sich, die Verwandtschaft erschien. Bald füllten sich die Zimmer. Damen in schweren seidenen Kleidern mit Goldschmuck, blitzenden Ohrringen und Ketten besetzten das große Sopha und die Stühle der Runde. Es waren meist volle Gestalten, hier und da ein brennendes dunkles Auge, eine regelmäßige Schönheit. Sie saßen in getrennter Versammlung wie ein buntes Tulpenbeet, in welches der Gärtner vermieden hat eine dunkle Blüthe zu setzen. Und wieder in Gruppen standen die Männer, schlaue Gesichter, die Hände in den Hosentaschen, weniger feierlich und weniger behaglich. So harrte die Verwandtschaft des Bräutigams, der noch immer zu kommen säumte.

Endlich erschien er, der gezeichnet war. Argwöhnisch fuhr sein Auge umher, unsicher klang sein Gruß an die Braut. Er strengte sich an bis auf's Aeußerste, nur einige Redensarten zu finden, die er dem schönen Mädchen hinwerfen konnte, und er selbst hätte grimmig lachen mögen über die Leere, die er in sich fühlte. Er sah nicht ihr glänzendes Auge, nicht den schönen Hals und die Pracht des Leibes; als er zu ihr trat, mußte er auf einmal an etwas Anderes denken, woran er jetzt immer dachte. Er wandte sich schnell von Rosalie ab und trat in den Haufen der Herren, der nach seiner Ankunft gesprächiger wurde. Einige gleichgültige Redensarten der Jüngern wurden gehört, als: „Fräulein Rosalie sieht bezaubernd aus" und: „ob der Ehrenthal kommen wird?" und: „dieser lange Nebel ist ungewöhnlich, er ist ungesund, man muß Jacken von Flanell tragen," bis aus einem Munde die Worte kamen: „Vier ein Halb procentige." Da hörten die Fragen auf, es war ein Gespräch gefunden. Itzig war einer der Lautesten, er focht mit den Händen nach allen Seiten. Man redete von den Cursen, von der Wolle und von dem Unglück eines Geschäftsmannes, der in Papieren so viel gemacht hatte, daß er gefallen war. Die Frauen waren vergessen, und an solche Behandlung gewöhnt, hielten sie feierlich die Theetassen in der

Hand, strichen die Falten an ihren Gewändern zurecht und bewegten anmuthig Hals und Arm, daß ihre Ketten und Armbänder im Kerzenlicht blitzten.

Da ward die Unterhaltung durch ein Geräusch unterbrochen, eine Thür ging auf, allgemeine Stille entstand, ein schwerer Armstuhl wurde in das Zimmer gerollt.

Auf diesem Armstuhl saß ein alter Mann mit weißem Haar, ein dickes aufgedunsenes Gesicht, zwei glotzende Augen, welche vor sich hinstarrten, der Leib gekrümmt, die Arme schlaff über die Lehne herabhängend. Das war Hirsch Ehrenthal, ein blödsinniger Greis. Als der Stuhl in der Mitte der Versammlung stand, sah der Alte sich langsam um, nickte mit dem Kopf und wiederholte die eingelernten Worte: „Guten Abend, guten Abend." Seine Frau beugte sich zu ihm herab und rief mit lauter Stimme in sein Ohr: „Kennst du die Herrschaften, welche hier sind? Es ist die Verwandtschaft."

„Ich weiß," nickte die Gestalt, „es ist eine Soirée. — Sie sind alle gegangen zu einer großen Soirée, und ich bin allein geblieben in meiner Stube. — Und ich habe gesessen an seinem Bett. Wo ist der Bernhard, daß er nicht kommt zu seinem alten Vater?" Die Anwesenden, welche den Lehnstuhl umringt hatten, traten verlegen zurück, und die Hausfrau schrie dem Alten wieder ins Ohr: „Bernhard ist verreist, aber deine Tochter Rosalie ist hier."

„Verreist ist er?" frug der Alte traurig; „wohin kann er doch sein verreist? Ich habe ihm wollen kaufen ein Pferd, daß er kann darauf reiten, ich habe ihm wollen kaufen ein Gut, damit er soll leben als ein anständiger Mensch, was er immer ist gewesen. Ich weiß," rief er, „als ich ihn habe gesehen das letzte Mal, ist er gewesen auf einem Bett. Auf dem Bett hat er gelegen, und er hat seine Hand erhoben und hat sie geschüttelt gegen seinen Vater." Er sank in den Stuhl zurück und wimmerte leise.

„Komm her, Rosalie," rief die Mutter, geängstigt durch diese Phantasie des Schwachsinnigen. „Wenn dich der Vater sieht, mein Kind, kommt er auf andere Gedanken." Die Tochter trat heran und kniete, ihr Taschentuch unterbreitend, vor dem Stuhl des Vaters. „Kennst du mich, Vater?" rief sie.

„Ich kenne dich," sprach der Alte, „du bist ein Weib. Was braucht ein Weib zu liegen auf der Erde? Gebt mir meinen Gebetmantel und sprecht die Gebete. Ich will knieen an deiner Stelle und beten, denn es ist gekommen eine lange Nacht. Aber wenn sie wird vorüber sein, dann werden wir anzünden die Lichter und werden essen. Dann wird es Zeit sein, daß wir die bunten Kleider anziehen. — Was trägst du einen bunten Rock, jetzt, wo der Herr zürnt auf die Gemeinde?" — Er begann ein Gebet zu murmeln und sank wieder in sich zusammen.

Rosalie erhob sich unwillig; die Mutter sagte in großer Verlegenheit: „Es ist heut ärger mit ihm, als es jemals gewesen ist. Ich habe gewollt, daß der Vater gegenwärtig sein sollte beim Ehrentage der Tochter, aber ich sehe, daß er die Pflichten des Hausherrn nicht erfüllen kann. So werde ich der Gesellschaft als Mutter eine frohe Mittheilung machen." Sie faßte feierlich die Hand ihrer Tochter: „Treten Sie näher, Itzig."

Itzig hatte bis dahin abseits unter den Andern gestanden und auf den Alten gestarrt. Er hatte zuweilen mit den Achseln gezuckt und mit dem Kopfe geschüttelt über den Unsinn des Kranken, weil er fühlte, daß das bei seiner Stellung in der Familie schicklich war. Aber vor seinem Auge schwebte eine andere Gestalt, er wußte besser als die Andern, wer jammerte und stöhnte, er wußte auch, wer gestorben war und nicht verziehen hatte. So trat er langsam ueben die Frau vom Hause, den Blick stier auf den Alten gerichtet. Die Gäste umringten im Kreise ihn und Rosalie, die Mutter ergriff seine Hand.

Da fing der Alte in seinem Lehnstuhl wieder an zu schwatzen. „Seid still," sagte er vernehmlich, „dort steht er, der Unsichtbare. Wir gehen heim vom Begräbniß, und er tanzt unter den Weibern. Wen er ansieht, dem schlägt er die Glieder. Dort steht er!" schrie er laut und erhob sich aus seinem Stuhl. „Dort — dort. — Stürzt eure Wasserbecken um und flieht in die Häuser. — Denn der da steht, er ist verflucht vor dem Herrn. Verflucht!" schrie er und ballte die Hände und wankte wie rasend auf Itzig zu.

Itzigs Gesicht wurde fahl, er versuchte zu lachen, aber seine Züge verzogen sich in grimmiger Angst. Da wurde schnell die Thür aufgerissen, sein Laufbursche sah ängstlich herein. Itzig warf nur einen Blick auf den Knaben, und er wußte Alles, was der Andere ihm sagen wollte. Er war entdeckt, er war in Gefahr. Er sprang zur Thür und war verschwunden.

Lege deinen Brautschmuck ab, schöne Rosalie, wirf das goldene Armband mit Türkisen in die finstere Ecke des Hauses, wo der Moder an den Wänden sitzt und nie ein Lichtstrahl auf Gold und Edelsteine fällt. Die Steine sollen verbleichen und das Gold unscheinbar werden im Laufe der Jahre, die Kellerasseln sollen in den Gliedern des Armrings ihr Lager aufschlagen und durch das goldene Kettengelenk schlüpfen. Langbeinige Spinnen werden darüber kriechen und werden ihre Röhre daran spinnen, um einfältige Fliegen in der Finsterniß zu überraschen. Wirf das Armband weit weg von dir, denn jeder Gran Gold daran ist durch eine Schurkerei bezahlt. Zieh dein hochzeitlich Gewand aus und hülle deinen schönen Leib in Trauerkleider, und von den Blumen in deinem Haar pflücke die Blätter ab und wirf sie hinaus in die Nacht, dem kalten Nachtwind zum Spiele. Sieh ihnen nach, wie sie im Lichtscheine des Fensters flattern und in dem Dunkel verschwinden; sie fallen hinab in den Schmutz der Straßen, und der Fuß der Vorübergehenden bedeckt sie mit Schlamm.

Du wirſt keine Verlobung, kein Hochzeitsfeſt feiern mit deinem vielverſprechenden Bräutigam; du wirſt in den nächſten Tagen mit geſenktem Haupt über die Straßen eilen, und wo du vorübergehſt, werden die Leute einander anſtoßen und flüſtern: „Das iſt ſeine Braut.“ Und wenn die Zeit kommt, wo die Hoffnung der Mutter dich in der Reſidenz ſah, in luſtigen Flitterwochen, da wirſt du in einer fremden Stadt ſitzen, wohin du fliehſt, um dem Spott der Boshaften zu entrinnen. Du gehſt nicht im Schmerz unter, und deine Wange erbleicht nicht; du haſt ein glänzendes Ausſehen, und dein Vater hat viel Geld zuſammengeſcharrt; du findeſt mehr als Einen, der bereit iſt, der Nachfolger von Itzig zu werden. Dein Loos iſt, Einem heimzufallen, der dein Capital heiratet und deine Glieder mit vergnügtem Lachen in Kauf nimmt, und du wirſt ihn vom erſten Tage deiner Ehe an verachten, und wirſt ihn ertragen, wie man einen Schaden trägt, den der Arzt nicht wegſchaffen kann. Neue Gewänder von rauſchender Seide wirſt du tragen, und ein anderer Goldſchmuck wird an deinem Arm klirren, und der Inhalt deines Lebens wird ſein, als geſchmückte Puppe umher zu wandeln und deinen Mann höhniſch mit andern Männern zu vergleichen. Das Geld aber, welches der alte Ehrenthal durch Wucher und Schlauheit mit tauſend Sorgen für ſeine Kinder zuſammengebracht hat, das wird wieder rollen aus einer Hand in die andere, es wird dienen den Guten und Böſen und wird dahinfließen in den mächtigen Strom der Capitalien, deſſen Bewegung das Menſchenleben erhält und verſchönert, das Volk und den Staat groß macht und den Einzelnen ſtark oder elend, je nach ſeinem Thun.

Draußen war finſtere Nacht, durch die dicke Luft rieſelte ein kalter Sprühregen, und die Haut der Fußgänger ſchauerte unter den dichten Herbſtkleidern. Itzig ſprang die Treppe hinab. Er hörte noch auf den Stufen eine bebende Stimme: „Die Polizei iſt in der Wohnung, ſie ſtehen im Hofe, ſie

lauern auf der Treppe, ſie brechen die Stubenthür auf.“ Dann hörte er nichts mehr, eine furchtbare Angſt überſchüttete ſeine Seele. Mit raſender Schnelligkeit fuhren die Gedanken durch ſein Haupt. Flucht, Flucht! ſchrie Alles in ihm. Er fühlte nach ſeiner Taſche, worin er ſeit der letzten Woche einen Theil ſeines Vermögens herumtrug. Er dachte an die Züge der Eiſenbahn, es war nicht die Stunde, wo ein Zug abging, der ihn zum Meere führen konnte. Und auf allen Bahnhöfen fand er Verfolger, die auf ihn lauerten. So rannte er hinein in die Nacht, durch enge Gaſſen in entlegene Stadttheile. Wo eine Laterne brannte, fuhr er zurück. Immer flüchtiger wurde ſein Gang, immer verworrener der Zug ſeiner Gedanken. Endlich verließ ihn die Kraft, er kauerte in eine Ecke und preßte die Hände an ſeinen Kopf, um die Gedanken zuſammenzuhalten. Da hörte er das dumpfe Horn des Wächters in ſeiner Nähe, wenige Schritte von ihm ſtand der Mann, und ſeine Hellebarde klapperte an den Schlüſſeln, die er am Gürtel trug. Tief zur Erde beugte ſich der Flüchtige, die Angſt ſchnürte ihm die Bruſt zuſammen, daß er ſtöhnte, obgleich es ſein Leben galt. Auch hier war die Gefahr. Wieder ſtürzte er zwiſchen den Häuſerreihen vorwärts auf den einzigen Ort zu, der noch deutlich vor ſeiner Seele ſtand, vor dem er ſich graute wie vor dem Tode, und zu dem es ihn doch hinzog, als zu dem letzten Verſteck, das er auf Erden noch hatte. Als er in die Nähe der Herberge kam, ſah er einen dunklen Schatten vor der Thür. Dort hatte der kleine Mann oft in der Dunkelheit geſtanden und auf den heimkehrenden Veitel gewartet. Auch heut ſtand er dort und wartete auf ihn. Der Unſelige fuhr zurück und wieder näher heran, die Thür war frei. Er fuhr mit der Hand nach einem verborgenen Drücker und ſchlüpfte hinein. Aber hinter ihm hob ſich wieder drohend der Schatten aus dem Dunkel eines vorſpringenden Kellers, er glitt hinter ihm an die Thür und blieb dort regungslos ſtehen. Der Flüchtling

zog ſeine Stiefeln aus und huſchte die Treppe hinauf. Er fühlte ſich im Finſtern an eine Stubenthür, öffnete ſie mit zitternder Hand und griff nach einem Schlüſſelbund an der Wand. Mit den Schlüſſeln eilte er durch den Saal auf die Galerie, wie in weiter Ferne hörte er die Athemzüge ſchlafender Menſchen. Er ſtand vor der Treppenthür. Ein heftiger Schauer ſchüttelte ſeine Glieder, wankend ſtieg er hinunter, Stufe auf Stufe. Als er den Fuß in das Waſſer ſetzte, hörte er ein klägliches Stöhnen. Er hielt ſich an die Holzwand, wie der Andere gethan, und ſtarrte hinunter. Wieder ſtöhnte es aus tiefſter Bruſt, er merkte, daß er es ſelbſt war, der ſo Athem holte. Mit dem Fuß ſuchte er den Gang im Waſſer. Das Waſſer war geſtiegen ſeit jener Zeit, es ging ihm hoch über das Knie, er hatte Grund gefunden und ſtand im Waſſer.

Finſter war die Nacht, immer noch rieſelte der Regen durch die ſchwere Luft, der Nebel überzog Häuſer und Galerien längs dem Fluſſe, nur undeutlich trat eine Waſſertreppe, ein ſtützender Pfeiler oder das Giebeldach eines Hauſes aus der dunkelgrauen Maſſe hervor. Das Waſſer ſtaute ſich an den alten Pfählen, den Treppen und den Vorſprüngen der Häuſer und murmelte eintönig. Es war der einzige Laut in der finſtern Nacht, und er drang wie Donnergetös in das Ohr des Mannes. Alle Qual der Verdammten fühlte er jetzt, wo er watend, mit den Händen fühlend, durch Waſſer und Regen den Weg der Rettung ſuchte. Er klammerte ſich an das ſchlüpfrige Holz der Pfähle, um nicht zu ſinken. Er ſtand an der Treppe des Nachbarhauſes, er fühlte nach den Schlüſſeln in ſeiner Taſche, noch ein Schwung um die Ecke, und ſein Fuß berührte die Stufen der Treppe. Da, als er ſich wenden wollte, fuhr er kraftlos zurück, der gehobene Fuß ſank in das Waſſer, vor ſich auf dem Pfahlwerk über der Fluth ſah er eine dunkle, gebückte Geſtalt. Er konnte die Umriſſe des alten Hutes erkennen, er ſah trotz der Finſterniß

die häßlichen Züge eines wohlbekannten Geſichts. Unbeweglich ſaß die Erſcheinung vor ihm. Er fuhr mit der Hand an ſeine Augen und in die Luft, als wollte er ſie wegwiſchen. Es war keine Täuſchung, das Geſpenſt ſaß wenige Schritte vor ihm. Endlich ſtreckte das Schreckliche eine Hand aus nach Itzigs Bruſt. Mit einem Schrei fuhr der Verbrecher zurück, ſein Fuß glitt von dem Wege herunter, er fiel bis an den Hals ins Waſſer. So ſtand er im Strom, über ihm heulte der Wind, an ſeinem Ohr rauſchte das Waſſer immer wilder, immer drohender. Er hielt die Hände in die Höhe, ſein Auge ſtarrte noch immer auf die Erſcheinung vor ihm. Langſam löſte ſich die fremde Geſtalt von dem Balken, es rauſchte auf dem Wege, den er ſelbſt gegangen war, das Geſpenſt trat ihm näher, wieder ſtreckte ſich die Hand nach ihm aus. Er ſprang entſetzt weiter ab in den Strom. Noch ein Taumeln, ein lauter Schrei, der kurze Kampf eines Ertrinkenden, und Alles war vorüber. Der Strom rollte dahin und führte den Körper des Lebloſen mit ſich.

An dem Rand des Fluſſes wurde es lebendig, Pechfackeln glänzten am Ufer, Waffen und verhüllte Uniformen blinkten im Schein der Lichter. Der Zuruf ſuchender Menſchen wurde gehört, und vom Fuß der Treppe watete ein Mann längs dem Ufer und rief hinauf: „Er iſt fortgetrieben, bevor ich ihn erreichen konnte, morgen wird er am Wehr zu finden ſein.“

7.

Die Herberge des Löbel Pinkus wurde durchſucht, das geheime Magazin im Nebenhauſe mit Beſchlag belegt; und da man die Beute zahlreicher alter und neuer Diebſtähle darin angeſammelt fand, wurde der Herbergsvater ſelbſt ins Gefängniß geſetzt. Unter den gefundenen Gegenſtänden war auch die leere Caſſette des Freiherrn; in einem verſchloſſenen Schrank der geheimen Höhle lagen zuſammengepackt die Ehrenſcheine des

Freiherrn und die beiden Hypothekeninſtrumente über die erſten und die letzten zwanzigtauſend Thaler der Gutsſchulden. In der Wohnung des Agenten Itzig fand ſich ein Document, in welchem Pinkus verſicherte, daß Veitel Itzig Eigenthümer der erſten Hypothek ſei. Der harte Sinn des Pinkus wurde durch die Unterſuchungshaft erweicht; er geſtand, was zu leugnen für ihn nicht mehr von Nutzen war, daß er nur im Auftrage des Ertrunkenen dem Freiherrn das Geld gezahlt und daß dieſer in der That von Itzig nicht mehr als zuſammen ungefähr zehntauſend Thaler erhalten habe. So gewann der Freiherr auch ſein Anrecht auf die Hälfte der erſten Hypothek zurück.

Pinkus wurde zu langer Gefängnißſtrafe verurtheilt. Die ſtille Herberge ging ein, und Tinkeles, der das zweite Hundert gleich nach Itzigs Tode von Anton gefordert hatte, trug fortan ſein Bündel und ſeinen Kaftan in einen andern Schlupfwinkel. Sein Gefühl für die Handlung erhielt durch die letzten Ereigniſſe eine Wärme, welche die Handlung veranlaßte, ihm gegenüber ungewöhnliche Vorſicht zu beobachten und einige große Geſchäfte zurückzuweiſen, die er jetzt durchaus mit ihr unternehmen wollte. Die natürliche Folge dieſer Kälte war, daß Tinkeles um ſo höhere Achtung vor der Klugheit des Geſchäfts erhielt und fortfuhr, dem Comtoir ſeine Beſuche zu gönnen, ohne daß eine neue kühne Speculation das gute Verhältniß unterbrach. Das Haus des Pinkus wurde verkauft, ein ehrlicher Färber zog hinein, und von der Galerie, an welcher einſt die hagere Geſtalt des jungen Veitel gelehnt hatte, hing jetzt blau und ſchwarz gefärbtes Garn hinunter bis in die trübe Fluth.

Nach langen Verhandlungen mit dem Anwalt und der gedrückten Familie Ehrenthals empfing Anton im Wege des Vergleichs die Ehrenſcheine und die letzte Hypothek gegen Zahlung der zwanzigtauſend Thaler zurück.

Unterdeß kam der Verſteigerungstermin des Familiengutes

heran. Noch vor dem Tage ſuchte ein Kaufluſtiger Anton auf, und Anton traf mit ihm unter Zuziehung ſeines Rechtsbeiſtandes und mit Einwilligung des Freiherrn das Abkommen, daß der Käufer wenigſtens eine Kaufſumme zu bieten habe, welche dem Freiherrn auch die letzte für Ehrenthal ausgeſtellte Hypothek rettete. Bei dem noch immer niedrigen Güterpreiſe war eine höhere Verkaufſumme für das Gut nicht zu hoffen, und im Termin, deſſen Ende Anton in großer Spannung abwartete, erſtand der neue Käufer in der That das Gut zu dem vorher beſprochenen Preiſe.

Am Tage nach dem Verkauf ſchrieb Anton der Baronin, er überſandte ihr die Schuldſcheine des Freiherrn und ſeine Vollmacht. Er ſiegelte den Brief mit dem frohen Gefühl, daß er aus all der Verwirrung für Lenore doch ein Erbtheil von ungefähr dreißigtauſend Thalern gerettet hatte.

Auf dem Dach des Staroſtenhauſes lag wieder der weiße Schnee, und die Krähen drückten die Spuren ihrer Füße hinein. Das glänzende Feſtkleid des Winters war über Flur und Wald ausgebreitet, in tiefem Schlaf lag die Erde, kein Schäferhund bellte auf den Feldern, das Ackergeräth ſtand unthätig in einem Schoppen des Hofes. Und doch war auf dem Gut ein heimliches Leben ſichtbar, und über den weiten Hofraum eilten geſchäftige Arbeiter mit Zollſtab und Säge. Der Boden in dem Wirthſchaftshof war uneben, denn der Grund für neue Gebäude wurde ausgegraben, und in den Stuben, und ſogar draußen im Sonnenſchein arbeitete eine Schaar Handwerker aus der Stadt, Zimmerleute, Tiſchler und Stellmacher. Luſtig pfiff der Geſell ſein Lied bei der Arbeit, und die gelben Spähne flogen weit in den Hof hinein. Es war eine neue Kraft auf dem Gute ſichtbar und ein neues Leben, und wenn das Frühjahr kommt, wird eine Schaar Arbeiter ſich über den polniſchen Grund verbreiten und den ausgeruhten Boden zwingen, emſiger Arbeit Früchte zu tragen.

In seiner warmen Stube saß Vater Sturm auf der Schnitzbank unter Tonnenreifen und Faßdauben, und sein Eisen arbeitete mächtig in das Eichenholz hinein. Und ihm gegenüber auf dem einzigen Polsterstuhle der Stube lehnte der blinde Freiherr, den Krückstock in der Hand, sein Ohr auf den alten Sturm gerichtet.

„Sie müssen müde sein, Sturm," sagte der Freiherr.

„Ei," rief der Riese, „mit den Händen geht es noch wie sonst. Das hier wird eine kleine Tonne für das Regenwasser, es ist bloße Kinderarbeit."

„Auch er hat einmal in einer kleinen Tonne gesteckt," sagte der Freiherr vor sich hin. „Er war ein schwaches Kind, die Amme hatte ihn zum Baden hineingesetzt, und er hatte seinen Rücken darin gebogen und vorn die Knie angestemmt, so konnte er nicht mehr heraus. Ich mußte die Reifen der Tonne abschlagen lassen, um den Knaben aus seinem Gefängniß zu erlösen."

Der Riese räusperte sich. „Waren es eiserne Reifen?" frug er theilnehmend.

„Es war mein Sohn," sagte der Freiherr mit zuckendem Antlitz.

„Ja," sagte Sturm leise, „er war stattlich, er war ein hübscher Mann, es war eine Freude, zu hören, wenn sein Säbel rasselte, und zu sehen, wie er seinen kleinen Bart drehte." — Ach, er hatte dasselbe dem blinden Vater schon oft gesagt, alle Tage mußte er es wiederholen, wenn der Freiherr ihm gegenüber saß!

„Es war des Himmels Wille," sagte der Freiherr und faltete die Hände.

„So war es," wiederholte der alte Sturm, „unser Herrgott wollte ihn zu sich nehmen, gerade als er bei seiner besten Arbeit war. Das war ehrenvoll für ihn, und kein Mensch kann schöner die Erde verlassen. Für sein Vaterland und für seine Eltern zog er in seinem Schnurrock aus, und er war

ſiegreich und jagte die Polacken in die Felder, als der Herr ſeinen Namen rief und ihn unter ſeine eigene Garde verſetzte."

„Ich aber mußte zurückbleiben," klagte der Freiherr.

„Und mich freut's, daß ich unſern jungen Herrn noch geſehen habe," fuhr Sturm mit großer Beredtſamkeit fort, „denn wie Sie wiſſen, war er damals unſer junger Herr. Sie vertrauten meinem Karl die ganze Wirthſchaft an, und ſo war es für mich eine Ehre, auch Ihrem Herrn Sohn ein Vertrauen zu zeigen."

„Es war unrecht, daß er zu Ihnen kam Geld zu borgen," ſagte der Freiherr kopfſchüttelnd. Und er ſagte ſo, weil er die troſtvolle Antwort Sturms ſchon oft gehört hatte und ſie wieder hören wollte.

Der Rieſe legte ſein Schnitzeiſen weg, fuhr ſich in die Haare und bemühte ſich, recht unternehmend auszuſehen, als er in leichtſinnigem Tone begann: „Wiſſen Sie was, man muß mit einem jungen Herrn auch Nachſicht haben. Jugend will austoben. Es borgt ſich Mancher Geld in jungen Jahren, und vollends wenn Einer einen ſo luſtigen Rock hat, mit Quaſten und Silber. Wir waren auch keine Geizhälſe, Herr Baron," fuhr er bittend fort und klopfte mit ſeinem Eiſen leiſe an die Knie des Blinden. — „Und der Herr Offizier war ſehr artig, und ich glaube, er war etwas verlegen. Und als ich ihm das Geld gab, ſah ich ihm an, wie leid es ihm that, daß er es brauchte. Ich gab's ihm um ſo lieber. Und als ich ihm in die Droſchke half und er ſich aus dem Wagen beugte, ich verſichere Ihnen, da war er ganz bewegt, er griff mit beiden kleinen Händen heraus und ſuchte meine Fauſt, um ſie noch einmal zu ſchütteln. Und wie er ſo daſaß, fiel das Licht der Straßenlaterne in ſein Geſicht. Es war in dieſem Augenblick ein freundliches liebes Geſicht, etwa wie das Ihrige und noch mehr wie das der Frau Baronin, ſoweit ich dies geſehen habe."

Auch der Blinde ſtreckte die Hände aus und ſuchte die Fauſt des Aufladers. Sturm ſchob die Schnitzbank vor, faßte mit ſeiner Rechten die Hände des Freiherrn und ſtreichelte ſie mit der Linken. So ſaßen Beide ſtumm nebeneinander.

Endlich begann der Freiherr mit gebrochener Stimme: „Sie ſind der letzte Menſch geweſen, der meinem Eugen Freundſchaft bewieſen hat — ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von Herzen. Es iſt ein unglücklicher zerſchmetterter Mann, der Ihnen das ſagt. Aber ſo lange ich noch auf dieſer Erde lebe, werde ich den Segen des Höchſten für Sie erflehen. Es ſollte nicht ſein, daß mein Sohn mir in meinen alten Tagen den wankenden Schritt ſtützte, Ihnen aber hat der Himmel einen guten Sohn erhalten. Was ich von Friede und Glück für meinen armen Eugen wünſchen würde, das, flehe ich zu Gott, ſoll Ihrem Sohne werden.“

Sturm fuhr ſich über die Augen und umſchloß gleich darauf wieder die Hände des Freiherrn. So ſaßen die Väter wieder ſtumm nebeneinander, bis der Freiherr ſich mit einem Seufzer erhob. Behutſam faßte Sturm den Arm des Blinden und führte ihn über Hof und Anger bis auf die Rampe des Schloſſes. Jetzt iſt ein Weg zu der Thurmthür aufgeſchüttet, er hat eine Vormauer von großen Quaderſteinen, und man kann zu Fuß und zu Wagen die Thurmthür erreichen. Und Sturm zieht den Draht einer Glocke, der Diener des Freiherrn eilt herzu und führt ſeinen Herrn die Schloßtreppe hinauf, denn das Treppenſteigen wird dem Vater Sturm noch ſauer. —

In den Wirthſchaftshof fuhr unterdeß ein Wagen, Karl eilte reſpectvoll aus ſeiner Stube, der neue Gutsherr ſprang herab.

„Guten Tag, Sergeant!“ rief Fink, „wie ſteht's im Schloſſe und in der Wirthſchaft? Was macht das Fräulein und die Frau Baronin?“

„Alles in Ordnung,“ meldete Karl, „nur mit der Frau

Baronin geht's ſchwach. Wir erwarten Sie ſchon ſeit vierzehn Tagen. Die Herrſchaften im Schloß haben alle Tage gefragt, ob keine Nachricht von Ihnen gekommen ſei."

„Ich wurde aufgehalten," ſagte Fink, „und ich wäre vielleicht noch nicht zurück, aber ſeit dem Schneefall iſt nicht mehr viel von den Gütern zu ſehen. Ich habe Dobrowice gekauft."

„Alle Wetter!" rief Karl erfreut.

„Mächtiger Boden," fuhr Fink fort, „fünfhundert Morgen Laubwald, in dem die Baumaſche faſt einen Fuß hoch liegt. In dem polniſchen Loch daneben, das ſie dort Kreisſtadt nennen, fuhr das Schachervolk wie Ameiſen durcheinander, als es erfuhr, daß von jetzt unſer Sporn täglich über ihren Markt klirren ſoll. Sie aber, Amtmann, werden ſich freuen, wenn Sie das neue Gut ſehen. Ich habe Luſt, Sie im erſten Frühjahr hinzuſchicken. — Was halten Sie in der Hand? ein Schreiben von Anton? Geben Sie her."

Er brach den Brief haſtig auf. „Iſt das Fräulein im Schloß?" — „Ja, Herr von Fink." — „Gut. Heut Abend geht ein Bote zum Paſtor nach Neudorf." Mit ſchnellen Schritten ging er nach dem Schloß.

Lenore ſaß in ihrem Zimmer, um ſie herum lag zerſchnittene Leinwand, ſie nähte. Emſig ſtach ſie mit der Nadel in den harten Stoff, legte zuweilen die Naht auf das Knie, glättete mit dem Fingerhut und betrachtete dann mißtrauiſch die einzelnen Stiche, ob ſie auch klein und regelmäßig waren. Da klang auf dem Corridor der ſchnelle Schritt, ſie ſprang auf, und krampfhaft preßte ihre Hand die Leinwand zuſammen. Aber ſie faßte ſich mit kräftigem Entſchluß und ſetzte ſich wieder zu ihrer Arbeit. Es klopfte an ihre Thür. Ein tiefes Roth ſtieg ihr langſam über Hals und Wange, und ihr Herein! gelangte kaum bis an das Ohr des Gaſtes. Der eintretende Fink ſah ſich neugierig in dem ſchmuckloſen Raume um, an der Wand einige Kreidezeichnungen Lenorens, ſonſt

nur der unentbehrlichſte Hausrath. Das kleine Sopha aus Pantherfellen ſtand nicht mehr darin.

Als Fink ſich vor Lenore verneigte, frug ſie in gleichgültigem Ton: „Hat etwas Unangenehmes Sie aufgehalten? Wir alle machten uns Sorge.“

„Ein Gut, das ich gekauft habe, verzögerte die Rückkehr. Jetzt komme ich in Eile, mich bei meiner Herrin zu melden; zugleich bringe ich Ihnen ein Packet, welches Anton für die Frau Baronin geſandt hat. Wenn das Befinden der gnädigen Frau mir erlaubt, ſie zu begrüßen, wünſche ich ihr meine Aufwartung zu machen.“

Lenore nahm den Brief: „Ich gehe ſogleich zur Mutter, verzeihen Sie!“ Mit einer Verbeugung ſuchte ſie bei ihm vorbeizukommen.

Fink hielt ſie durch eine Handbewegung zurück und ſagte ſcherzend: „Ich ſehe Sie hausmütterlich mit Schere und Nadel beſchäftigt. Wer iſt der Glückliche, für den Sie dieſe keilförmigen Stücke zuſammennähen?“

Lenore erröthete wieder: „Das iſt Frauenarbeit, und ein Herr darf danach nicht fragen.“

„Ich weiß doch, der Fingerhut ſteht ſonſt nicht in Ihrer Gunſt,“ ſagte Fink gutmüthig. „Iſt es denn nöthig, liebes Fräulein, daß Sie ſich die Augen verderben?“

„Ja, Herr von Fink,“ erwiederte Lenore in feſtem Tone, „es iſt nöthig und es wird nöthig ſein.“

„Ei, ei!“ rief Fink kopfſchüttelnd und ſtützte ſich gemächlich auf eine Stuhllehne. „Glauben Sie denn, daß ich Ihre geheimen Feldzüge mit Nadel und Schere nicht ſchon längſt gemerkt habe? Und dazu Ihr ernſtes Geſicht und die wahrhaft glorreiche Haltung, mit der Sie mich dreiſten Knaben behandeln. Wo iſt das Katzenſopha? Wo iſt die brüderliche Offenheit, die ich nach unſerm Vertrage erwarten durfte? Sie haben unſer Abkommen ſchlecht gehalten. Ich ſehe deutlich, mein guter Freund iſt geneigt mich aufzugeben, und zieht

ſich mit beſtem Anſtande zurück. Aber geſtatten Sie auch mir die Bemerkung, daß Ihnen das ſchwerlich etwas nützen wird. Sie werden mich nicht los."

„Seien Sie edelmüthig, Herr von Fink," unterbrach ihn Lenore in heftiger Bewegung; „machen Sie mir nicht noch ſchwerer, was ich thun muß. Ja, ich bereite mich vor, von hier zu ſcheiden, zu ſcheiden auch von Ihnen."

„Sie weigern ſich alſo, hier bei mir auszuhalten?" ſagte Fink mit gefurchter Stirn. — „Wohlan, ich werde wiederkommen und ſo lange bitten, bis Sie mich erhören. Wenn Sie mir entlaufen, reiſe ich Ihnen nach, und wenn Sie Ihr ſchönes Haar abſchneiden und in ein Kloſter fliehen, ich ſprenge die Mauern und hole Sie heraus. Habe ich nicht um Sie geworben, wie der Taugenichts im Märchen um die Königstochter? Um Sie zu gewinnen, ſtolze Lenore, habe ich Sand in Gras verwandelt, und mich ſelber in einen ehrbaren Hauswirth. Dieſe Wunderthaten haben Sie verſchuldet. Darum, geliebte Herrin, ſeien Sie geſcheidt und quälen Sie uns nicht durch mädchenhafte Launen."

„O ehren Sie dieſe Launen!" rief Lenore in Thränen ausbrechend. „In der Einſamkeit dieſer Wochen habe ich jede Stunde mit meinem Schmerz gerungen. Ich bin ein armes Mädchen, das jetzt die Pflicht hat, für ihre leidenden Eltern zu leben. Die Mitgift, welche ich in Ihre Zukunft bringen würde, heißt Krankheit, Trübſinn und Hilfloſigkeit."

„Sie irren," unterbrach ſie Fink ernſt. „Unſer Freund hat für Sie geſorgt. Er hat zwei Schurken ins Waſſer gejagt und die Schulden Ihres Vaters bezahlt; dem Freiherrn bleibt ein hübſches kleines Vermögen, alle Noth iſt zu Ende, und Sie ſelbſt, Trotzkopf, ſind gar keine ſchlechte Partie, wenn Ihnen daran etwas liegt. Der Brief, den Sie in der Hand halten, vernichtet Ihre Philoſophie."

Lenore ſtarrte auf den Umſchlag und warf den Brief von ſich weg. „Nein!" rief ſie außer ſich. „Als ich von Jammer

zerriſſen an Ihrem Herzen lag, damals riefen Sie mir zu, ich ſollte Kraft gewinnen auch Ihnen gegenüber. Und jeden Tag fühle ich, daß ich Ihnen gegenüber keine Kraft habe, keine Ueberzeugung und keinen Willen. Was Sie ſagen, erſcheint mir wahr, und ich vergeſſe, was ich ſelbſt anders gedacht; was Sie von mir fordern, das muß ich thun, widerſtandslos, wie eine Sklavin. Die Frau, welche neben Ihnen durch das Leben geht, ſoll Ihnen ebenbürtig ſein an Geiſt und Kraft, und ſicher ſoll ſie ſich fühlen in dem eigenen Kreiſe. Ich bin ein ungebildetes, hilfloſes Mädchen. In thörichter Leidenſchaft habe ich Ihnen verrathen, daß ich um Ihretwillen wagen kann, was ein Weib nie wagen ſollte. Sie finden in mir nichts, was Sie ehren können. Sie werden mich küſſen und — werden mich ertragen." — Lenorens Hand ballte ſich und ihre Augen flammten. So ſtand ſie vor ihm und ihre Geſtalt erbebte in dem Kampfe von Stolz und Liebe.

„Reut Sie ſo ſehr, daß Sie für mich eine Kugel in die Schulter des Mordgeſellen ſandten?" frug Fink finſter. „Was ich ſehe, ſieht nicht aus wie Liebe, eher wie Haß."

„Ich Sie haſſen!" rief das Mädchen und ſchlug die Hände vor das Geſicht.

Er nahm ihr die Hände vom Antlitz, zog ſie an ſich und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. „Vertraue mir, Lenore."

„Laß mich, laß mich!" rief Lenore ſich ſträubend, aber ihr Mund hing wieder heiß an dem ſeinen, ſie umſchlang ihn feſt und zu ihm aufſehend mit einem leidenſchaftlichen Ausdruck von Liebe und Furcht, glitt ſie zu ſeinen Füßen nieder.

Erſchüttert beugte ſich Fink herab und hob ſie auf. „Mein biſt du, und ich halte dich feſt!" rief er. „Mit Büchſe und Blei habe ich dich erbeutet, du ſtürmiſches Herz! — In einem Athem ſagſt du mir Liebevolles und Hartes. — Alle Wetter, bin ich denn ein ſolcher Sklavenvogt, daß ein braves Weib fürchten muß, unter mein Joch zu kommen? So wie du biſt, Lenore, entſchloſſen, kühn, ein kleiner Teufel von Leidenſchaft,

gerade so will ich dich haben und nicht anders. Wir sind Waffenbrüder gewesen und wir werden es in diesem Lande bleiben. Der Tag kann wiederkommen, wo wir beide in unserem Hause den Kolben an die Wange legen, und das Volk um uns verlangt einen Sinn, der eher einen Schlag gibt, als einen erträgt. Und wärest du niemals die Sehnsucht meines Herzens gewesen, und wärest du ein Mann, ich würde dich für mein Leben zu gewinnen suchen als meinen Genossen. Denn, Lenore, du wirst mir nicht nur ein liebes Weib sein, auch ein muthiger Freund, der Vertraute meiner Thaten, mein treuester Kamerad."

Lenore schüttelte den Kopf, aber sie hielt den Geliebten fest umklammert. „Ich soll deine Hausfrau werden," klagte sie. Fink strich ihr liebkosend über das Haar und küßte die glühende Stirn. „Gib dich zufrieden, mein Herz," sagte er zärtlich, „und finde dich drein. Wir haben mit einander in einem Feuer gesessen, das stark genug war, um ein großes Gefühl zur Reife zu bringen. Und wir kennen Eines das Andere. Unter uns gesagt, wir werden manchmal einen Wirbelwind in unserm Hause haben. Ich bin kein bequemer Gesell, am wenigsten für ein Weib, und du wirst deinen eigenen Willen, dessen Verlust du jetzt beklagst, recht gemüthlich wiederfinden. Sei ruhig, Liebchen, du wirst wieder ein Trotzkopf werden, wie du gewesen bist, du brauchst dich deshalb gar nicht zu grämen. Also auf einige Stürme mache dich gefaßt, aber auch auf herzliche Liebe und auf ein fröhliches Leben. Du sollst mir wieder lachen, Lenore. Meine Hemden brauchst du nicht zu nähen; wenn du das Wirthschaftsbuch nicht führen willst, so läßt du es bleiben. Und wenn du deinen Söhnen zuweilen im Eifer einen Backenstreich gibst, er wird unserer Brut nicht schaden. Also ich denke, du gibst dich."

Lenore schwieg, aber sie drückte sich fest an seine Brust.

Fink zog sie fort. — „Komm zur Mutter!" rief er.

Ueber das Bett der Kranken beugten sich Fink und Lenore.

Um das bleiche Geſicht der Mutter flog ein heller Schein, als ſie die Hände auf das Haupt des Mannes legte und ihm ihren Segen gab.

„Sie iſt weich und noch immer ein Kind," ſagte ſie zu dem Manne. „In Ihren Händen, mein Sohn, liegt es, eine gute Frau aus ihr zu machen."

Sie trieb die Kinder aus dem Zimmer. „Geht zum Vater," bat ſie, „führt ihn dann zu mir und laßt uns allein."

Als der Freiherr neben ſeiner Gemahlin ſaß, zog die Baronin ſeine Hand an ihre Lippen und ſprach leiſe: „Heut will ich dir danken, Oskar, für viele Jahre des Glücks, für all deine Liebe."

„Armes Weib!" murmelte der Blinde.

„Was du erfahren und gelitten haſt," fuhr die Baronin fort, „das haſt du erfahren und gelitten für mich und meinen Sohn, und Beide laſſen wir dich allein zurück in einer freudeloſen Welt. — Dir ſollte das Glück nicht werden, deinen Namen in der Familie zu vererben. In deinem Haus biſt du der Letzte, welcher den Namen Rothſattel trägt."

Der Freiherr ſtöhnte.

„Aber der Ruf, den wir hinterlaſſen, ſoll ohne Flecken ſein, wie dein ganzes Leben war, — bis auf zwei Stunden der Verzweiflung." Sie hielt die Hand des Blinden an das Bündel Schuldſcheine und riß jeden einzelnen durch, ſie klingelte dem Diener und ließ die Papiere Stück für Stück in den Ofen werfen. Die Flamme flackerte hell auf und warf ein rothes Licht über das Zimmer, es rauſchte und kniſterte, bis der Brand verglommen. Die Dämmerung des Abends füllte die Stube, und an dem Bett der kranken Frau lag der Freiherr und drückte das Haupt in die Decken, und ſie hielt ihre Hände über ihm gefaltet, und ihre Lippen bewegten ſich im leiſen Gebet.

Im Morgengrau flattern die Krähen und Dohlen über dem Schnee des Schloßdaches. Die ſchwarzen Vögel ſchweben

um die Zinne des Thurms, und ſie brechen mit lautem Geſchrei nach dem Walde auf und erzählen ihrem Volke, daß im Hauſe eine Braut ſei und eine Tote. Die bleiche Frau aus der Fremde iſt in der Nacht geſtorben, und der Blinde, welcher jetzt zuſammengeſunken in den Armen ſeiner Tochter liegt, hat in ſeinem Schmerz nur ein tröſtendes Gefühl, daß er ihr, die endlich Ruhe gefunden, in Kurzem nachfolgen wird. Und die Unglücksvögel rufen in alle Lüfte, daß auch die fremden Einwanderer dem alten Slavenfluch verfallen ſind, der auf dem Schloſſe und auf dem Grunde liegt.

Aber den Mann, welcher jetzt im Schloß gebietet, kümmert es wenig, ob eine Dohle ſchreit oder die Lerche; und wenn ein Fluch auf ſeinem Boden liegt, er bläſt lachend in die Luft und bläſt ihn hinweg. Sein Leben wird ein unaufhörlicher ſiegreicher Kampf ſein gegen die finſtern Geiſter der Landſchaft; und aus dem Slavenſchloß wird eine Schaar kraftvoller Knaben herausſpringen, und ein neues deutſches Geſchlecht, dauerhaft an Leib und Seele, wird ſich über das Land verbreiten, ein Geſchlecht von Coloniſten und Eroberern.

Mit wenigen herzlichen Worten zeigte Fink dem Freund ſeine Verlobung und den Tod der Baronin an. Ein verſiegelter Brief an Sabine lag dem Schreiben bei.

Es war Abend, als der Poſtbote den Brief in Antons Zimmer brachte. Lange ſaß Anton den Kopf auf die Hand geſtützt vor der Botſchaft, endlich ergriff er den Brief an Sabine und eilte nach dem Vorderhaus.

Er traf den Kaufmann im Arbeitszimmer und übergab dieſem den Brief. Der Kaufmann rief ſogleich Sabine herein. „Fink iſt verlobt, hier die Anzeige an dich!“

Sabine ſchlug erfreut die Hände zuſammen und eilte auf Anton zu, aber ſie hielt erröthend auf dem Wege an, trug den Brief zur Lampe und öffnete. Es mußte nicht Vieles darin ſtehen, denn ſie war im Augenblick zu Ende; ſie mühte

ſich ernſthaft auszuſehen, aber der Mund gehorchte ihr nicht, ſie vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken. Anton hätte zu anderer Zeit dieſe Stimmung mit leidenſchaftlichem Antheil beobachtet, heut achtete er kaum darauf.

„Sie bleiben doch heut Abend bei uns, lieber Wohlfart?“ frug der Kaufmann.

Anton erwiederte: „Ich ſelbſt wollte Sie bitten, mir einige Minuten zu ſchenken. Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen.“ Er ſah unruhig auf Sabine.

„Laſſen Sie hören! — Bleib, Sabine!“ rief der Kaufmann der Schweſter zu, welche nach Antons Worten entſchlüpfen wollte. „Ihr ſeid gute Freunde, Herr Wohlfart wird an deiner Gegenwart keinen Anſtoß nehmen. Sprechen Sie, Freund, womit kann ich Ihnen dienen?“

Anton preßte die Lippen zuſammen und blickte wieder auf die Geliebte, welche an den Thürpfoſten gelehnt vor ſich niederſah. „Darf ich fragen, Herr Schröter,“ begann er endlich mit Ueberwindung, „ob Sie die Stelle gefunden haben, welche Ihre Güte mir vermitteln wollte?“

Sabine bewegte ſich unruhig, auch der Kaufmann ſah verwundert auf. „Ich glaube, Ihnen etwas anbieten zu können, aber eilt das ſo ſehr, lieber Wohlfart?“

„Ja,“ entgegnete Anton feierlich. „Ich habe keinen Tag zu verlieren. Meine Beziehungen zu der Familie Rothſattel ſind jetzt völlig gelöſt, die furchtbaren Ereigniſſe, welche noch in den letzten Wochen durch meine Thätigkeit herbeigeführt wurden, haben auch meinen Körper angegriffen. Ich ſehne mich nach Ruhe. Regelmäßige Arbeit in einer fremden Stadt, wo mich nichts mehr an die Vergangenheit erinnert, iſt mir jetzt Bedürfniß.“

Wieder bewegte ſich Sabine, ein ernſter Blick des Bruders hielt ſie zurück.

„Und dieſe Ruhe, die auch ich für Sie wünſche, können Sie bei uns nicht finden?“ frug der Kaufmann.

„Nein," erwiederte Anton mit klangloſer Stimme, „ich bitte Sie, mir nicht zu zürnen, wenn ich heut von Ihnen Abſchied nehme."

„Abſchied!" rief der Hausherr. „Ich verſtehe nicht, weshalb das ſo eilig iſt. In unſerm Hauſe ſollen Sie ſich erholen, die Frauen ſollen beſſer für Sie ſorgen, als ſie bisher gethan. Wohlfart beklagt ſich über dich, Sabine. Er ſieht blaß und angegriffen aus. Du und die Tante, ihr dürft ſo etwas nicht leiden."

Sabine antwortete nichts.

„Ich muß fort, Herr Schröter," ſprach Anton feſt, „morgen reiſe ich ab."

„Und wollen Sie Ihren Freunden nicht ſagen, weshalb dies ſo plötzlich ſein muß?" frug der Kaufmann ernſthaft.

„Sie wiſſen, weshalb. — Ich habe mit meiner Vergangenheit abgeſchloſſen. Ich habe bis jetzt ſchlecht für meine Zukunft geſorgt, denn ich bin in der Lage, mir in der Fremde als Dienender erſt Zutrauen und gute Geſinnung erwerben zu müſſen. — Ich bin auch an Freunden ſehr arm geworden. Von allen Menſchen, welche mir lieb ſind, muß ich mich entfernt halten auf Jahre, auf lange Zeit. Ich habe einige Urſache, mich allein zu fühlen, und da ich mein Leben von Neuem geſtalten muß, ſo ſoll das ſo bald als möglich geſchehen, denn jeder Tag, den ich hier verlebe, iſt fruchtlos, er macht meine Kraft geringer und die nothwendige Trennung ſchwerer." So ſprach er mit tiefer Bewegung; die Stimme bebte ihm, aber er verlor nicht ſeine ruhige Haltung. Er trat auf Sabine zu und faßte ihre Hand. „In dieſer letzten Stunde bekenne ich Ihnen, in Gegenwart Ihres Bruders, was zu hören Sie nicht beleidigen kann, weil Sie auch das ſchon längſt wiſſen. — Die Trennung von Ihnen ſchmerzt mich mehr, als ich ſagen kann. Leben Sie wohl!" Jetzt übermannte ihn die Rührung, er wandte ſich ſchnell ab und trat an das Fenſter.

Der Kaufmann begann nach einer Pause: „Daß Sie so eilig von uns gehen, lieber Wohlfart, kommt auch meiner Schwester ungelegen. Sabine hatte gerade jetzt den Wunsch, Sie um einen Ritterdienst zu ersuchen, wie ihn die Schwester eines Kaufmanns verlangen kann. Auch ich wünsche sehr, daß Sie diese Bitte nicht abschlagen. Sabine bittet, daß Sie ihr einige Blätter durchsehen und dabei ihren Vortheil mir gegenüber wahrnehmen. Es ist keine große Arbeit."

Anton wandte sich mit Ueberwindung um und machte ein Zeichen der Einwilligung.

„Zuvor aber erfahren Sie einen Umstand, der Ihnen vielleicht noch nicht bekannt ist," fuhr der Kaufmann fort. „Sabine ist seit dem Tode meines Vaters mein stiller Associé; ihr Rath und ihre Willensmeinung haben in unserm Geschäft öfter den Ausschlag gegeben, als Sie wohl meinen. Sie ist auch Ihr Chef gewesen, lieber Wohlfart." Er winkte der Schwester und verließ das Zimmer.

Erstaunt sah Anton auf den Chef im hellen Frauengewande. Manches Jahr hatte er, ohne es zu wissen, auch ihr gehorcht und ihr zu Diensten gehandelt. Und wie in alter Zeit sich der reisige Vasall seiner jungen Lehnsherrin neigte, so verneigte auch er sich unwillkürlich vor der jungfräulichen Gestalt, welche jetzt mit gerötheten Wangen auf ihn zu trat.

„Ja, Wohlfart," sprach Sabine schüchtern. „Auch ich habe ein kleines Anrecht an Ihr Leben gehabt. Ich war's, die Ihrem Vater versprach, hier im Hause für Sie zu sorgen. Ich war selbst noch ein unerfahrenes Kind, und das Vertrauen des fremden Gastes machte mich glücklich. Ihr Vater, der würdige alte Herr, wollte bei uns sein Sammtkäppchen nicht aufsetzen, das ihm aus der Tasche guckte, bis ich es ihm herauszog und auf die weißen Locken drückte; damals dachte ich, wird mein Lehrling auch so hübsche Locken haben? — Und als Sie zu uns kamen und Allen gefielen, und der Bruder Sie den besten

unter den jüngeren Herren nannte, da war ich so stolz auf Sie, wie nur Ihr guter Vater hätte sein können."

Anton stützte sich auf das Pult und verbarg seine Augen mit der Hand.

„Und weil ich immer empfand, daß Sie ein wenig mir gehörten, bat ich den Bruder, Sie auf der gefährlichen Reise mitzunehmen; ich wußte Sie bei ihm und fühlte mich nicht ganz von ihm getrennt. Auch für mich haben Sie in der Fremde gearbeitet, Wohlfart, und als Sie in der Schreckensnacht unter Feuer und Waffenlärm auf den Frachtwagen standen, da waren mein die Waaren, die Sie retteten. Und deshalb, mein Freund, komme ich auch jetzt als Kaufmann zu Ihnen und noch einmal bitte ich Sie, eine Arbeit für mich abzumachen. Sie sollen mir ein Conto durchsehen."

„Ich will, Fräulein," erwiederte Anton abgewandt, „aber nicht in dieser Stunde."

Sabine griff in den Schrank, sie legte zwei Bücher mit goldenem Schnitt, in grünes Leder gebunden, auf das Pult. Und Anton bei der Hand fassend bat sie mit zitternder Stimme: „Kommen Sie doch, sehen Sie mein Soll und Haben an." Sie öffnete das erste Buch. Unter kunstvollen Schnörkeln standen die Worte: „Mit Gott." „Geheimbuch von T. O. Schröter."

Anton trat erschrocken zurück: „Es ist das Geheimbuch der Handlung!" rief er, „das ist ein Irrthum."

„Es ist kein Irrthum," sagte Sabine, „ich wünsche, daß Sie es durchsehen."

„Das ist unmöglich, Fräulein!" rief Anton. „Nicht Ihr Herr Bruder und nicht Sie können das im Ernst wollen. Verhüte Gott, daß sich ein Anderer an dieses Buch wage als die Herren des Geschäfts. So lange eine Handlung steht, sind diese Blätter für keines Menschen Auge, als für die Augen der Herren, und nach ihrem Tode für die nächsten Erben. Wer in dies Buch gesehen hat, der weiß, was nie

ein Fremder erfahren darf. Und diesem Buche gegenüber ist auch der treuste Freund ein Fremder. Als Kaufmann und redlicher Mensch darf ich Ihren Wunsch nicht erfüllen."

Sabine hielt seine Hand fest. „Sehen Sie doch hinein, Wohlfart," bat sie, „sehen Sie wenigstens die Aufschrift an." Sie schlug den Deckel zurück. „In diesem Buche steht: T. O. Schröter," sie fuhr mit der Hand über die Blätter. „Es sind nur noch wenige leere Seiten darin, das Buch geht mit dem Jahre zu Ende." Sie schlug den Deckel des zweiten Bandes auf und sprach: „Dies Buch ist leer; hier aber steht eine andere Firma. Was steht hier?"

Anton las: „Mit Gott." „Geheimbuch von T. O. Schröter und Compagnie."

Sabine drückte seine Hand und sprach leise und bittend: „Und der neue Compagnon sollen Sie sein, mein Freund."

Anton stand regungslos, aber sein Herz pochte laut, und hell stieg die Röthe auf seine Wangen. Noch immer hielt Sabine ihn bei der Hand, er sah ihr Antlitz nahe an dem seinen, und wie einen Hauch fühlte er ihren leisen Kuß auf seinen Lippen. Da schlang er den Arm um die Geliebte und lautlos hielten die Glücklichen einander umfaßt.

Die Thür öffnete sich, der Kaufmann stand auf der Schwelle. „Halt' ihn fest, den Flüchtling!" rief er. „Ja, Anton, seit Jahren habe ich diese Stunde ersehnt. Seit du in der Fremde an meinem Lager knietest und meine Wunde verbandest, trug ich im Herzen den Wunsch, dich für immer mit unserm Leben zu vereinigen. Als du von uns gingst, sah ich mit Zorn meine liebste Hoffnung zerstört. Jetzt halten wir dich, du Schwärmender, in den Blättern des Geheimbuches und in unsern Armen." Er zog die Liebenden an sich.

„Du hast dir einen armen Compagnon gewählt!" rief Anton am Herzen des neuen Bruders.

„Nein, mein Bruder, Sabine hat als kluger Kaufmann gehandelt. Besitz und Wohlstand haben keinen Werth, nicht

für den Einzelnen und nicht für den Staat, ohne die gesunde Kraft, welche das tote Metall in Leben schaffender Bewegung erhält. Du bringst in das Haus die rüstige Jugendkraft und einen geprüften Sinn. Sei willkommen in diesem Hause und in unsern Herzen!"

Und strahlend vor Freude hielt Sabine beide Hände des Verlobten fest. „Kaum konnte ich länger ertragen, dich so still und traurig zu sehen. Jeden Mittag, wenn du den Stuhl rücktest, war mir, als müßte ich dir nachfliegen und dir sagen, daß du zu uns gehörst für immer. — Du hast nicht gesehen, du Blinder, was in mir vorging, und Lenorens Bräutigam hat doch Alles gewußt."

„Er?" frug Anton. „Ich habe zu ihm niemals von dir gesprochen."

„Sieh her!" rief Sabine und zog den Zettel Finks aus der Tasche. Es stand nichts darin, als die Worte: „Gute Freundschaft, Frau Schwägerin."

Und wieder schloß der glückliche Anton die Geliebte in seine Arme. —

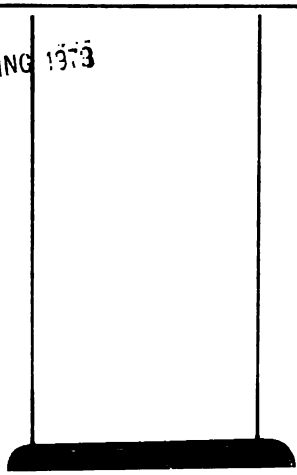
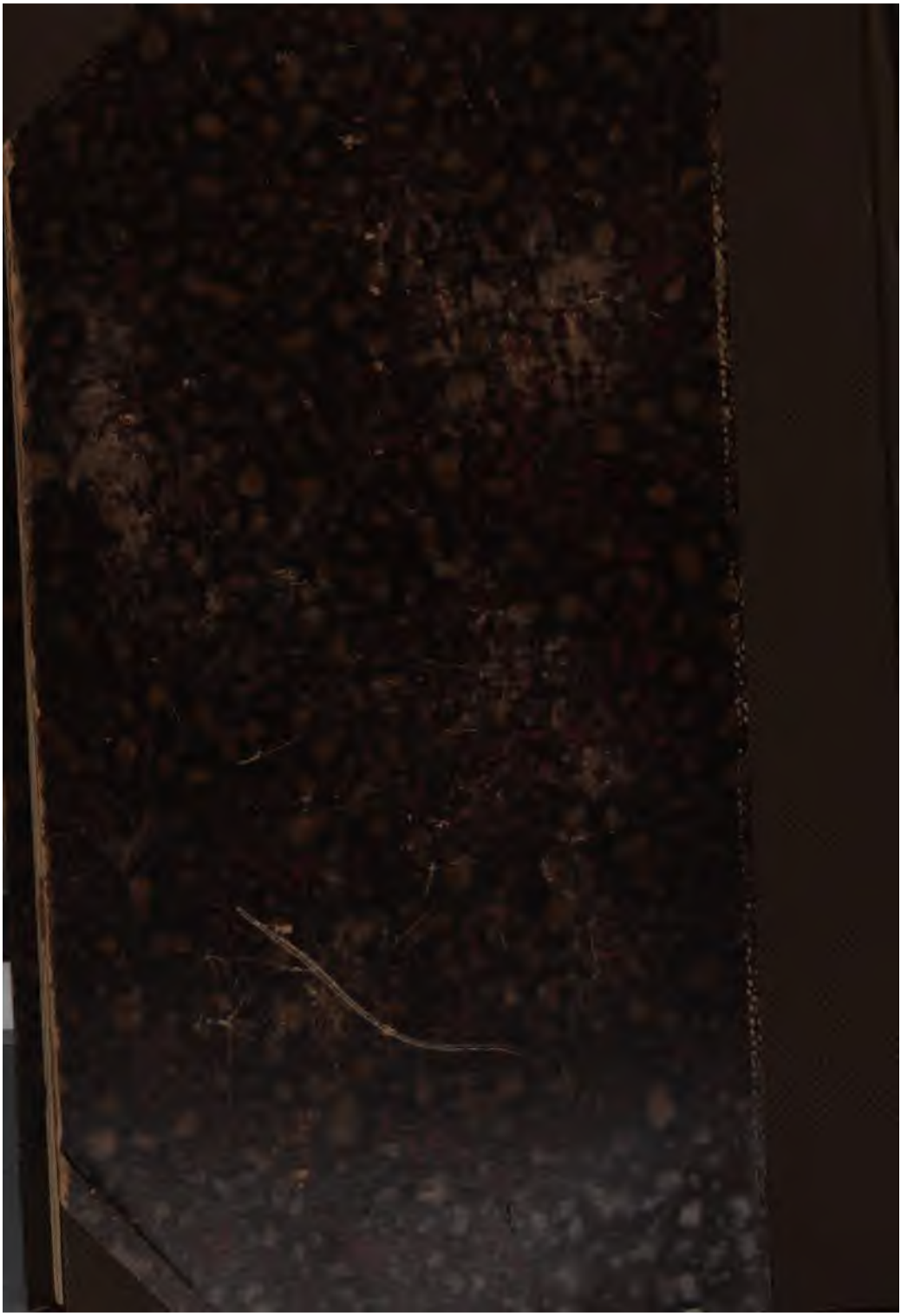
Schmücke dich, du altes Patricierhaus, freue dich, sorgliche Tante, tanzet, ihr fleißigen Hausgeister im dämmerigen Flur, schlage Burzelbäume auf deinem Schreibtisch, du lustiger Gips! Die poetischen Träume, welche der Knabe Anton in seinem Vaterhause unter den Segenswünschen guter Eltern gehegt hat, sind ehrliche Träume gewesen. Ihnen wurde Erfüllung. Was ihn verlockte und störte und im Leben umherwarf, das hat er mit männlichem Gemüth überwunden. Das alte Buch seines Lebens ist zu Ende, und in eurem Geheimbuch, ihr guten Geister des Hauses, wird fortan „mit Gott" verzeichnet: sein neues Soll und Haben.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 124 456 059

PT1873
S6
1898
v.2

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

SPRING 1973